

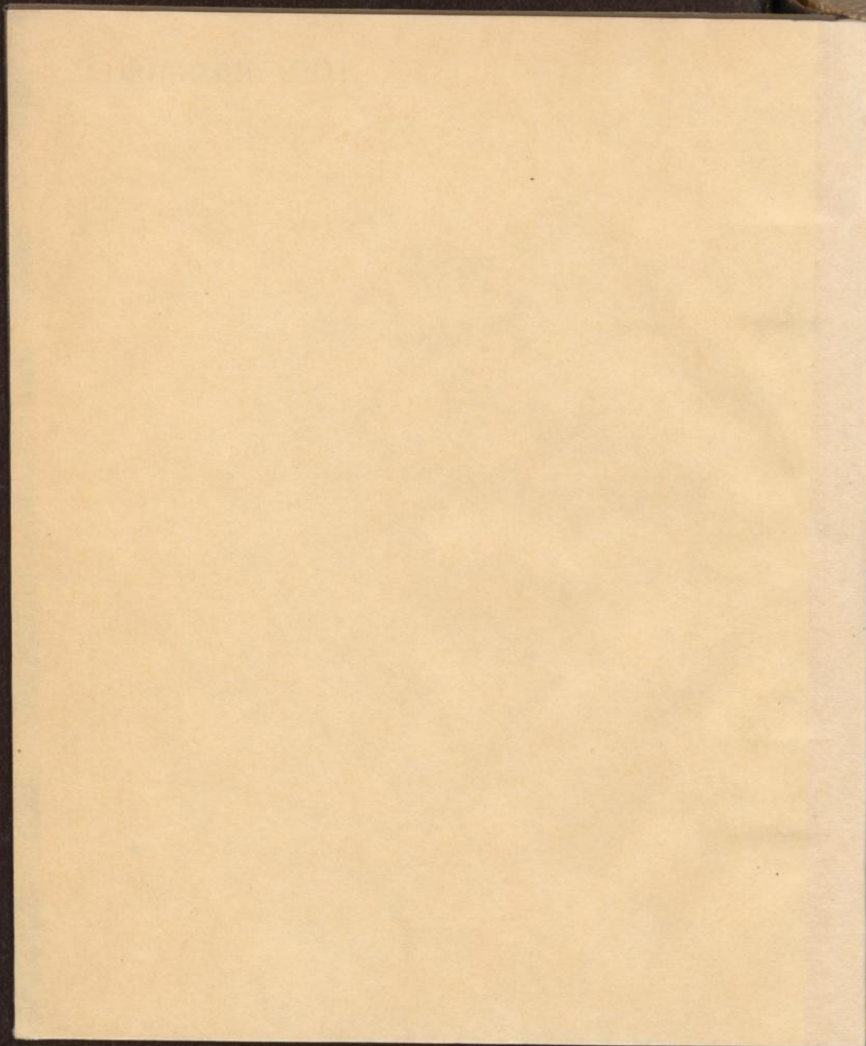
n

age

it.
19



Rümann 1001





52 Sonntage
oder
Tagebuch
dreier Kinder
von
A. Stein.

[1846]

D. Lit. 17919
2/10

a. Stem [d. i.] Margarete Wulff >



50. g. 1875

Erster Sonntag.

Heiße! Ich fange an! Zu meinem Geburtstage habe ich ein schön eingebundenes Buch von meiner lieben Mutter bekommen, roth mit goldenen Kanten, und darin ist nichts, als weißes Papier, und oben auf steht mit goldenen Buchstaben „Tagebuch.“

Ich fragte gleich: „Was ist denn das?“ — Da sagte die liebste Mama: „Das ist ein Buch, in welches Du, Otto und Marie alles Wichtige einschreiben und beschreiben sollt, was Ihr vornehmt und erlebt; das wird dann eine lange Geschichte und heißt ein Tagebuch, und Ihr könnt dann später darin wieder nachlesen, was Ihr vielleicht vergessen habt. Jeden Sonntag müßt Ihr das Erlebte

ausschreiben, aber der Reihe nach, einen Sonntag Du, den zweiten Marie, den dritten Otto."

"Ja," sagte ich, "wenn wir aber nichts erleben?" —
Da lachte Mama: "Etwas erlebt man immer, da giebt nur Acht! wenn es auch nur ist, daß Du Bekanntschaft mit Herrn Flohr's Lineal machst." Woher Mama das wohl weiß? ich spreche doch niemals davon. —

Als ich an Marie sagte, daß ich ein Tagebuch schreiben wolle, sagte sie: "Das kannst Du gar nicht, Bücher werden nicht geschrieben, die werden gedruckt." Daß Bücher zuerst geschrieben werden müssen, das wollte sie gar nicht glauben.

Mama, denn ich nenne sie doch am liebsten Mama, sagt, wenn man zuerst sein Tagebuch schreibt, muß man sagen, wie alt man ist, und wie man heißt. Ich heiße Wilhelm, die Leute im Hause nennen mich beständig Willi; damit geht es mir ganz wie unserm Vater; wir nennen ihn Peter, aber in der Gefindestube heißt er immer Hans. Er macht sich aber auch nichts daraus, und hört auf beide Namen. Ich bin zwölf Jahre und drei Tage alt und einen Kopf größer, als mein Bruder; Otto

sagt freilich, es wäre nur zwei Finger breit Unterschied, aber das sagt er nur, weil er gern groß sein will. Ich bilde mir auch gar nichts darauf ein, weil ich ja auch älter bin.

An meinem Geburtstag begegnete mir sehr viel Wichtiges, denn ich bekam wunderschöne Geschenke. Einen neuen Anzug, einen Strohhut, eine Drechselbank, einen Kasten mit Geräthschaften, einen großen Gummiball, einen Malkasten, Bücher und sonst noch allerlei. Von Marien bekam ich einen Geldbeutel, den sie selber gestrickt, und darin hatte sie vier blanke Groschen aus ihrer Sparbüchse gesteckt, die kleine, gute Marie. — Mein Bruder schenkte mir eine große Peitsche und einen kleinen Sack voll Läufer, darüber freute ich mich sehr. Großmama hatte eine Schachtel mit Zuckerwerk für mich geschickt, und auf dem Deckel stand ein kleiner Vers; ich will ihn nur lieber hersehen:

„Conjugiren und decliniren — Kuchen“

Dividiren und subtrahiren — Kuchen

„Kenne auf Griechisch und Latein — Kuchen“

„In allen Sprachen muß in den Kopf hinein — Kuchen“
 „Such' nur das Wissen mit Löffeln zu essen“
 „Wirst es dann nimmer verschmäh'n und vergessen.“

* * *

Ueber den Spaß lachten wir Alle. —

Außerdem war noch ein großer Kuchen für mich gebacken, mit zwölf Lichtern und dem Lebenslicht, und oben auf stand, in lauter weißen Zuckerperlen: Vivat Wilhelm! Marie tanzte immer um den Kuchen herum und sagte: „Da steht: Vivat Schelm! Das bist Du auch! Das bist Du auch!“

Der armen kleinen Marie erging es recht schlimm! bei Tisch ward meine Gesundheit getrunken, ganz feierlich; als der Braten kam, schlug Papa mit dem Messer an sein Glas, und darauf bekamen wir alle süßen Wein, und klirrten mit den Gläsern an, und riefen Hurrah! ich rief auch mit. Marie bekam zum allerersten Male Wein: ein ganz kleines Glas voll, aber es mußte doch zu viel gewesen sein, denn als wir vom Tische aufstanden, sagte Mama: „Marie, hebe meinen Handschuh von der Erde auf!“ Aber Marie, die sonst so flink ist, rührte sich gar nicht und sah

ganz weinerlich aus; zuletzt sagte sie: „Mama, ich kann nicht; ich kann gar nicht auf meinen Beinen stehen. Ach! Mama, das hättest Du doch nicht leiden sollen, ich habe viel zu viel gegessen!“ Sie hatte aber zu viel getrunken! — Wir lachten Alle, und Marie ward in ihren kleinen Lehnstuhl gesetzt und schlief ein; Mama sagte aber: „Ihr müßt die arme Kleine ja nicht damit necken, es ist ja gar nicht ihre Schuld.“ Marie sagt noch immer: „An Bruder Wilhelms Geburtstag habe ich viel zu viel gegessen.“ Wir lachen dann, aber sie weiß nicht weshalb.

Nach dem Essen gingen Otto und ich in den Garten, um mit den Läufern zu spielen; es war eigentlich tüchtig kalt, aber wir fühlten es gar nicht. Anfangs ging es sehr gut, aber ich gewann immer, und da ward Otto ärgerlich und sagte: „Du bist ein rechter Esel!“ Ich war ganz erstaunt; „Otto,“ sagte ich, „das sagst Du mir an meinem Geburtstag?“ — Das war ihm gar nicht eingefallen, er war ganz traurig und sagte: „Daran habe ich gar nicht gedacht, sei nur nicht böse, Wilhelm.“ Darauf spielten wir weiter, und nun ging es ganz gut.

Am Abend kamen alle meine besten Freunde, und wir

spielten ganz köstlich. Zulezt ward ein Mehlkuchen mit den Händen geformt, unten breit und oben spiz, ganz wie der Chimborasso, sagte Herr Flohr, der auch mitspielte, und oben auf dem Gipfel ward ein Groschen gesteckt. Derjenige, bei dem der Berg pardauz zusammenstürzte, mußte den Schilling mit den Zähnen herausholen: das war lustig, aber eigentlich recht fatal. Der das thun mußte, zog dann jedesmal seine Sacke aus, und bekam ein weißes Tuch vorgesteckt, um seine Kleider nicht zu verderben; wenn aber der Schilling fiel, schrieen wir alle vor Schrecken und vor Vergnügen, Papa sagt: „ganz mordmässig.“

Um zehn Uhr ging ich zu Bette; nachdem ich den lieben Eltern herzlich gedankt, schloß ich den Dank gegen Gott in mein Gebet ein. Das war ein schöner Tag! — Nun weiß ich nichts mehr, künftigen Sonntag ist die Reihe an Marie. Ich will nur wünschen, daß sie bis dahin was erleben mag.

Wilhelm.

Zweiter Sonntag.

Ich bin Marie, aber ich werde auch Mica genannt und Mini und Mariechen, und Großmama sagt oft Prinzessin Pumbia, aber das ist nur Spaß, so heiße ich gar nicht. — Ich bin neun Jahre alt, und Mama sagt, ich sei ganz groß für mein Alter; aber die Brüder necken mich immer und sagen, Kleinchen und Lilliputchen, oder kleines Knirpschen, das mag ich gar nicht haben.

Jetzt will ich gleich das Wichtigste schreiben; vor vier Tagen haben wir die liebste Großmama besucht, und wir fuhren fast den ganzen Weg auf der Eisenbahn. Ich hatte noch niemals eine Eisenbahn gesehen, und die Brüder machten mich ganz furchtsam durch ihre Beschreibung. Sie sagten: „Marie, wenn der Zug ankommt, so ist es eben, als

ob ein großes Ungeheuer auf eisernen Füßen daher gerannt käme, pustend und schnaubend, und Rauch und Feuer auswerfend, das nimmt uns dann in seinen Bauch auf, und galoppirt mit uns davon.“ Das klang doch gar zu gräßlich! — Auf der Bahn ging alles so geschwind, daß ich keine Zeit bekam, mich zu fürchten.

Ehe der Zug ankam, sprachen die Herren mit mir, die etwas dabei zu sagen haben, und fragten: „ob ich glaube, daß meine Puppe werde zugelassen werden; sie dürfe nur mit, wenn sie noch keine drei Jahr alt sei, aber sie habe ganz das Ansehen als ob sie viel älter wäre.“ Glücklicherweise konnte Mama auch sagen, daß ich sie erst Weihnachten vor einem Jahr bekommen habe; das war ein rechtes Glück! — Als das Gepäck gewogen ward, wogen sie mich und die Puppe auch; ich wog $58\frac{1}{2}$ Pfund und das liebe kleine Clärchen $3\frac{1}{2}$ Pfund. —

Als wir bei Großmama ankamen, stand Kaffee und Chocolate auf dem Tisch und wir Kinder bekamen auch davon. Großmama küßte mich und sagte: „Hast Du Dich nicht gefürchtet?“ „Nein, Großmama, aber es war, als ob ein großes, schwarzes Unthier mit uns davon lief; ich

glaube, es sah aus wie ein Elefant.“ Großmama lachte und sagte: „Wie gut, daß das große, schwarze Unthier mir mein klein, weiß Käzchen nicht gefressen hat!“ —

Wir besahen das ganze Haus und Großmama's Garten, aber der ist sehr klein, und es wachsen wohl Blumen darin, nur gar nicht viele. Ein Grasplatz ist da, ein Zelt und große Bäume und Bänke und ein Tisch. Aber nicht einen Stachelbeerbusch, nicht einen Kirschbaum und gar keine Erdbeeren hat die arme Großmama. Wilhelm sagte: „Das ist ordentlich kümmerlich.“

Sehr was Hübsches hat Großmama doch: einen kleinen Hühnerhof, ganz rein, mit weißem Sande ausgestreut, und in der Mitte steht ein Baum. Dort sind lauter bunte Hühner und kleine weiße Hühnchen, und ich durfte Eier aus den Nestern nehmen und in's Haus tragen und hernach auch Futter hinstreuen. Ich wollte, wir hätten auch einen Hühnerhof, dann wollte ich die Eier immer in meine Schürze sammeln.

Am Abend war ich ganz allein mit Großmama und saß auf einer kleinen Fußbank dicht neben ihr, und weil es schon etwas dunkel war, ward ich müde und sagte:

„Bitte, Großmama, erzähle mir eine Geschichte, damit ich nicht einschlafe.“ „Ja,“ sagte Großmama, „da muß ich wohl von den Hühnern erzählen, weil Du die so gerne hast.“ Ich klatschte in die Hände, und nun erzählte Großmama, und ich habe Alles behalten, und sie erzählte so:

Es war einmal ein kleiner Hahn, sehr bunt und sehr schön, und der stand leider, denn die Wahrheit muß man doch sagen, mit anderen Hühnern auf einem recht schmutzigen Düngerhaufen, und pickte nach Würmern und Körnern umher, und krächte dabei sehr ärgerlich und sehr unzufrieden. „Ich bin so hübsch,“ dachte er, „und gehöre hier eigentlich gar nicht her; ich habe gelbe, rothe, grüne, schwarze und blaue Federn, und bin viel zu prächtig, um auf einem Düngerhaufen zu stehen, gleich den anderen dummen Hühnern und Hähnen, die neben mir recht miserabel aussehen. Ein so schönes Thier, wie ich bin, müßte ganz anders genährt werden, und mit Zuckerbrod und goldenem Hafer gefüttert werden.“

Die anderen Hühner liefen geschäftig umher und riefen Gack, Gack oder Kickeriki, so oft sie ein Körnchen fanden, oder sich darum stritten, aber mein lieber Hahn kratzte un-

geduldig und alles aufwühlend, bis er mit einem Mal ein kleines goldenes Glöckchen fand, an einem goldenen Schnürchen. Das betrachtete er ganz verwundert und pickte mit dem Schnabel daran, da sagte das Glöckchen kling, ling, ling, und rasch fiel schönes Zuckerbrod, wie aus der Luft, vor ihm nieder, und blanke Haferkörner aus purem Golde.

Der kleine schöne Hahn hob eine Klaue hoch in die Luft, und reckte seinen Kopf so stolz, daß er sich fast den Kopf verdrehte, dann aber fiel er über das Zuckerbrod her, und schluckte, und schluckte, damit nur die anderen Hühner nicht davon bekommen möchten. Diese liefen herbei und fanden nur noch die goldenen Haferkörner, die sie nicht beißen konnten und liegen ließen. Der Hahn aber hob wieder einen Fuß majestätisch in die Höhe, hing sich das Glöckchen um, und ging fort. —

Wo er ging, himmelte und klingelte das Glöckchen, und wo es klingelte, fiel Zuckerbrod und Goldhafer auf die Erde, und unser Hahn fraß davon, so lange er nur konnte.

Als das so ein paar Tage gedauert hatte, ward er ärgerlich und dachte: „Das ist alles einfältiges Zeug;

Suchen mag ich nicht mehr, und Goldhafer kann man nicht fressen, was soll ich also damit? Die anderen garstigen Hühner, die mit ihren grauen, weißen und schwarzen Kleidern umherlaufen, und sich ihr Futter mühselig suchen müssen, sind ja viel glücklicher als ich; sie finden doch mitunter einen fetten Maikäfer, einen schönen, langen Regenwurm, oder solche gute Dinge, die ich so gern fresse, die aber jetzt viel zu schlecht für mich sind. Wegwerfen kann ich das hübsche Glöckchen doch nicht, ich sehe wunderschön damit aus, und ein so prächtiges Thier muß doch auch etwas Besonderes haben; ich wollte nur, ich sähe mich wie die Anderen in dem Misthaufen kragen und wühlen, denn es ist eigentlich sehr hübsch da.“

So dachte der schöne Hahn und wie er weiter ging, klingelte das Glöckchen, und als es klingelte, fiel das zierliche Futter nieder, und der Hahn seufzte und pickte davon, aber lustig wie die übrigen Hühner war er nie mehr.

* * *

Als Großmama stille schwieg, fragte ich: „Großmama, ist das schon aus?“ „Ja, natürlich; der Hahn hat bekommen, was er wünschte; wenn das geschieht, ist eine

Geschichte allemal aus.“ „Das ist Schade,“ sagte ich, „denn vergnügt war der Hahn doch gar nicht.“ „Das wird wohl seine Schuld gewesen sein,“ sagte Großmama; „aber weißt Du denn, was man aus der Geschichte lernen kann?“ — Ich bedachte mich ein wenig, und da antwortete ich: „Ja, daß man nicht zu viel Kuchen essen muß, denn sonst bekommt man Leibschmerzen.“

Großmama lachte: „Nein, siehst Du, Leibschmerzen bekam der Hahn, glaube ich, nicht, aber aus meiner Geschichte läßt sich doch etwas lernen; besinne Dich nur, dann fällt es Dir wohl ein.“

Ich wußte gar nicht, was Großmama meinte, aber ich erzählte die Geschichte an Wilhelm, und der sagte: „Du sollst daraus lernen, daß man sich nichts einbilden soll auf seine grünen, blauen und rothen Federn!“ „Aber, Wilhelm,“ sagte ich, „ich habe ja keine Federn!“ „Das ist wahr,“ sagte er, „aber das soll es doch sein.“ Das mochte ich gar nicht an Großmama sagen, und so sagte ich lieber nichts, und sie fragte auch nicht weiter. —

Nun will ich noch sagen, daß Großmama mir eine Schachtel mit Spielsachen schenkte, kleine Möbel von Blech,

sehr hübsch, und ich bin in der Stadt umher gegangen, und einmal bin ich gefallen, recht in den Schmutz, weil meine Stiefellitze nicht festgebunden war. Nun thu mir die Finger weh, ich kann gar nicht mehr schreiben. Das ist auch genug. Uebrigens wird das Schreiben des Tagebuchs uns noch viel Vergnügen machen, und was das Beste dabei ist, wir geben jetzt viel besser auf Alles acht, was um uns her vorgeht, um nur an unserm Sonntag recht viel zu schreiben zu haben. Herr Flohr, dem wir das sagten, meinte, auf die Art lebten wir doppelt, einmal in der Wirklichkeit, und einmal in der Erinnerung. Das ist nun wohl wahr, und schön und gut, wenn man nur immer etwas Unangenehmes erlebte. Aber, aber — wenn man nun einmal unordentlich gewesen ist, oder gar faul und ungehorsam, und man wird bestraft und die lieben Eltern sehen uns mit betrübtem Blick an, das ist dann doch recht schlimm. Na, ich will mich schon in Acht nehmen.

Marie.

Dritter Sonntag.

Wenn ich anfangen wollte, wie Marie, so könnte ich nur sagen: ich bin Otto! Das will ich aber doch nicht! Ich heiße Otto und bin 10 Jahre und drei Monate alt; ich sehe wohl, daß Wilhelm geschrieben hat, er sei einen halben Kopf größer, als ich, aber er hätte auch nur sagen sollen, daß er immer auf den Fußspitzen steht, wenn wir uns messen. Ein halber Kopf ist es auf keinen Fall. — Daß ich ihn Esel genannt habe, das hätte er lieber auch nicht schreiben sollen, denn ich sagte es in der Hitze, und es ist nur, weil es sein Geburtstag war, denn sonst ist das ja gar nicht so etwas Schlimmes. Ein Esel kann man ja leicht einmal sein. —

Stein, 52 Sonntage.

Vorgestern ging ich mit meinem kleinen Vetter Rudolph am Hafen spazieren; es stürmte etwas, und wir sahen uns die Schiffe an, die auf und nieder tanzten. Er ist sechs Jahre alt, aber weil er für sein Alter groß und kräftig ist, soll er ein Seemann werden, und er hat wohl Lust dazu, und doch auch wieder nicht. Als die Schiffe so tanzten, ward er ganz roth und sagte: „Otto, siehst Du wohl, wie die Schiffe tief sinken?“ — „Ja,“ antwortete ich, „aber sie kommen doch wieder in die Höhe.“ „Wenn ich einmal ein Schiff habe,“ sagte er, „dann geht es auch oft tief, tief nieder, aber es kommt immer wieder in die Höhe, einmal aber geht es noch tiefer, ganz, ganz auf den Grund, aber dann kommt es nicht wieder in die Höhe, ich bin aber dann nicht unten im Wasser, ich bin im Himmel beim lieben Gott.“

Als ich nach Hause kam, erzählte ich das an meine Mutter, und da weinte sie. Geweint habe ich freilich nicht, als er das sagte, aber mir ward doch ganz wunderbar, deshalb sagte ich auch lieber kein Wort, sondern schwieg still. — Hernach sprach ich doch wieder und sagte: „Wenn du ein eigenes Schiff hast, so hole mich einmal

ab; ich will so gerne die Schwarzen in ihrem Vaterlande sehen und sehen, wie Cocosnüsse und Datteln an den Bäumen wachsen.“

Das versprach er mir, aber Datteln kannte er gar nicht. „Sind das Früchte?“ fragte er, „und sind sie sehr süß?“ — Das lag ihm sehr am Herzen, denn etwas Süßes mag er gerne. Zuletzt wurden wir einig, seine erste Reise solle nach Afrika sein, und er holt mich ab. — Ein Schiff ist nur gewiß schwer zu bekommen, das kostet viel Geld; das ist das Schlimmste. —

Gestern kam Rudolphs Vater zu uns und erzählte eine kleine hübsche Geschichte von ihm. Zu Mittag waren unerwartet zwei fremde Herren gekommen, und die Mutter ist nicht zu Hause, die ist verreist; der Vater aber wußte, daß Fische gekauft waren, ich weiß nicht mehr welche, aber Fische waren es, und da ging er in die Küche und fragte die Köchin, ob auch Fische genug wären, daß die Kinder auch bekommen könnten? „Denn ich mag nicht,“ sagte er, „wenn eine Schüssel auf den Tisch kommt, der man es gleich ansieht, daß nicht Alle davon bekommen können.“ Die Köchin sagte, nein, es wären gar nicht

genug Fische da; aber es war schon zu spät und sie konnte nicht mehr auf den Markt gehen, weil sie viel zu thun hatte.

Rudolph hatte das angehört, und er hatte noch vier Pfennige in seiner Tasche, die seine Mama ihm beim Abschied geschenkt, damit er sich einen kleinen Spas machen könne. Damit ging er auf den Markt; an die großen Fische wagte er sich nicht mit seinen vier Pfennigen, und die Fischfrauen sahen vielleicht etwas alt und unfreundlich aus, denn er ging immer auf und nieder vor ihnen und sagte kein Wort. Da redete ihn eine an und sagte: „Komm her, mein Junge, willst Du die kleinen, blanken Fische einmal recht in der Nähe besehen?“ —

Da kriegte er Courage und trat näher, und zuletzt kaufte er vier kleine, kleine Fische für seine vier Pfennige und trug sie in seinem Schnupstuche nach Hause. Es thut mir nur leid, daß ich nicht mit dabei war!

Mit seinen Fischen lief er in die Küche und sagte: „Sophie, da sind vier Fische für mich und meine Brüder, nun hast Du doch Fische genug, denn es ist schon einer zuviel, aber das mag ja Papa gerne.“ Sophie sagte: „Kind, ich habe gar keine Zeit, die kleinen hübschen Fische

zurecht zu machen.“ „Dann zeige es mir nur,“ antwortete Rudolph, „ich will es schon thun.“ Die Köchin zeigte es ihm auch, und nun schappte und schuppte er mit einem kleinen Messer, und die Fische wurden mit gekocht und er und seine Brüder verzehrten sie bei Tische. Dem Vater hatte die Köchin Alles gesagt, damit er nicht lachen oder unwillig werden möge, wenn die kleinen Karpfische auf dem Tische erschienen. Rudolph aber sah seinen Vater an und lächelste, und der nickte ihm zu und nahm den vierten kleinen Fisch mit auf seinen Teller.

So, das war eine lange Geschichte! und von mir selber habe ich noch gar nichts erzählt, und es ist doch Mancherlei vorgefallen. Gestern habe ich das Tintenfaß umgestoßen, es war leider ganz voll; die Tinte floß auf dem Tisch umher und ich war ganz erschrocken und wollte das Glas aufheben, und dabei goß ich noch den letzten Rest aus; meine Finger waren ganz naß dabei geworden und im ersten Schrecken wischte ich sie an meinen Beinkleidern ab, und ich hatte ganz helle an! Herr Flohr kam eben in's Zimmer und sagte: „Was ist das für eine abscheuliche Schweinerei?“ — Ich war ganz verdußt und nun

floß die Tinte vom Tisch herab und auf meine Strümpfe. Ich weiß gar nicht mehr recht, was Alles geschah, denn ich fing zu weinen an, und dabei kam ich mir mit den Händen in's Gesicht, und die waren noch schwarz; Herr Flohr, der zuerst sehr böse war, fing an zu lachen und sagte: „Das muß wahr sein, wenn Du einmal Dummheiten begehst, so thust Du es vollständig; jetzt gehe nur zu Deiner Mama, und bitte um gutes Wetter wegen Deiner verdorbenen Kleider.“

Die liebste Mama war gar nicht sehr ungehalten, das ist sie nur, wenn wir uns unter einander streiten und schlagen, das mag sie nicht haben. — Aber wieder rein zu werden! Das war eine Kunst! Da half keine Seife und kein Bürsten, es mußte Kleesalz zu Hülfe genommen werden, und auch damit ging es kaum. Meine Hosen hat ein armer Junge bekommen, und das war ein Spaß! — Kaum hatte er sie bekommen, so kam ein Polizeidiener in's Haus und hielt den Jungen an der Hand und ließ sich bei Mama melden, und da sagte er: „Darf ich fragen, ob Sie diesem Jungen da die so prächtigen Hosen geschenkt haben?“ — Mama sagte ja, und da ließ

er den Jungen gehen und ging auch. — Mama war ganz ernsthaft, aber hernach lachte sie doch herzlich, und ich brüllte ordentlich vor Jubel. — Mama drohte mit dem Finger und sagte: „Daß Du von der Geschichte noch einen Spaß hast, verdienst Du wohl am wenigsten.“

Nun ja, ein kleiner Spaß war das wohl, aber doch lange kein Ersatz für meinen innerlichen Unmuth, denn wenn ich irgend eine Dummheit gemacht habe, dann bin ich so ärgerlich, ja böse auf mich selber, ich glaube, ich könnte mich prügeln, wenn das nur anginge. Und dabei schäme ich mich auch, denn ich kann es nicht läugnen, wenn Wilhelm oder einem meiner Kameraden so etwas passirt, so bin ich in der Regel der erste, der mit Necken und Lachen hinter ihm her ist. Da werde ich mich künftig doch mäßigen müssen.

Ich könnte noch viel erzählen, aber ich kann doch nicht den ganzen Tag schreiben, und schmieren darf ich nicht, das ist verboten.

Otto.

Vierter Sonntag.

Otto weiß immer so Lustiges zu schreiben, worüber man lachen kann, aber das verstehe ich gar nicht. Ich habe auch schon ein paarmal das Tintenfaß umgeworfen, aber wenn ich das hätte erzählen wollen, lustig wäre es gewiß nicht geworden. Ich war auch jedesmal traurig nachher, denn gewöhnlich hatte ich alle meine Ausarbeitungen verdorben und mußte nacharbeiten, was gar kein Vergnügen ist. Aber Otto kann immer lachen; einmal bekam er Schläge von Herrn Flohr, und der schlug einmal daneben auf den Tisch, und darüber kam Otto so in's Lachen, daß Herr Flohr auch lachte und den Stoß weg stellte. Ich hätte gar nicht die Courage gehabt, zu lachen. —

Heute Morgen sind wir mit Tante Susanne spazieren gegangen; sie trank ihren Kräutertrank, und Sonntags haben wir recht Zeit mit ihr umher zu traben. Jedes von uns will ihr immer gern die Kräuter einschenken, aber sie zählt so:

„Uhle, Uhle,
 Geh' in die Schule,
 Wann Du was kannst,
 Heißest Du — Hans!“

Und wo das Wort: Hans, hinfällt, der schenkt ein. Ich habe es heute gethan, und Marie hüpfte umher und rief: „künftigen Sonntag heiße ich Hans, künftigen Sonntag heiße ich Hans!“ Aber Otto sagte: „Das ist noch gar nicht gewiß, denn Tante Suschen zählt ganz ehrlich, nicht wahr, süße Tante Susse?“

„Ja,“ antwortete Tante Susanne, „Sonntag zähle ich ganz anders, Ihr sollt euch wundern!“ — „Wie denn, Tante? Wie denn? und nun plagten wir tüchtig. Zuletzt sagte sie: „so stellt Euch hin,“ und nun zählte sie so:

„Hicke, hake Heu,
 Hicke, hake Haferstroh,

Manch' ein braver Bursch'
 Thut so, thut so!
 Mein Vater ist ein Schnitzler worden,
 Hat mir schnitzelt einen Holz',
 Sing mit mir in's Holz.
 Suck! Vater, was ist das?
 Sohn, das ist ein weißer Has,
 Puf! den schieß ich auf die Nas', —
 Puf! —

„Wo es Puf heißt, der ist es.“ Wir lachten und
 zuletzt baten wir: „Tante, zähle Sonntag noch anders,
 willst Du? willst Du?“ — Sie sagte nicht ja, nicht nein,
 aber ich glaube, sie thut es doch. —

Auf dem Wege pflückten wir Blumen für Mama,
 und als Tante Susanna die kleinen rothen, blauen, wei-
 ßen und gelben Blumen sah, da sang sie ihr Lieblings-
 lied, das klingt so hübsch, wenn sie singt! Otto sagte
 leßt hin: „ich mag Tante Susanne lieber hören, wie den
 Kuckuck und die Nachtigall.“ Das kleine Lied heißt so:

„Eine Blume roth,
 Eine Blume roth,

Sollst Du von mir tragen,
 Und bis in den Tod,
 Und bis in den Tod,
 Nimmermehr verzagen!

Halt' die Blume lieb,
 Halt' die Blume lieb,
 Und sollt' sie verderben,
 Dann mir Nachricht gieb,
 Dann mir Nachricht gieb,
 Denn, dann will ich sterben."

* * *

Marie sagte: „Tante, warum willst Du denn sterben, wenn die Blume verdirbt? Du kannst ja eine andere pflücken.“ Tante Susanne lächelte und sagte: „Das heißt nur so im Liede, mein Herz, und ich spreche nicht von mir, denn ich habe das kleine Lied gar nicht gedichtet!“ — „Ach! Tante, Du mußt gar nicht sterben,“ sagte Otto. „Und warum nicht?“ fragte sie; „Du siehst mich dann freilich hier auf der Erde nicht mehr, aber ich bin dann hoffentlich im Himmel, und viel glücklicher noch, als ich

jezt bin.“ Marie faßte Tante Susannens Kleid und sagte: „Wünsche das doch nicht, liebe Tante, Du hast ja so viel Gutes, schöne Kleider, und so hübsche Sachen, darfst Alles essen, was Du magst.“

Otto und ich lachten, aber Tante Susanne küßte Marie und antwortete: „Wenn Du erst mehr hören wirst von Gott, und mehr lesen kannst in der Bibel, dann wirst Du erfahren, daß wir das schöne Leben hier auf Erden lieb haben sollen, doch aber auf etwas Schöneres uns noch freuen dürfen, und das ist auf das Leben im Himmel.“

Tante Susanne kam so lustig sein; als sie ihre Kräuter ausgetrunken hatte, nahm sie die Flasche und sagte: „Nun sollt Ihr einmal sehen, wie ich ein großes Geschenk auf ganz anspruchslose Weise hingeben kann, gerade als ob es nichts wäre!“ — und nun gab sie die Flasche einer Frau, die im Garten arbeitete, und sagte nur: „Willst Du die Flasche haben?“ — Die Frau dankte, war aber ganz erstaunt. „Seht Ihr,“ sagte die Tante, „solche fürstliche Geschenke muß man ganz bescheiden anbieten.“ Wir lachten natürlich ungeheuer. —

Ich habe schon sehr viel geschrieben, ich bin ja aber auch der Älteste, und muß deshalb eigentlich mehr schreiben, als die Geschwister; wenn das nicht wäre, würde ich lieber aufhören.

Ich muß mich nur besinnen, was ich jetzt schreiben will, denn in der Woche ist noch viel vorgefallen. Sa, das ist wahr, recht was Trauriges will ich erzählen.

Als wir bei Großmutter waren, mußte ich immer viel an meine Tauben denken; der Gärtner hatte es übernommen, sie zu füttern, aber ich dachte oft, wenn er das nur nicht vergißt, und den Schlag zu läßt. Ganz umgekehrt, er hatte ihn aufgelassen.

Als ich nun zurück kam und den andern Morgen mit meinem kleinen Futterack vor die Hausthüre ging, noch ehe ich selber gefrühstückt hatte, und pfiß und pfiß, ja, da kamen keine Tauben! und ich pfiß wieder und dachte: Habt Ihr das schon verlernt? — und ganz zuletzt, als ich immer pfiß, da kamen ganz schüchtern drei Tauben; drei! und ich hatte vier und zwanzig! —

Das begriff ich nicht und lief nach dem Schlage, und stieg die Leiter hinan, und mir war so zu Muth,

als ob ich ersticken sollte. Als ich oben ankam, — ich warf mich auf den Boden und weinte und schluchzte. Da lagen meine schönen Tauben und allen der Kopf abgerissen, und alle todt! Das hat der Iltis gethan.

Alle meine liebsten Tauben! Die Thümmler und die Pfauenfedern und die großen braunen, die wir immer Kröppler nannten, Alle, Alle! und eine blaue, die hatte ich besonders lieb, die war auch todt. Den ganzen Tag über konnte ich nicht essen, und ging immer still umher und weinte.

Meine Geschwister und Mama und Tante Susanne, Alle gaben sich Mühe, mich zu trösten und aufzuheitern, und meinten auch wohl, es seien ja nur Thiere, um die man sich nicht so haben dürfe. Ja, sie haben gut reden. Es waren ja nicht ihre Tauben, und ich habe sie so, so lieb gehabt. Ich kann den Verlust gar nicht verschmerzen.

Wilhelm.

Otto war diesmal der „Lump,“ er freute sich sehr, ich wäre es aber auch gerne gewesen. —

Hernach gingen wir mit Tante nach dem Damm, wo die Doorens wohnen, und ich durfte in den Stall gehen, wo die Ziege steht, denn da war die Frau Doore und die sagte mir, ihre Tochter aus der Stadt sei gestern da gewesen und habe sie besucht, und es wären noch mehrere aus der Stadt mitgekommen, groß und klein, zehn Personen.

„Aber Doore,“ fragte ich, „aßen die denn Alle bei Dir, und was kochtest Du denn?“ „Ja,“ sagte sie, „die aßen Alle hier, und ich hatte an zwei Tischen gedeckt, und hatte Reis in Milch gekocht.“ „Wo nahnst Du so viel Milch her?“ — „O, ich goß ein wenig Wasser zu, und hernach bekamen sie einen großen Kloß und geräucherten Schweinskopf dabei.“ „War der Kloß denn gut gerathen?“ fragte ich. „Num,“ sagte sie, „das ging wohl an, geh' nur in die Speisekammer, da steht noch davon, und besieh ihn Dir.“ Ich lief hin, und da stand noch ein großes Stück, und da waren Pflaumen darin; eigentlich muß er auch ganz bunt sein von Rosinen, aber die hat

Stein, 52 Sonntage.

Doore wohl nicht gehabt. Ich besah ihn recht, etwas fest sah er aus, sonst ganz schön. Sie hatten doch nicht Alles aufgeessen, denn von dem Schweinskopf stand auch noch auf einer Schüssel.

Ich lief hin und holte Tante, die mußte auch Alles befehen, und die kleinen blanken Schalen mit Milch machten ihr viel Spaß. „Solche kleine Milchwirthschaft möchte ich haben,“ sagte sie. Die kleine Trina butterte, und das ging schon ganz flink, Christian fegte den Weg ums Haus, und Lena jätete ein Stück Flachs im Garten. Frau Doore fütterte ihr Schwein, denn in dem Stalle bei der Ziege ist ein Schwein und auch ein Kalb. In der Küche hingen Speck und Würste unter dem Boden, das war noch von dem Schwein vom vorigen Jahre. — Ich wunderte mich nur, daß sie die Würste so lange aufgehoben haben, denn Würste, das ist doch so was Schönes!

Ich muß mich nur besinnen, was in der Woche Alles vorgefallen ist. Einmal waren Musikanten hier, ganz grün angezogen, Papa sagte, das wären Harzer. Sie bliesen wunderschön und die Leute tanzten; wir auch, ich einmal mit dem Jäger und einmal mit dem Gänsejungen, und der

hatte sich so gekämmt und gewaschen und seine beste Jacke angezogen. — Hernach bekamen die Musikanten auch Geld und Essen und Wein. —

In der Woche habe ich drei Schnupftücher gekämmt, für Mama, ganz fein! und für jedes Tuch, das sehr gut gerathen ist, bekomme ich einen Groschen, aber sehr gut muß es sein.

Als ich einmal der Tante Susanne die Groschen zeigte, die ich eben erhalten hatte, sagte sie: „Ei der Tausend! So viel Geld möchte ich auch wohl verdienen können. Aber mir giebt Niemand etwas; ich muß mir meine Schnupftücher ganz umsonst säumen. Aber sage einmal, Niece, mußt Du denn auch für jedes Schnupftuch etwas bezahlen, welches du verlierst?“ Das hätte Tante doch nicht fragen sollen, denn das dumme Verlieren hat mir schon manche Thräne gekostet. Zwar läßt mich die gute Mama nichts dafür bezahlen; aber wenn sie nur über meine Nachlässigkeit böse wird und mir mit dem Finger droht, so ist das schon schlimm genug.

Ich lerne nähen bei Mama's Jungfer, und wenn nicht Alles recht schön ist, muß ich's wieder auftrennen,

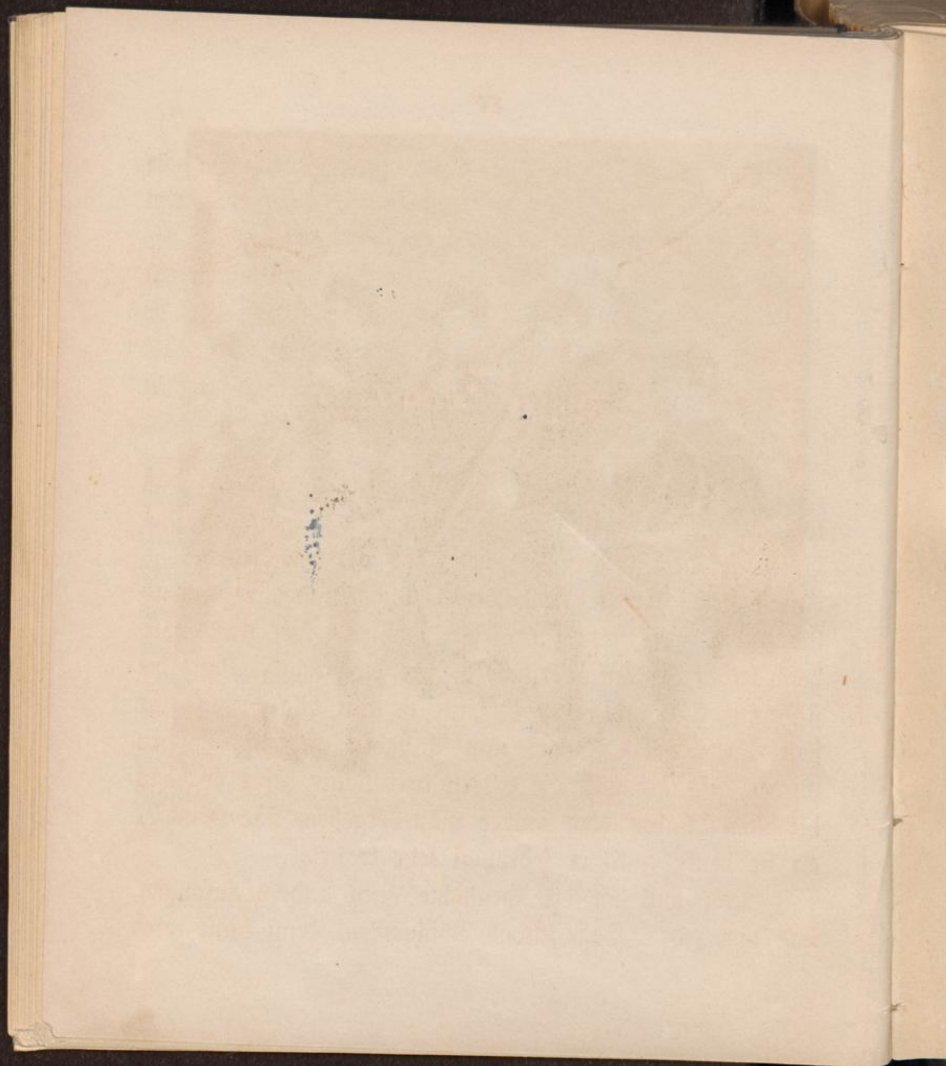
und anlehnen darf ich mich nicht und auch nicht sprechen beim Nähen. Das ist sehr schwer. In dieser Woche soll ich den Rock nähen zu meinem blau-gestreiften Kleide, darauf freue ich mich sehr. Wie will ich nähen, damit es bald fertig wird!

Eine arme Frau ist auch hier gewesen, die hat um Allerlei gebeten. Mama kennt sie und hat ihren Schrank aufgeschlossen, worin die Kleider liegen für Arme, und hat der Frau zwei Säckchen und zwei Röckchen gegeben für ihre Kinder, und zwei Tücher und zwei Schürzen und Strümpfe auch. Ich sah zu und freute mich. — Mama sagte: „Du darfst der Frau auch geben, wenn Du willst.“ Da lief ich zu meiner Sparbüchse und nahm einige Groschen heraus, wie viel, weiß ich selber nicht recht, aber ich will heute nachzählen, denn heute bekomme ich doch mein Wochengeld. — So einen Schrank will ich auch haben, wenn ich groß bin; Mama sagt, wenn ich recht sparsam und ordentlich bin, kann ich immer etwas haben für arme Leute.

Marie.



Harzer Musikanten.



Sechster Sonntag.

Die Geschwister haben ganz vergessen, zu erzählen, daß wir auf's Land hinaus gezogen sind, seit 14 Tagen, das hätten sie doch thun sollen, denn das war eine Freude! — Zuerst liefen wir wie toll überall umher und sahen eigentlich nichts, weil wir Alles sehen wollten. Der arme Wilhelm freute sich am allermeisten über seine Tauben, und die sind nun Alle todt, und er hatte sie fast alle gekauft für sein eigenes Geld. Marie und ich haben ihm vier Tauben wieder geschenkt und die Eltern drei Paare, aber er kann die alten Tauben doch immer nicht vergessen, und wenn er an sie denkt, wird er jedesmal sehr traurig. —

Nun will ich die Geschichte ganz anders anfangen, und von jedem Tage etwas einschreiben, denn sonst wird

es ja doch kein Tagebuch. Anfangs wußte ich nur nicht, wie man es machen muß.

Montag. Ja, was war Montag? Richtig! Montag war Schweinemarkt, und Peter fuhr mit einem ganzen Wagen voll Schweine in die Stadt. Wir sahen zu, Wilhelm und ich, wie sie aufgepackt wurden, und die alten Schweine grunzten und die kleinen quiekten, das war zum todtlachen! — Als Peter sich aufsetzte und mit seiner großen Peitsche klatschte, ward mir das Herz ganz groß und ich sagte: „O Wilhelm, wenn ich doch die Schweine zur Stadt fahren könnte!“ der war ganz erstaunt: „Was, Du wolltest Schweine fahren?“ — „Nun ja, ich führe ja doch; das kann mir ja gleich sein, wer auf dem Wagen sitzt.“ Das konnte er gar nicht begreifen. Wenn ich nur gedurft hätte! —

Sonst fiel nichts besonderes vor, ausgenommen, daß ich etwas Verdruß beim Unterricht hatte, weil ich Aequator statt Nequator, und Midrian statt Meridian geschrieben hatte. Am Abend hatte ich das Glück, Mama's goldene Nadel wieder zu finden, die sie im Garten verloren. —

Dienstag. Ich besinne mich nur, was Dienstag

war, es fällt mir wohl noch ein. Ja, des Mittags hatten wir einen Pudding, mit einer schönen, rothen Sauce, das weiß ich noch, denn ich kann es deshalb nicht so leicht vergessen, weil Gäste kamen, ganz unerwartet, eben als er vorgelegt werden sollte. Als sie vorfuhren, sah ich den Pudding und dann Mama an, und sagte: „Wie soll das werden?“ „Das will ich dir wohl sagen,“ antwortete die Mama ganz lustig, „das wird so werden, daß Du ein ganz kleines Stückchen bekommst.“ Ja, das ward wahr genug! — Anfangs war es mir ein bischen fatal, denn ich hatte mich sehr darauf gefreut, aber ich vergaß es bald, weil zwei kleine Jungen mit gekommen waren, über die ich sehr viel lachen mußte.

Papa ließ zum Nachtisch Erdbeeren aus dem Treibhause holen, und als der kleinste Junge, der zwei und ein halb Jahr alt ist, die sah, rief er: „Sind das ordentlich lebendige Erdbeeren? die schmecken schön! die will ich alle aufessen!“ Marie, Wilhelm und ich bekamen auch jeder drei Erdbeeren, aber wir schenkten sie den fremden Kindern. Ich gab meine dem kleinen, fidelen Karl, denn den mochte ich am liebsten leiden.

Bei Tische sammelten wir Brodstückchen für die Schwäne, und als der Kleine das sah, fragte er: „Wer soll das haben?“ „Die Schwäne.“ „Die Bäne? Die Bäne mögen gerne Brod, aber ich esse es ihnen Alles auf!“ — und dabei nahm er eine ganz kleine Faust voll, und lief jubelnd davon. Er ist gar nicht unartig, nur so herzlich lustig und vergnügt. — Wir spielten viel mit den beiden Kleinen und schenkten ihnen allerlei buntes Papier und Läufer, das freute sie sehr.

Mittwoch. Mittwoch ist Posttag. Ich sollte an Großmama schreiben und ich habe sie sehr lieb, aber dazu hatte ich eigentlich keine Lust. Herr Flohr stellte mir Alles vor, und daß es nicht dankbar von mir wäre; ich sagte nur immer: „Ich habe Großmama sehr lieb, aber schreiben mag ich nicht, dazu habe ich keine Lust;“ da sagte er zuletzt ganz furchtbar ernsthaft: „So schreibe ohne Lust, denn geschehen soll es!“ — Natürlich that ich es nun gleich und es ging auch sehr gut, und als ich den Brief an Herrn Flohr brachte, sagte er: „Dein Brief ist so gut, als ob Du ihn recht mit Lust geschrieben hättest.“ Das war mir doch sehr lieb. —

Hernach erzählte ich Herrn Flohr, daß wir, auf unferer Reise mit den Eltern nach Böhmen, das Denkmal gesehen, welches die Böhmen dem General Mannsfeldt errichtet haben. Herr Flohr fragte, ob ich wisse, wie der Name Mannsfeldt entstanden? Das wußte ich nicht, und da sagte er uns, ein gemeiner Soldat habe einmal einen deutschen Kaiser gerettet, und der dankbare Kaiser habe dem Soldaten frei gegeben, sich eine Gnade zu erbitten. Dieser habe um ein Stück Land gebeten, so groß, als er bedürfe, einen Scheffel Gerste darauf auszufäen.

Der Kaiser hat die Bitte bewilligt, und jenem ist ein Sack mit Gerste über die Schulter gehängt, und ein großes Stück Land angewiesen, von dem er ein Stück auswählen und es besäen durfte. Er säete aber nicht, wie man sonst pflegt, sondern besäete nur einen ganz schmalen Streifen Land, ringsum, im weiten Umkreise, so daß es wie eine Einfriedigung anzusehen war.

Die das dem Kaiser berichteten, meinten Alle, das sei ein Mißbrauch, und jener dürfe das Stück Land nicht behalten, der Kaiser aber sagte: „Es soll dieses

Mannes Feld sein.“ Und von da an nannte man den Mann: „Mannsfeldt.“

Donnerstag. Am Donnerstag machten wir uns eine Wippe zurecht. Es lagen Bretter da, die jetzt nicht gebraucht werden und einige Holzblöcke. Wilhelm und ich schleppten und schleppten und das ging prächtig, und hernach schnellten wir in die Höhe, daß es eine Lust war. Marie wollte durchaus auch wippen, aber natürlich fiel sie herunter, denn sie ist viel zu leicht gegen uns. Sie fiel in den Sand und nahm keinen Schaden, aber so viel Sand hatte sie in den Mund bekommen, daß sie zuerst gar nicht sprechen konnte; ich sagte: „Auf ein andermal mache Du den Mund zu, wenn Du fällst.“ Wilhelm war ganz mitleidig und nahm sie in seine Arme und küßte sie; ich war auch etwas mitleidig, aber ich ließ es nicht merken, denn sonst wird sie auch gar zu weichlich. Hernach ließ ich sie neben mir sitzen, und da ging es besser, denn Wilhelm stand, und ist schwerer als ich. So ging es eben. —

Freitag. So bald wir am Morgen in's Freie kamen, natürlich nach unserer Wippe! daß wir sie uns

selber zurecht gemacht, das ist eben der beste Spaß. — Ich hatte nachher noch einen Einfall, der fiel aber nicht besonders aus. Marie hatte einen kleinen, allerliebsten Korbwagen und jagte damit auf dem Hofe umher, und da beredete ich sie, ihn mir einen Augenblick zu geben, damit ich Menne, unsern kleinen Hund, davor spannen könne. „Du hast aber kein Geschirr,“ meinte sie. „O ho!“ sagte ich, „ein braver Bursche führt immer alles bei sich, und weiß sich immer zu helfen,“ und dabei zog ich Bindfaden aus der Tasche und knüpfte und knüpfte, bis ein Geschirr zu Stande kam, mit dem ein Prinz hätte fahren können; aber daß ich nicht fahren konnte, das war das Unglück, denn wo hätte ich sitzen sollen? der Wagen kann eben eine Puppe fassen.

Die setzten wir dann auch hinein und nun rief ich: „Allons Menne!“ und gab ihm einen kleinen Hieb mit der Peitsche. Menne hat aber auch nicht die kleinste Idee, wie es beim Fahren hergeht, das sah ich gleich. In ungeheuren Säßen ging es gleich fort, und nun schlug der Wagen ihm an die Beine, und er ward immer toller und toller, ich rief und pfiß, das half Alles nicht. Marie

schrie auch, denn das arme Fräulein Flora war weit weg aus dem Wagen geschleudert, und sie rief immer: „Meine Puppe, mein Wagen!“ — Das that mir doch sehr leid, denn ich hatte einen Spaß gewollt, aber nicht ihre Sachen verderben.

Fräulein Flora hob ich gleich auf und schrie dabei immer hinter Menne her, der kehrte sich an Nichts, aber das sah ich wohl, daß der Wagen nur noch drei Räder hatte. Mit der Puppe ging es wohl an, etwas grau von Staub war sie freilich und Marie nahm sie weinend in ihre Arme. Auf mein Rufen hatte ein Knecht das dumme kleine Vieh mit dem Wagen eingefangen. Ich hatte nichts als Herzeleid von der Geschichte; Menne war ganz scheu geworden und wollte sich gar nicht von mir anfassen lassen, der Wagen war in Stücken und Marie weinte und schluchzte. Zuletzt sagte ich: „Marie, weine doch nicht mehr, ich will Dir alles Geld aus meiner Sparbüchse geben, dafür kannst Du Dir gewiß zwei Wagen wieder kaufen.“

Da trocknete das kleine, gute Mädchen ihre Thränen und sagte: „Behalte das Geld nur, ich will nicht mehr weinen.“ So ist sie immer, und als Papa, der

Alles aus der Ferne angesehen, unwillig war, bat sie, daß er nicht böse auf mich sein möge, und doch war ihr hübscher kleiner Wagen ganz caput.

Sonnabend. Sonnabends haben wir Unterricht im Rechnen bei dem Schullehrer aus dem Dorfe, und der kommt hierher zu uns; mitunter bleibt er aus, und dann sind wir jedesmal sehr vergnügt. Heute wollte Papa ausfahren in Feld und Wald, und wir baten, ob wir mit dürften. „Ihr?“ sagte Papa, „Ihr habt ja Rechenstunde.“ „Ja, aber wenn Herr Baus ausbleiben sollte?“ — „Ja, dann!“ Wir sahen uns an, Wilhelm und ich, und kniffen uns ordentlich die Hände vor Freude. „O, wenn er doch ausbliebe!“ sagten wir. Die Uhr schlug vier — das war die Stunde; Herr Baus war nicht da; wir zitterten und freuten uns. Es schlug ein Viertel auf fünf, Papa ließ den Wagen vorfahren und wir schrieten vor Lust, da — da bog er um die Ecke und rannte, was er nur konnte. Uns sanken die Hände nieder; Papa sah uns sehr ernsthaft an und sagte: „Daß Ihr jetzt aufmerksam seid, das erwarte ich mit Zuversicht.“ Ich mochte Wilhelm nicht ansehen, aber daß ich Thränen niederschluckte, das weiß ich.

Herr Baus sagte: „Ihr wollt wohl ausfahren?“ — Ich lief schnell in's Haus, um nicht zu schluchzen; weshalb fragte er auch? Wir rechneten aber doch gut. — Als Papa nach Hause kam, küßte er uns, das thut er selten; Mama thut es oft.

Die Rechenstunde macht mir zwar immer viel Vergnüßen, aber heut wäre ich doch lieber mit Papa gefahren, denn dazu kommen wir nur selten. Als Herr Baus uns die Aufgabe stellte: Ein Vater ist 42, sein Sohn 12 Jahr alt; nach wie viel Jahren wird der Vater noch einmal so alt sein wie der Sohn — hatte ich ordentlich Mühe, meine Gedanken von der vereitelten Fahrt abzuleiten. Aber es gelang doch, und ich war mit der Lösung eher fertig, als Wilhelm.

Nun bin ich mit der ganzen Woche fertig und habe nur noch heute, so weit der Tag hin ist. Heute Morgen waren wir in der Kirche, und ich muß immer die Eintheilung der Predigt aufschreiben, für Herrn Flohr. Heute war es: Was ist

1) die beste Sündenbefehrung?

- 2) der Engel Freudenvermehrung?
- 3) die sicherste Sündenabwehrung?

Die Antwort auf alle drei Fragen war: „Buße.“
Das Evangelium war von dem Jünglinge, der zu Jesum kommt und fragt: „Meister, was muß ich thun, das ewige Leben zu gewinnen?“

Ich verstand die ganze Predigt sehr gut, ich gehe auch immer gern in die Kirche. Heute wurden dort auch zwei Kinder getauft, das eine ward „Johann Friedrich,“ und das andere „Christian August“ genannt. —

Das sehe ich wohl, wenn man alle Tage beschreibt, das giebt viel zu thun.

Otto.

Siebenter Sonntag.

Heute habe ich gar nicht überlesen, was Otto geschrieben und eigentlich mag er das auch nicht haben. Nun muß ich mich nur recht zusammen nehmen, damit ich nichts vergesse. Zuerst will ich sagen, daß wir nach Blumenthal gefahren sind, wo die Eltern der beiden kleinen Jungen wohnen, die lezt hin hier waren. Der Älteste ist vier Jahr alt, der Kleinste noch keine drei, also sind die natürlich viel zu klein für uns, aber wir waren doch sehr vergnügt.

Sie spielten so lustig mit uns, als ob wir ganz von ihrem Alter wären; sie nennen sich untereinander, wenn sie spielen, Herr Pappelo und Herr Lappelo, und Otto nannten sie Herr Rackero, darüber lachte er unge-

heuer, und wir nennen ihn jetzt auch noch immer so. Der Kleine suchte kleine Steinchen, und als wir fragten, was er damit wolle, und ob wir sie in's Wasser werfen sollten, antwortete er: „Die sollt Ihr nicht in's Wasser plantschen, die könnt Ihr auf eine Flinte oder eine Pitole stecken.“ Als wir hernach an einem Brunnen vorüber kamen, sagte er von dem Brunnenhäuschen: „Da schläft das Wasser.“

Wir erzählten ihnen, daß wir viele Erdbeeren bekämen, und ob sie nicht hinkommen und später auch Himbeeren und Stachelbeeren pflücken wollten. Der Kleine rief aber gleich: „Nein, die nicht, die stecken, aber Ihr neidet die Dornen wohl ab?“ — Er ist gar zu allerliebft.“

An Marie erzählte er, daß viele Bären im Walde wären, wenn aber welche kämen, wollte er sie mit seinem Tock in ihren Fall jagen. Otto war ganz betrunken vor Vergnügen über den Kleinen; ich ging auch viel mit dem Ältesten, der sehr ernsthaft ist und nicht so viel spricht. Marie war natürlich mit Otto und dem Kleinen, und man konnte sie immer weit hin lachen hören. —

Da wir nach Hause fuhren, begegnete mir recht etwas Unangenehmes; ich schlief nämlich ein und verlor meine Mütze. Als wir dies gewahr wurden, war es zu spät, sie war da, wo wir anhielten, nirgends zu finden. Papa sagte ganz kurz: „Nun kaufst Du Dir eine Mütze von Deinem Taschengelde wieder.“ Mama wollte eine Bitte einlegen, aber Papa antwortete: „Nein, es bleibt dabei; warum ist der Junge eine Schlafmütze; am Ende verliert er einmal den Kopf, ohne es nur gewahr zu werden.“ Das ist ein harter Schlag für meine Sparbüchse! und die gute, alte Mütze hatte ich auch so lieb; ich war einmal so an sie gewöhnt, und ich konnte sie auf den Kopf setzen, wie ich wollte, sie paßte mir immer. Mein Name stand auch darin: wer sie findet, kann sie gar nicht behalten, wenn es ein ehrlicher Mensch ist. —

Am nächsten Morgen ging ein Bote zur Stadt, und da mußte ich gleich selber um eine neue Mütze schreiben; aber Papa sagte sehr ernsthaft: „Daß Keiner Geld dazu hergiebt, darum bitte ich sehr.“

Marie und Otto hätten sonst gewiß Geld mit dazu hergegeben, denn sie sind beide so gutherzig, und Marie

küßte mich so viel, um mich zu trösten, daß es mir fast zu viel ward. Wegstoßen mochte ich sie doch nicht.

Malotte hatte neun junge Hunde bekommen, aber nur drei sind ihr gelassen, die übrigen hat der Jäger erfauft und in die Erde gegraben. Die arme Malotte hat es aber doch ausgespürt, und sie wieder aus der Erde gekraht und in ihren Stall geschleppt, sie beleckt und zu erwärmen gesucht. Und das hat sie dreimal gethan, und sie wurden immer weiter weg eingegraben, aber sie fand sie immer wieder auf, und schleppte sie zu den lebendigen Jungen. Mama konnte es gar nicht anhören, als wir es erzählten, und wir waren auch sehr traurig; Marie weinte so darüber, daß sie hernach ihr Schnupftuch zum Trocknen auf einen Busch hängen mußte. Die arme Malotte! ich möchte kein Jäger sein. — Picas hat neulich eine Fensterscheibe entzwei gemacht in der Glasthür, und da hat er den guten Hund so geprügelt! und das ist doch nur ein unvernünftiges Vieh und wenn große Menschen das thun, geschieht ihnen nichts. —

Wir hatten Dienstag und Mittwoch schlechtes Wetter, da habe ich an meiner Drechselbank gearbeitet; ich dreh-

fese nämlich, aber ganz heimlich, eine Garnwinde für Mama, die wird ganz allerliebft. Marie meint, Mama müsse eigentlich vorher etwas davon wissen, weil die Freude ihr sonst schaden könne, aber das will ich doch lieber nicht. Otto kann noch nicht so viel; er drechselt zwei Häkelnadeln; das Schwerste daran mache ich. — Herr Flohr drechselt ganz wunderschön, der giebt uns Unterricht. Er selber drechselt in dieser Zeit eine Zuckerschale aus einer Cocosnuß, das ist sehr schwer, und knarrt so, daß man darüber lachen oder weinen muß. Wir lachen natürlich. —

Als Herr Flohr die große Cocosnuß bekam, ward die äußere Schale durchgesägt, und da nun die Nuß zum Vorschein kam, hofften wir, daß noch Milchsaft darin sein werde, denn den wollten wir gern einmal schmecken. Aber gar nicht; nichts als ein ganz vertrockneter Kern. Wir besahen daran Alles deshalb so besonders genau, weil wir dabei an Robinson dachten; wenn man eine solche Nuß sieht, muß man doch stets an ihn denken. Für uns hatte Herr Flohr Datteln mitkommen lassen, prächtig! — Das ist eine wunderschöne Frucht. —

Das Drechseln ist doch eine gar angenehme Beschäftigung, und die Freude, wenn man irgend ein Stück glücklich und ohne Fehler zu Stande gebracht hat, ist immer sehr groß. Herr Flohr erzählte kürzlich von einem Knaben, der als Sohn reicher Eltern immer sehr viele Spielsachen erhielt, darunter einmal auch eine kleine Drehbank. Die machte ihm am meisten Vergnügen, und das Drechseln wurde seine liebste Beschäftigung. In späteren Jahren verlor er durch harte Schicksalsschläge Alles, was er geerbt und selbst erworben hatte, und wurde ganz arm. In dieser Noth dachte er an seine frühere Kunstfertigkeit; er ging zu einem Drechslermeister in Arbeit, und in kurzer Zeit hatte er sich so vervollkommenet, daß er sich und die Seinen redlich ernähren konnte. Ich dachte dabei an die Fabel von der Wassermaus und Kröte, welche mit den Worten endet: Folglich, seht Ihr, ist es gut, mehr als eine Kunst zu wissen.

Was Besonderes ist übrigens nicht vorgefallen, nur daß wir alle Drei einmal haben nachsagen müssen; das war recht fatal und verdroß uns sehr.

Wilhelm.

Achter Sonntag.

Ich fragte heute Mama, ob ich nicht einen Sonntag überschlagen dürfte, denn das Schreiben nimmt mir so viel Zeit, und ich habe so viel zu thun in meiner Wirthschaft. — Erstlich hatte ich eine große Wäsche vor; ich habe das Verzeichniß schon gemacht und will lieber Alles hersehen.

W a s c h z e t t e l für Clärchen.

- 3 Kleider, nämlich:
 - 1 weißes Kleid,
 - 1 Kleid von Wollenmouffelin,
 - 1 Kleid von Cattun,
- 3 weiße Unterröcke,
- 1 Unterkleid,

- 1 Flanellrock,
- 1 Nachtjäckchen,
- 1 Schnürleibchen,
- 2 Nachthauben,
- 4 Kragen,
- 1 weiße Schürze,
- 1 Schürze von Wollenmouffelin,
- 2 Paar Strümpfe, gezeichnet C.

* * *

Das ist doch wohl viel Zeug! Clärchen ist ja freilich meine Tochter, aber doch die Mama von den kleinen Puppen, die haben nicht so viel.

W a s c h z e t t e l für Emma.

- 1 Kleid von Cattun,
- 1 Kleid von Mouffelin, weiß und roth,
- 2 Röcke,
- 1 Nachtleibchen,
- 1 Nachthaube,
- 1 Schürze.

Das ist nicht viel, aber ich bin auch allein dazu,
Alles zu waschen. Nun kommt noch die ganz Kleine.

W a s c h z e t t e l

für Lottchen.

- 1 langes Kleidchen,
- 1 Ueberwurf,
- 1 Unterkleidchen,
- 2 Börtchen,
- 2 kleine Häubchen.

* * *

Und dazu kommen noch zwei Betttücher und ein Kissenüberzug. Mein Gedeck will ich nächstens allein waschen und die Handtücher für die Kinder auch, denn sonst wasche ich mir die Hände entzwei. — Ich habe ein Tischtuch mit sechs Servietten und darin ist ordentlich mein Name gezeichnet; das gebrauche ich, wenn ich Gesellschaft habe. Wir kochen dann in meiner kleinen Küche, und wenn das Essen fertig ist, wird der Tisch gedeckt. Ich habe auch eine kleine Glasflasche und sechs kleine Gläser und in das Fläschchen gießt Mama dann

Fruchtsaft mit Wasser, das stellt Wein vor und schmeckt wunderschön. —

Sa, ich wollte nur sagen, ich fragte Mama, ob das Schreiben nicht unterbleiben könne, aber Mama sagte: „Bewahre! was sollte denn aus dem einen Sonntag werden? Dann bekäme das Jahr ja einen zu wenig; daran denke nur gar nicht, den in deine Tasche stecken zu wollen.“

„Na,“ sagte ich, „dann will ich flink hinlaufen und schreiben, damit ich bald fertig werde.“ Das will ich aber doch noch sagen, daß ich mir die Seife zu meiner Wäsche selber anschaffen muß. Anfangs hat ich Mama um Seife, die antwortete aber: „Nein, mein kleiner Schatz, daraus wird nichts; seinen Hausstand muß man selber führen; wenn Du groß bist, kannst Du doch nicht in Nachbars Haus laufen, und um Seife zur Wäsche bitten. Das man für Alles selber sorgen muß, das lerne nur früh.“

— Ich habe auch ein kleines Ausgabebuch, darin steht nun schon mehrmals: „1 Groschen für Seife.“ Das ist doch viel Geld! — Ich klagte es auch an Mama, die antwortete: „Sa, Kinder kosten immer viel!“ Darüber lachte ich doch sehr herzlich.

In dieser Woche war ein Mann hier, der allerlei Sachen aus Holz zu Kauf hatte, das heißt hölzerne Löffel, Butterstecher, kleine Schalen und Teller. Es ward allerlei gekauft, und die Haushälterin fragte, ob ich nichts kaufen wolle? „Was kann ich denn davon gebrauchen?“ fragte ich. „Nun, hölzerne Löffelchen in deine Küche.“ Ich lief schnell hin und kaufte mir sechs ganz, ganz kleine hölzerne Löffelchen, zu niedlich! und dann noch 4 große Löffel und eine Schale und einen Teller, das will ich Alles meiner Amme schenken, wenn sie kommt uns zu besuchen. Sie schenkt mir auch immer was, gewöhnlich kleine Hühner, oder einen Korb mit Kirichen, und den Korb behalte ich dann auch, denn ihr Mann kann Körbe flechten, und sie sagt stets: „Den Korb behältst Du auch, den hat Peter geflochten.“ Peter heißt ihr Mann. Anfangs mußte ich darüber lachen, weil unser Vater auch Peter heißt, aber ich mochte doch nicht sagen, weshalb ich lachte! —

Gestern sind wir auf dem Wasser gefahren, Herr Flohr ruderte und Wilhelm und Otto hatten ihre Stöcke mitgenommen, und thaten so, als ob sie auch ruderten. Ein Paarmal saßen wir fest, und Herr Flohr mußte tüch-

tig schieben, ehe wir wieder los kamen, und zuletzt ward er so heiß dabei, daß er seinen Rock ausziehen mußte. Otto rief immer: „Wir sitzen auf einer Sandbank in der Südsee und die Wilden werden gleich kommen und uns Alle todtschlagen!“ Ich mochte das gar nicht hören, und mitunter brüllte er, als ob er ein Wilder oder ein wildes Thier sei; denn ob die Wilden brüllen, das weiß ich doch nicht gewiß. —

Zuletzt kamen wir los und das war mir sehr lieb, und ich glaubte, Herr Flohr war auch ganz zufrieden darüber, denn er hatte so arbeiten müssen, daß ihm die Tropfen vor der Stirne standen. Ich hatte Erdbeeren mitgenommen, die wollte ich ihm geben, aber er sagte: „Danke, Kleine, ich bin viel zu heiß.“ Otto rief gleich: „Die kannst du mir geben, für's Brüllen!“

Nun muß ich waschen, das kann ich nicht ändern.

Marie.

Zehnter Sonntag.

Ich fange wieder ganz in Ordnung an.

Montag. Was war Montag? früher hatte ich gesagt: „Was war Montag los?“ Das will Herr Flohr nicht haben, er sagt: „los“ ist ja ganz überflüssig in dem Satz, und gewöhne Dir doch auch die ewigen aber und und ab. Aber, das ginge wohl, aber und! — Da habe ich schon wieder aber geschrieben! ohne die beiden Worte kann ich nicht gut fertig werden. — Nun noch einmal.

Montag. Etwas ganz Besonderes war Montag nicht. Der Jäger hatte ein Reh geschossen, und wir gingen Alle hin, es zu befehen; als Marie so mitleidig that, lachte ich sie aus, aber im Stillen dachte ich: „Du kleines, allerliebste Thier, ich wollte, Du sprängst noch

umher, über Hecken und Gräben!" Es war ein kleiner Bock und der Jäger hat mir das Geweih versprochen; ich sagte: „die Hörner," da sagte er: „Sprich doch nicht, als ob du von einer Ziege redetest, ein Rehbock hat keine Hörner." Eben so sagt er, ein Hase habe keine Ohren, sondern Löffel, darüber lachten wir Alle, als über einen guten Spaß, aber Papa sagt, das sei ganz wahr, daß es so heiße. Noch weiß ich nicht recht, was ich einmal werden will, vielleicht ein Jäger; was Lustiges auf jeden Fall. —

Dienstag. An dem Tage geschah recht etwas Schlimmes! Unser wunderschöner Pfau war auf den Wirthschaftshof gelaufen, wo er die Puter mitunter besucht; da sind zwei Fleischerburschen mit einem großen Hunde gekommen, und als der Hund den schönen Pfau sieht, fängt er an, ihn zu jagen; der konnte rasend laufen und rannte und rannte, und wollte sich zu uns in's Haus retten; aber eben als er die Thür erreicht hat, erwischt der Köter ihn bei seinem prächtigen, wundervollen Schweif und fällt über ihn her. Als sie dem armen Vogel zu Hülfe kamen, war es schon zu spät, er war fast zerrissen. Wir erfuhren es

erst später, als der Jäger ihn schon verbunden hatte und waren alle so traurig, Wilhelm, Marie und ich, daß wir nicht frühstücken mochten. Da lag er in seinem Stall auf einem Heuhaufen, als ob er schon todt sei, und kam uns nicht entgegen wie sonst und wollte auch nicht fressen und hatte ganz kranke Augen. Alle Leute auf dem Hofe waren traurig und sehr erzürnt über die Bursche, die sich gleich mit ihrem Köter davon gemacht hatten. Hätten sie sie erwischt, ich glaube, sie wären tüchtig durchgeprügelt worden, denn man meint, sie hätten den Hund auf das schöne, arme Thier gehehrt, nur um einen Spaß zu haben, denn an ein solches Ende dachten sie wohl nicht.

Mittwoch. Der Pfau lebte noch, aber ganz kläglich. Keiner wußte, ob es besser sei, ihn vollends zu tödten; wir wollten so gern, er solle am Leben bleiben. Es war ein schöner, bunter Pfau und sehr selten.

Hundertmal am Tage liefen wir hin, und zuletzt guckten wir nur durch die Thürspalte, denn er ward immer unruhig, wenn Jemand in den Stall kam. Er starb am Donnerstage, aber das will ich erst vom Donnerstag erzählen.

Der Gärtner war verdrießlich, weil ihm Erdbeeren abgepflückt waren und er fast dachte, ich habe es gethan. „Du bist immer so durchtrieben!“ sagte er. Ich war aber ganz unschuldig und als er immer von Neuem sagte: „Gethan hast Du es doch!“ ward ich ganz wild und furchtbar böse. Darauf ging ich zu Herrn Flohr und sagte es ihm, denn ich dachte, der Gärtner werde mich verklagen.

Herr Flohr sah mich an und fragte: „Also Du bist unschuldig?“ — „Ja.“ „Weshalb wurdest Du denn zornig? Dein eignes Gefühl mußte Dich ja beruhigen. Ich kann begreifen, daß die wiederholte Anklage Dich verdross, aber Du hättest dem ungeachtet nicht vergessen sollen, daß der Gärtner so viel älter ist, als Du, und dann, daß Du wohl nicht jedesmal unschuldig gewesen bist, wenn Früchte vermißt worden sind.“ Ich ward ganz roth und schwieg. Hernach ging ich zum Gärtner und sagte: „Reimers, sein Sie nicht böse, daß ich so zornig war, aber ich habe die Erdbeeren nicht genommen.“ Er sagte: „Ich glaube es auch nicht mehr; aber ein andermal sei nicht so grob.“ Damit war es vorbei.

Donnerstag. Früh am Morgen starb der arme,

schöne Pfau. Wie waren wir traurig! Wir begruben ihn hernach, neben einem schönen Rosenstrauch, dicht, dicht daneben, so daß die Rosen über sein kleines Grab reichen.

Marie war gar nicht zu trösten. — Wilhelm und ich bekamen an dem Tage eine Schaukel, nur von Stricken und einem Brettchen! Die Schaukel ward zwischen Bäumen befestigt; zwischen zwei prächtigen Eichen. Wir haben uns sehr darüber gefreut, und können uns selber darin schaukeln, stehend und sitzend. — Auf dem Lande hat man doch sehr viel Spaß! — Ich weiß selber nicht, was ich lieber mag, wippen oder schaukeln. Schaukeln ist jetzt noch so neu. Die kleine Marie darf nicht und steht immer in der Entfernung, das thut uns dann sehr leid, und wir suchen ihr immer nachher einen Spaß zu machen.

Freitag. Marie sagte immer: „Heute ist Freitag, für den, der keine Schläge kriegt!“ Das hat sie einmal gehört, ich weiß nicht von wem. — Wir fuhren an dem Tage mit den Eltern spazieren, nach einem großen Moor, wo Papa Geschäfte hatte. Der Wagen mußte halten, und während Papa umher ging, Alles zu besehen, pflückten wir Blumen. Marie sammelte weiße Flockenblumen, denn

sie will die kleinen Flocken in eine Bettdecke stecken für ihre Puppe. Wilhelm und ich sammelten mehrere seltene Pflanzen, die wir nachher trocknen und neben jeder den Namen schreiben wollen, den Herr Flohr uns sagen wird, den lateinischen und den deutschen. Es waren sehr niedliche Blüthen dazwischen, ganz fein, theils roth, theils weiß oder violet.

Dicht am Moor wohnt ein ganz ehrlicher Spitzbube, das heißt, ein Mann, der früher im Buchthause war, weil er gestohlen hatte, und als er zurückkam, wollten sie ihn nicht mehr in Dorfe haben, wo er früher gewohnt hatte und bauten ihm weit weg ein Haus am Moor, und gaben ihm ein Stück Land, wo er Korn säen und Kartoffeln pflanzen kam. Da wohnt er nun; wir sahen ihn auch; er sieht ganz aus wie andere Menschen, und gar nicht böse. Er hat auch eine Frau und drei Kinder, denen schenkten wir Allerlei, was wir mitgenommen hatten auf die Reise, denn so nannten wir unsere Fahrt, Kuchen und Früchte und auch etwas Geld, das freute sie sehr. — Der Mann stiehlt auch jetzt gar nicht mehr, das hat er sich ganz abgewöhnt. — Als wir wieder nach Hause kamen, tranken die

Stein, 52 Sonntage.

großen Leute Thee, und wir bekamen Erdbeeren mit Milch und Butterbrod. Das war ein sehr vergnügter Tag! —

Sonnabend. An dem Tage bekamen wir Besuch, den wir gar nicht kannten, und zwei Kinder waren auch mit, aber Mädchen, und so alt als Wilhelm und ich. Sie kamen mit ihren Eltern aus Berlin, wo diese ein großes Haus haben, aber gar keinen Garten, und doch sprachen die Mädchen immer von ihrem Garten. Das konnte ich nicht begreifen, und ich fragte und fragte, und am Ende kam heraus, daß sie zwei Kasten mit Erde haben, und daß darin Kartoffeln gepflanzt sind, und das nennen sie ihren Garten; ich mußte so darüber lachen, daß ich fast umgefallen wäre. Herr Flohr, der es hörte, machte mir nachher Vorwürfe und sagte, man müsse niemals darüber lachen, wenn jemand genügsam sei und sein kleines Eigenthum lieb habe. Es that mir auch leid, daß ich gelacht habe, denn eben weil wir so viel haben, einen so großen, großen Garten, hätte ich das nicht thun sollen. In dem Augenblick fiel es mir nicht ein. — Sie sagten beim Abschiede zu Marie: „Wenn Du uns im Herbst besuchen willst, sollst Du Kartoffeln essen aus unserem Garten.“ Ich lachte wieder, denn

Herr Flohr hatte noch nicht mit mir darüber gesprochen; ich wollte, ich hätte nicht gelacht. —

Als die Fremden fort waren, liefen wir noch in den Garten und Marie war ganz lustig und sagte: „Stecke doch Deine Löffel unter Deine Mütze, sie stehen ja ganz vom Kopfe ab.“ Das verdroß mich. „Ich bin kein Hase,“ antwortete ich, sie fuhr aber fort zu necken und ich gab ihr ritisch, ratsch, ein paar tüchtige Kläpse, daß sie mörderlich schrie. Ich dachte: „Das wird eine schöne Geschichte werden, wenn Papa das hört oder Herr Flohr!“ Aber ich glaube, Marie dachte dasselbe, denn als wir näher an's Haus kamen, weinte sie nicht mehr. So ist sie immer; sie mag nie, das wir Verdruß haben, Wilhelm und ich. Später ging ich zu ihr und küßte sie und sie hatte in meinen Arm ein, und wir gingen mit einander. Vom Sonntag weiß ich noch nichts, denn es ist noch ganz früh am Tage.

Otto.

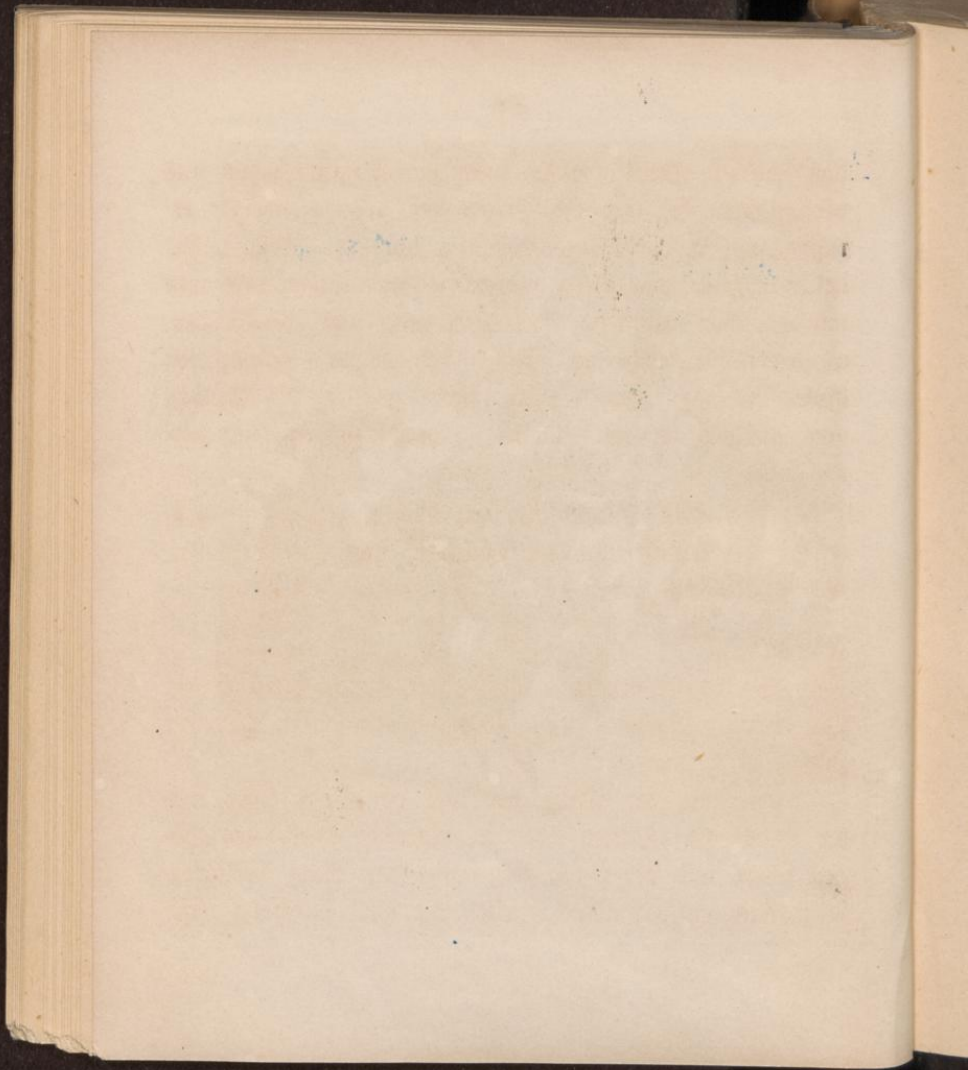
Behuter Sonntag.

Otto sagt, er habe den vorigen Sonntag nicht beschrieben, so muß ich doch das thun, denn es war ein sehr lustiger Tag. Wir hatten in der letzten Zeit immer gute Zeugnisse und sollten deshalb einmal einen rechten Spaß haben. Es kamen am Nachmittag eine große Anzahl Knaben aus der Nachbarschaft und auch Söhne von Papa's Pächtern und einige Bauerknaben, ganz nette Jungen.

Im Garten war ein großer Tisch unter Bäumen gedeckt, und auf dem Tische stand ein ungeheuer großer Kuchen und nebenbei allerlei Brod. Dort tranken wir Kaffee und waren ganz lustig. Nach dem Kaffee spielten wir allerlei Spiele, Räuber und Soldaten und zuletzt,



Das Ringreiten.



das war ein Spaß! Papa hatte ein Ringreiten für uns veranstaltet. Es war ein Bogen von grünen Zweigen errichtet und in der Mitte desselben hing der Ring. Wir bekamen jeder eine kleine Lanze mit einer Fahne und nun wurden zwei gesattelte Esel vorgeführt und die Beiden, an denen die Reihe war, setzten sich auf und gallopirten hinter einander her. Dabei wurde gezählt, die Knaben aber nannten das nicht zählen, sondern abmähen, und sagten so:

„Mit Pulver und mit Schrot,
Schießt man die Soldaten todt,
Eins, zwei, drei,
Du bist frei!“

Wo das Wort frei hinfiel, der durfte zuerst reiten, und es ward jedesmal zweimal gezählt oder abgemäht, weil zwei Esel da waren.

Aber mit den Eseln, das war ein Spaß! der Reiter mußte im Galopp oder in Carriere durch den Bogen reiten und dabei mit der Lanze den Ring berühren. Aber Anfangs besonders wollten die Esel durchaus nicht,

und warfen uns ab, daß der Staub umher flog. Nachher ging es besser, und da hatten die Esel keine Schuld, aber Einige konnten nicht reiten. Wir amüfirten uns mehrere Stunden damit ganz prächtig. Für die, welche den Ring trafen, war ein Preis angefetzt bei jedem Reiten. Der beste Gewinn war ein Schachspiel, übrigens waren noch Bücher, Bilder, Peitschen, Gläser, Tassen, Stöcke und Vorzeichnungen zu gewinnen. Ich gewann ein Glas. —

Es war wunderschönes Wetter und wir bekamen unser Abendessen im Freien: Erdbeeren, Milch, Kuchen und Butterbrod. So vergnügt waren wir Alle lange nicht gewesen! Marie vertheilte die Preise, weil sie doch nicht mit reiten konnte. Um die Preise, welche beim Ringreiten nicht gewonnen wurden, liefen wir nach dem Ziel, oder schlugen Ball; der Schnellste und Geschickteste gewann. Otto gewann vier Preise. Das Schachspiel bekam ein fremder Knabe, der Günther hieß.

Unser alter Kutscher hat mich so sehr lieb und wollte immer, ich sollte gewinnen. „Wilhelmchen,“ rief er mir zu. „Sie sind ja sonst ein ganzer Bursche, so

sein Sie doch jetzt keine Schlafmütze und reiten darauf zu!"
Ja, er hatte gut sagen; der Esel wollte aber nicht wie ich,
und warf mich in den Sand. Hernach ging es besser, und
ich gewann das Glas und schenkte es ihm, da Papa nichts
dawider hatte.

In der Woche fiel noch mancherlei vor; Einiges
war nicht sehr angenehm. Ich drehte die Kette an meiner
Uhr beim Aufziehen ab, und das wird mir nun zuverlässig
viel Geld kosten, und überdies ward Papa verdrüsslich über
meine Ungeschicklichkeit. Unser kleiner Hund Menne biß
ein kleines Hühnchen todt und fraß einen von Marie's
Handschuhen auf. Eine ihrer Schürzen hatte er schon
früher zerrissen, aber doch nicht aufgefressen. Herr Flohr
ward sehr ärgerlich und sagte: „Das ist ein rechter kleiner
Satan!“ Wir versteckten Menne, damit er nur gar nicht
vor Augen komme, denn ich glaube, er wäre abgeschafft.
Otto sagte: „Ich habe den Hund so lieb, als ob er mein
Sohn wäre.“ So lieb haben Marie und ich ihn aber
auch. —

Marie trinkt des Morgens Ziegenmilch und Otto
und ich begleiten sie zu der Frau, welche die Ziege hat,

sie trinkt eine Tasse voll und dann gehen wir tüchtig spazieren. Um sechs Uhr stehen wir auf. Gewöhnlich pflücken wir Blumen auf dem Wege, meistens Bergißmeinnicht, und die bringen wir an Mama und an Tante Susanne. Am Sonntag Morgen gehen wir stets mit Tante Susanne spazieren, und lezthin erzählte sie uns eine kleine Geschichte, sehr hübsch, aber doch traurig.

Sie sagte, sie habe eine Frau gekannt, deren Mann sei Naturforscher gewesen, und die Frau sei ihm nach Ostindien gefolgt, wo er allerlei habe erforschen wollen. Alle Gefahren und Mühseligkeiten habe sie mit ihm getheilt und über dreihundert Meilen zu Pferde zurückgelegt, und einmal sei sie auf einem Elephanten durch den Ganges geschwommen, denn das thun diese Thiere und sind dazu abgerichtet. Nun kommt das Traurige! Einige Jahre waren sie dort gewesen, da wollte der Naturforscher noch weiter vordringen und ließ sich durch ein Schiff bis an eine, ihm noch fremde Landesküste bringen. Das Schiff warf Anker und der Naturforscher bestieg ein Boot, welches an's Land ruderte. Kaum aber kamen sie in die Nähe des Ufers, so eilten die

Eingebornen herzu und schossen den Mann mit Pfeilen todt und vor den Augen seiner Frau, die sich auf dem Schiffe befand. Das war doch gewiß sehr traurig! — Die Frau ist wieder nach Europa zurückgekehrt, und Tante Susanne hat sie oft gesehen. —

Nun muß ich schließen, denn wir sollen zur Kirche fahren, und heute wird über den Fischzug des Petrus gepredigt, das wissen wir schon, nun wollen wir recht Acht geben. —

Wilhelm.

Eilfter Sonntag.

Jetzt komme ich wieder mit meinen Tagen anmarschirt, denn die Andern kehren sich nicht daran und schreiben Alles durcheinander. Wilhelm sagte: „Ich bin ja doch der Aelteste und kann Dir doch nichts nachmachen.“ Das sehe ich nicht ein; wenn's was Gutes ist, so thun die Jahre nichts dazu. Vom Sonntag, der mir eigentlich gar nicht zukommt, will ich nur sagen, daß die Predigt sehr schön war, Wilhelm und ich fanden es wenigstens.

Der Prediger predigte von Petri Fischzug und dann von verlorenen Stunden. Er sagte, wir Menschen rechnen viele Stunden für verloren, die es vor Gott nicht wären, denn, wenn wir das Gute wollten, und thätig und fleißig wären, und uns dann Alles auch nicht so gelänge,

so könnten wir uns völlig dabei beruhigen. Viele dächten auch, die Stunden wären verloren, die sie in Krankheit und Schwachheit zubrachten, aber dem sei nicht so, denn in solchen Tagen könnten sie zum Beispiel für Andere dienen, durch Geduld und Ergebung und kämen Gott näher. Petrus habe die ganze Nacht gefischt und nichts gefangen und die Stunden für verloren angesehen, da aber habe er den Herrn gefunden und die Wahrheit und das Leben. — Er sagte noch Vieles mehr, aber Herr Flohr ist immer zufrieden, wenn ich nur Einiges behalte.

Montag. Montag war ein ganz geringer Tag, an dem nichts Besonderes vorkam, nur das ich einige Schläge bekam, weil ich, wie Herr Flohr sagte, Maulaffen feil hatte und nicht Acht gab beim Lernen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber nachdem ging es sehr gut; in der Geographie kutscherte ich freilich auf der Karte etwas verkehrt umher, aber ich fand mich doch bald wieder zurecht. Ich lieferte einen kleinen Feldzug in Spanien, der eigentlich nach Italien gehörte. Wilhelm stieß mich mit dem Fuß an, da merkte ich es und besann mich. Das war noch ein Glück! — Den ganzen Tag wollte es nicht recht

gehen, auch beim Spiel nicht; ich merkte eigentlich wohl, daß ich Schuld war, aber ich konnte anfangen, was ich wollte, es fiel immer verkehrt aus. Ich war nur froh, als der Tag vorbei war und ich zu Bett gehen konnte.

Dienstag. Ah ha! das war ein ganz anderer Tag; ich war kreuzfidel und lernte wie am Schnürchen. Herr Flohr sah mich an und fragte: „Weshalb geht es denn heute?“ Das wußte ich selber nicht und sagte: „Ich weiß nicht, aber guten Willen hatte ich gestern auch, ich konnte aber gar nicht.“ „Aber guten Willen, aber gar nicht,“ antwortete Herr Flohr und lachte. „Du bist ein rechter Herr von Aber! Aberst Du denn noch so viel in Deinem Tagebuche?“ — Das wußte ich nicht recht, ich sagte aber — aber! daß ich es glaube. Das ist ein Wort, wenn man mir das nähme, würde ich gar nicht schreiben können. — Besonders fiel an dem Tage nicht vor, doch waren wir Alle sehr vergnügt. Wilhelm fängt auch wieder an, Freude an seinen neuen Tauben zu haben, die ihn auch schon kennen; wenn er pfeift, kommen sie gleich.

Ueber Marie mußte ich doch lachen. Papa sagte im Laufe des Tages zu mir: „Du bist ein rechter Windkut-

scher!" das verstand sie nicht. „Wie heißt das?" fragte sie. „Windkutscher ist ein Mensch, der sehr viel weiß und viel gelernt hat," antwortete ich im Scherz. Recht wollte sie das nicht glauben, da ich aber sehr ernsthaft blieb, ward sie ganz nachdenklich und sagte: „Das hat Papa von Dir gesagt? Das hätte ich nicht geglaubt!"

Mittwoch. Am Mittwoch waren wir Alle auf der Wiese, wo das Heu umgewandt wurde und durften mithelfen. Das war ein Spaß! und wie roch das Heu schön! Marie sagte: „Wie Thee!" darüber lachten wir doch. Wilhelm und ich arbeiteten tüchtig, recht aus Lust, und das Wetter war so prächtig, daß Mama sagte, sie habe keine Worte dafür! Der liebsten Mama und Tante Susanne machten wir einen großen Heuhaufen zurecht; wir nannten es einen Thron. — Marie lief erst umher, und hernach pflückte sie Bergigmeinnicht und wand Kränze davon. Tante Susanne nannte Wilhelm und mich das Regiment Heuschaber, und Marie das Regiment Blümlein. Sie commandirte uns auch tüchtig. Bald war ihr der Heuthron zu hoch, bald zu niedrig, bald mußten wir sie mit Zweigen gegen die Sonne schützen, die eigentlich gar nicht schien, bald

wollte sie nach Haus, und wir mußten flehen und bitten, damit sie nur blieb. So macht sie es immer, stets hat sie Schelmereien im Kopf und heißt mich gewöhnlich Herr Nackero, was ich eigentlich nicht haben mag.

Auf einmal sagte Tante, daß sie Hunger habe, und wir mußten ihr Nahrung verschaffen, wie sie es nannte. „Zerstreut Euch, Ihr Regimenter,“ rief sie, „und sorgt für Eure Königin.“

Wir rannten eifertig nach allen Seiten und fanden wunderschöne Felderdbeeren, welche wir auf Grasstengel zogen und der Tante Susanne brachten. „So,“ sagte sie, „das ist sehr gut, und nun setzt Euch um meinen Thron her, denn ich will eine Geschichte erzählen.“

Das kleine Märchen von den Grashalmen.

Eine einzige Fee hat zu allen Grashalmen Gevatter gestanden; das glaubt Ihr nun vielleicht nicht, aber das ist doch wahr und es war ein rechtes Glück, daß sie die Puthen einer Fee waren, denn als sie zuerst auf der Erde erschienen, sahen sie braun, gelb, grau und unansehnlich

aus, und wagten sich zwischen aller Frühlingspracht nicht recht hervor. Die Fee sprach jedoch: „Ihr kleine Hälmschen seid unbesorgt, Ihr seid alle meine Kinder, und ich will Euch kleiden.“

Kleider für so viele Kinder! Die wären in hunderttausend Koffern nicht zu versenden gewesen, aber die Fee schickte sie durch einen prächtigen Frühlingsregen, und als der auf die Erde fiel, hatten die Gräserchen alle schöne, grüne Kleider, so schön und so leuchtend, daß man fast die Bäume und die Blumen vergaß und nur auf die Gräser sah, welche so niedrig am Boden standen, und doch weit hin schienen im Sonnenschein.

Jetzt waren die kleinen Halme sehr glücklich, und die Fee, welche auf Alles bedacht war, sandte ihnen im Thau köstliche Juwelen, mit denen sie sich schmückten, und welche ihnen als Spiegel dienten. Dieser Spiegel war jedoch ein rechtes Unglück für sie, denn sie betrachteten ihr glänzendes Kleid wieder und wieder, und hörten auf, bescheiden zu sein, machten sich breit und reckten die Häupter empor, gar nicht merkend, daß sie dadurch immer weniger schön wurden.

Je höher die Gräser ihre Häupter emporreckten, um so weniger wurden sie von den Menschen beachtet, denn ihr Kleid hatte die Flecken der Eitelkeit und des Hochmuths bekommen, und als nun zuletzt ihr Haarwuchs immer heller ward, denn die Gräser nennen Haare, was wir Menschen Grassaamen nennen, da wurden sie sehr traurig. „Wenn die Fee uns nur Ein Kleid geben konnte,“ sprachen sie, „da hätte sie uns lieber Keines geben sollen; in Einem Kleide kann man nicht schön bleiben; unser Kleid sieht graubraun und unansehnlich aus, und unser Haar ist grau geworden, was sollen wir auf der Erde.“ Als die Fee solches hörte, ergrimmte sie sehr und sandte Männer mit scharfen Sensen, die mußten die Gräser am Boden abmähen, „denn,“ sprach sie, „Ihr seid ein undankbares Geschlecht, und die Kühe und Pferde sollen Euch auffressen!“

Mit den Gräsern ging es jedoch recht, wie mit verzogenen Kindern; als im nächsten Frühling wieder neue aus der Erde hervorkamen, schenkte die Fee ihnen abermals das prachtvolle grüne Kleid, und die Gräser spiegelten sich wieder in ihren Juwelen und machten sich breit, und Alles ging wie zuvor; sie wurden abgemäht, wie Ihr

hier seht, und die Kühe, die Schaafse und Pferde werden sie fressen. So aber ist es schon lange gegangen und wird wohl auch so fortgehen, denn die Fee ist eine nachsichtige Mutter, die immer wieder giebt und vergiebt, und immer von Neuem wieder straft.

Tante Susanne hat mir das kleine Märchen aufgeschrieben und ich habe es abgeschrieben.

Als die liebe Tante erzählt hatte, sagte Mama: „Ich kenne auch ein Märchen von den Grashalmen, aber das endet ganz anders.“ „D,“ fragten wir, „wie denn? wie denn?“ — „Ja, das erzähle ich morgen, wenn es schönes Wetter ist; dann kommen wir wieder und sehen, wie das Heu eingefahren wird, und Ihr hört das kleine Märchen von den Grashalmen.“ —

Donnerstag. Es war wunderschönes Wetter, und wir konnten den ganzen Tag nicht viel Anderes denken, als an die Wiese und das Heu und das Märchen. — Endlich schlug die Uhr sechs, da hatten wir frei und Mama und Tante erwarteten uns im Garten. Wie liefen und wie sprangen wir, und machten den Weg wohl viermal hin und zurück, ehe Mama und Tante ankamen! Zwei große Heuhaufen

Stein, 52 Sonntage.

hatten wir wieder zusammen getragen und darauf mußten sie sich setzen; Mama sagte aber: „Stört nur Alles recht durch, damit keine Mäuse im Heu bleiben und meinen Thron untergraben.“ Das ließen wir uns nicht zweimal sagen, und dann setzte Mama sich und erzählte, aber das habe ich behalten ohne Aufschreiben.

Eben kommt Marie angerannt, ganz erhitzt und sagt: „Otto, Otto, Du schreibst, und das ist ja mein Sonntag; ich komme nach Wilhelm.“ Meinetwegen, dann kann sie das Märchen schreiben; ich sah das Tagebuch liegen und setzte mich hin und schrieb, und dachte gar nicht weiter daran. — Aber die Tage müssen doch in aller Kürze zu Ende. —

Freitag. Es war ein Mann hier, der Schweine kaufte, besonders Ferkel. Wir gingen mit auf den Schweinehof und lachten über die alten grunzenden und über die jungen quiekenden Schweine. Leider hatte es geregnet und Marie glitt aus und fiel recht in den Schmutz. Das war gar nicht sehr angenehm. Sie mußte anders angezogen werden, vom Kopf bis zu den Füßen, und geseift und gewaschen werden. Tante Susanne ging den ganzen Tag

um Marie herum und hielt ihr Schnupftuch vor die Nase, aber nur zum Spaß. —

Sonnabend. Wir hatten Mama um Pfannkuchen gebeten und die kamen auch. Als sie auf den Tisch kamen, sagte Tante Susanne: „Ah ha! das ist mein Lieblingsgericht; die werde ich wohl alle allein aufessen!“ Wilhelm und ich lachten, Marie auch, aber doch ein wenig ängstlich. Papa mag keine Pfannkuchen und sagte: „Ein andermal werde ich doch bitten, daß Ihr den Küchensettel nicht machen dürft.“ Wir waren nur froh, sie einmal erwischt zu haben.

Otto.

Zwölfter Sonntag.

Otto hat mir Alles vorweg geschrieben und hat gar nicht bedacht, daß mein Sonntag war. Nun soll ich das kleine Märchen schreiben, welches die liebe Mama uns erzählte, und sie hat es mir aufgeschrieben.

Die Geschichte von den Gräsern.

Ein guter Geist hat die Gräser unter seinen Schutz genommen; ihm verdanken sie das lichte, grüne Kleid, welches er ihnen, besonders am Morgen, mit Perlen und Juwelen so schön zu schmücken pflegt, daß, wer es sieht, stauend stille steht, und die zaubervolle Pracht bewundert.

Den Gräsern ergeht es wie den Menschen, sie haben eine Kindheit, eine Jugend und das Alter, als das Ende

von Allem. So lange die Grashalme Kinder sind, und jung sind, erfreut ihr Anblick; sie schmücken die Erde, sind fröhlich und guter Dinge, und flüstern leise und anmuthig miteinander. Zwischen ihnen sprossen Blumen hervor, sie bilden den Garten der Käfer, der Mücken und Fliegen, wie den der reizenden Libellen, und gar vieler Insekten. Ueberall in diesem Garten ist Leben; kleine schöne, rothe und grüne Käfer schaukeln sich auf den Halmen und den feinen Blütenstengeln, und der schwerfällige Frosch hüpf mit aufgesperrem Maule zwischen diesen Herrlichkeiten umher. Ueberall ist Duft, Freude und Anmuth.

So geht es zu in jenem Garten, so lange die Gräser Kind und sehr jung sind. Sobald sie älter werden, höher und breiter, kleiden die Perlen und Juwelen sie so nicht mehr, sondern hängen schwerfällig an ihnen hernieder, sie beugen ihre sorgenschweren Häupter gegen einander, und aus dem leisen Gefose wird ein vernehmliches Rauschen. Für die Käfer und Insekten sind sie jetzt gleich Urwäldern, in denen Jene sich verlieren und nicht durchzudringen vermögen. Die Jugendpracht ist dahin, das Alter ist gekommen. —

Da rufen die Grashalme den guten Geist an, der sie beschützt, und sprechen: „Wir waren schön und jung und wie der Garten der Erde, aber jetzt, da wir verständiger geworden, möchten wir auch Nutzen schaffen, gleich den Menschen um uns her, durch welche so Vieles geschieht, während wir müßig dastehen.“ —

Der gute Geist sprach: „Euer Wunsch soll erfüllet werden; die Menschen haben die Jugend und das Alter, aber auch den Tod, auch Ihr sollt sterben, und durch Euern Tod nützlich werden.“ Und auf seinen Ruf erschienen die Schnitter, und die Gräser beugten willig ihre Häupter unter der Sense, der Verheißung gedenkend: „Durch Euren Tod sollt Ihr nützen.“

* * *

Als Mama fertig war, fragte sie: „Nun, was sagt Ihr zu meinem kleinen Märchen?“ Otto und Wilhelm sagten: „Ach, das ist hübsch!“ Ich sagte aber: „O Mama, das ist ja gar nicht lustig, der Frosch darin ist ein bißchen spaßhaft, aber sonst kann man gar nicht darüber lachen.“ „Nun,“ antwortete Mama, „da werde ich wohl nächstens ein lustiges Geschichtchen für meine Kleine erzählen müssen.“

Da riefen wir alle Drei: „Ja, ja, Mama, aber recht lustig!
— Recht tüchtig lustig!“

Nun habe ich die Geschichte erst erzählt, jetzt bin ich nur so besorgt, daß ich nicht Alles in der Ordnung schreibe von heute Morgen, denn heute ist Sonntag. —

Zuerst war das Frühstück und ich bekam ein Stück Zucker in meine Milch, dann las Mama ein schönes Gebet und wir Alle ein Stück aus der Bibel. — Nachdem gingen wir hin und besuchten alle unsere Thiere, und suchten Tante Susanne auf, die jetzt keine Kräuter trinkt, sondern Brunnen. Ich sagte: „Tante, laß mich mal schmecken.“ Das that sie auch, aber das schmeckte ganz abscheulich! — Tante ging mit uns auf die Wiese und sagte: „Nun will ich Euch eine schöne Schnurre erzählen.“

Auf einer Wiese standen ein Esel und eine Ziege neben einander; die Ziege meckerte, der Esel schrie und der Hund des Schäfers lief herzu und heulte, und ein Kalb, welches sich ganz in der Nähe befand, schrie aus allen Kräften: Bäh! Das war natürlich eine sehr hübsche Musik, und ein kleines, friedfertiges Lamm kam herbeigerannt, und rief: „O, meine gnädigen Herrschaften, machen Sie doch, wenn

ich bitten darf, nicht solchen Mordspektakel, es ist nicht zum Aushalten!" die Ziege erwiderte: „Ja, daran bin ich ganz unschuldig, meine Gute, mein bißchen Meckern werden Sie gar nicht haben hören können, das war nicht der Rede werth.“ Der Hund sprach: „Ich bin ein grundguter Kerl, und niemals vorlaut, durch mich werden Sie keine Kopfschmerzen bekommen, das versichere ich.“ Das Lamm ward ganz betroffen und erwiderte, auf das Kalb blickend: „So war es vielleicht der junge Herr hier?“

Das Kalb glogte das Lamm an, und sagte: „Ich habe noch nie etwas Anderes als Bäh gesagt, davon werden Sie doch nicht in Ohnmacht fallen?“ — Das arme Lamm ward immer verlegener, verbeugte sich gegen den Esel und sprach: „Dann waren Sie es wohl, gnädiger Herr?“ Der Esel aber sah das Lamm hochmüthig an und schrie: „I — a! I — a!“ da jubelten alle Thiere und riefen: „Er ist es gewesen, er sagt ja, er sagt ja!“

Wir lachten Alle und Tante lachte mit. „Ach,“ sagte sie, „wenn das Euch freut, solch' kleiner Schnurren weiß ich viele, und nun vertröstete sie uns auf den nächsten Sonntag. Das wird Wilhelm dann wohl zu erzählen haben.“

Als wir nach Hause kamen, plättete ich für meine Kinder. Das that sehr Noth, denn das Zeug sah nicht schön aus, und als mein kleines Eisen heiß gemacht ward, fragte ich Marie: „Marie, was essen wir heute?“ Erst wollte sie es nicht sagen, und that ganz geheimnißvoll, aber ich faßte sie um den Hals und bat, da flüsterte sie ganz leise „Kirschkuchen“. Wie sprang ich umher! Das ist ein Spaß, und ich hatte gar nicht auf Kuchen gehofft.“ —

Jetzt kann ich nicht mehr schreiben, es wird gleich angerichtet und ich muß mir noch die Hände waschen, das Haar bürsten und einen reinen Kragen umbinden. Mama ging eben durch das Zimmer und sagte: „Spute Dich jetzt, daß Du fertig wirst, denn Du weißt, wer zu spät bei Tische erscheint, bekommt keine Suppe.“ Ich will mich in Acht nehmen!

Marie.

Dreizehnter Sonntag.

Mir scheint es jeden Augenblick Sonntag; wenn ich eben geschrieben habe, muß ich gleich wieder dabei. Ich thue das auch recht gerne, aber mitunter thäte ich doch lieber etwas Anderes.

Zuerst will ich nur erzählen, was uns Alle sehr beschäftigt hat. Hier im Dorfe wohnt eine alte Frau, deren Tochter ist in der Stadt verheirathet, und das älteste Kind derselben, ein kleines Mädchen, hat die Großmutter zu sich genommen, als es ein Jahr alt war. Wir haben das kleine Mädchen fast täglich gesehen, es heißt Annette, und ist ganz niedlich. Die alte Großmutter hat ein kleines hübsches Haus, und an dem Hause stehen Kirschbäume und Weinreben. Von den Kirschen schenkt sie uns gewöhnlich, und

zu der Zeit, wenn sie reifen, geht die Alte oft mit einer Klapper umher und verscheucht die Vögel; wenn wir an dem Garten vorüber gehen, klatschen wir jedesmal in die Hände, um sie zu verscheuchen, denn wenn sie uns die Kirschen aufessen, das ist uns gar kein Spaß.

Die Großmutter liebte das kleine Mädchen sehr, aber jetzt war sie vier Jahre alt, und ihre Mutter wollte sie zurück haben. Als das Kind das hörte, sagte sie immer ganz fest: „Großmutter, ich bleibe bei Dir, ich will bei Niemand sonst sein.“ Nun sagten ihr alle Menschen: „Du mußt doch zu Deiner Mutter, es ist ja Deine Mutter.“ Annette antwortete stets: „Ich bleibe bei meiner Großmutter!“ Sie kannte ihre Mutter auch kaum. —

Endlich ward doch Ernst gemacht, die kleine Annette weinte sehr, aber das half nicht; die Großmutter zog vor vier Tagen ihre besten Kleider an, und das Kind pußte sie auch, und setzte sich mit diesem auf einen Kornwagen, der nach der Stadt fuhr. Das Kind saß auf einem Sack und sagte kein Wort, es weinte nur und guckte umher.

Als sie in der Stadt ankamen, stiegen sie vom Wagen, und die Großmutter ging mit Annetten zu deren

Mutter, die sehr freundlich war, und dem Kinde eine Semmel schenkte. Spät am Abend ging die Großmutter fort; sie nahm beim Abschied Annette in ihre Arme und die sagte ganz leise: „Großmutter, passe Du auf, ich komme wieder!“ Die Großmutter dachte: „Ach, Du armes Ding, wir Beide kommen sobald nicht wieder zusammen.“ Das thaten sie aber doch. —

Am folgenden Tage ging Alles gut, bis zum Nachmittage, da mußte die Mutter ausgehen und hieß das Kind so lange vor der Hausthüre spielen. Als sie wieder kam, war Annette fort; sie rief, sie fragte, sie lief zu den Nachbarn umher, Annette war fort. Kein Mensch wußte, wo sie sein könne, und am Ende dachte die Mutter, das Kind könne gestohlen sein und ging zum Polizeimeister und erzählte ihm Alles, und der schickte auch aus, das Kind suchen zu lassen, aber Keiner fand es.

Die Mutter weinte die ganze Nacht; ihr Mann war auf einige Wochen in der Fremde auf Arbeit, sie war ganz allein und wußte nicht, was sie anfangen sollte.

Endlich, am folgenden Morgen, trat die Großmutter in die Stube und hatte Annette an ihrer Hand. Das arme,

kleine Ding hatte sich, sobald die Mutter fortgegangen war, gleich auf den Weg gemacht, und den rechten Weg durch die Stadt glücklich gefunden. Auf der Landstraße war sie fortgelaufen auf ihren kleinen Füßen, eine große Strecke; da war ein starker Regen gekommen, und das Kind hatte sich in einen Graben verkrochen, sich zu schützen.

Der Regen hörte gar nicht auf und es ward dunkel, da weinte und wimmerte Annette in ihrem Graben, und ein Bauer, der vorüber fuhr, hörte das, stieg ab und fand das Kind. Das war ein Bauer aus demselben Dorfe, wo die Großmutter wohnte, und er kannte Annette und dachte, es sei am Besten, sie mitzunehmen, denn sie könne doch nicht die Nacht im Graben bleiben, und sie nach der Stadt bringen, das wollte er nicht. Annette legte sich im Wagen auf ein Häufchen Stroh und schlief ein; so kam sie endlich zu der Großmutter zurück, die doch ganz erschrocken war, weil sie dachte, ihre Tochter werde sich änstigen, wie sie auch that. —

Am folgenden Morgen küßte sie das Kind, und sagte: „Wir müssen doch wieder zur Stadt!“ Annette weinte, aber sie sagte nichts, und als sie ankamen, weinte die Mut-

ter auch, und sie weinten alle Drei, und als die Großmutter gehen wollte, rief das Kind: „Großmutter, Großmutter, bleibe doch, bleibe doch, Du sollst auch mein kleines Bett haben!“ Da sagte auch die Mutter: „Bleibe doch bei uns, das Kind kann nicht ohne Dich leben.“ Und nun will die alte Frau ihr Häuschen und ihren Garten verkaufen und zu ihrer Tochter in die Stadt ziehen. — Annette ist bei der Mutter und wartet auf sie. — Das ist doch hübsch!

Das ist eine lange Geschichte geworden, das dachte ich gar nicht, das so lange Zeit dazu gehöre, sie zu schreiben. Nun muß ich bald aufhören.

Gestern war hier ein fremder Herr, der sah zu, als ich meine Tauben fütterte. Die alten sind es nicht, aber ich habe sie doch lieb, nur nicht so sehr, wie ich die hatte. Herr Roß, so hieß er, sagte: „Höre, Kleiner, wenn man recht Glück mit Tauben haben will, da muß man 1 Paar kaufen, Eines sich schenken lassen und Eines stehlen.“ „Da werde ich wohl kein Glück damit haben,“ sagte ich, „denn stehlen thue ich nicht.“ Er lachte und antwortete: „Das glaube ich Dir gern, denn Du siehst aus, wie ein kleiner, braver Bursche.“ Nun sagte er mir noch Vieles über die

Fütterung und wie man Tauben behandeln müsse, und wir wurden sehr gute Freunde. —

Herr Rosß ist ein sehr spaßhafter Mann: Marie hatte an dem Tage Besuch von einem kleinen Mädchen, welches Fanny heißt, und die Beiden wollten gerne wippen, konnten aber nicht damit zu Stande kommen, und da sagte Herr Rosß zu mir: „Nun, so mache doch einmal den angenehmen Sappermenter, und hilf ihnen!“ Darüber lachten die kleinen Mädchen so ungeheuer, das sie fast umgefallen wären. Ich lachte auch, sagte aber hernach: „Ihr dürft mich aber nicht Sappermenter nennen, denn von Euch leide ich es nicht.“ Hätte ich das nicht gesagt, so wäre kein Aufhören gewesen. Ein Glück nur, daß Tante Susanne es nicht gehört hat. —

Mit Otto und mir trieb Herr Rosß allerlei Turnkünste, und war besonders zufrieden mit Otto, weil der so wagemuthig ist. Das bin ich nicht so sehr, aber ich falle auch nicht so oft als er, und was ich kann, das kann ich sicher. —

Wenn wir in dieser Zeit mit Herrn Flohr spazieren gehen, botanisirt er mit uns, das macht uns große Freude. Papa hat uns Blechkapseln geschenkt, darin sammeln wir

die Pflanzen, und im Hause legen wir sie auseinander zwischen Lösspapier und pressen sie, erst ganz sanft, aber immer fester und fester von Tag zu Tag, und alle vier- undzwanzig Stunden müssen die Pflanzen mit einer kleinen Zange behutsam umgelegt werden, sonst bleiben die Farben nicht hübsch. Das ist viel Arbeit, aber es freut uns doch. Tante Susanne nennt es immer unsere Heusammlung, aber damit hat es gar keine Aehnlichkeit.

Heute Morgen waren wir in der Kirche und der Pastor predigte über das Capitel von dem Jüngling zu Nain; das war erst so sehr traurig, aber hernach, als unser Herr Jesus dazu kommt, endet ja Alles so herrlich. — Der Herr Pastor sagte: „Mit Gott endet Alles gut, und wo Er nicht sichtlich hilft, da hilft Er dennoch, denn Er beruhigt unsere Herzen.“ Das verstand ich Alles.

Nun thun mir förmlich die Finger weh, so lange habe ich geschrieben, jetzt höre ich auf.

Wilhelm.

Vierzehnter Sonntag.

Heute muß ich nun wieder schreiben, damit Alles wieder in Ordnung kommt. Daran ist Otto schuld; aber der ist auch recht ein Saufewind und sieht und hört nicht, wenn er in der Fahrt ist. Ich habe so viel zu thun und eigentlich gar keine Zeit, wenn ich das aber sage, will er sich todtlachen. Die Jungen meinen immer, daß das allein wichtig ist, was sie thun; was ich zu thun habe, ist auch wichtig. —

Tante Susanne hat uns richtig wieder eine Schnurre erzählt und recht schnurrig. Sie sagte so: „Der Schwan wollte einmal ein Gastmahl geben, und Alles war dazu vorgerichtet, aber sein Diener, der Frosch, hatte alle Ein-

ladungskarten, bis auf Eine, verkehrt abgegeben, und als der Schwan sanft am Ufer des Teiches umher schwamm, und seinen schönen Hals hin und her bog, um nach seinen Gästen auszusehen, da erschienen, zu seinem Schrecken, der Kuckuck, die Schwalbe, die Nachtigall, die Bachstelze, der Sperling und die Ente. Nur die Ente war erwartet; was sollte er mit den übrigen Gästen anfangen, die für das Wasser gar nicht taugten. —

Die Ente watschelte voran, plumpete in's Wasser und flüsterte dem Schwan zu: „Aber Herr Gebatter, was haben Sie für Gäste gebeten? was sollen die auf dem Wasser?“ — „Liebste,“ entgegnete der Schwan, „ich sage mit Ihnen, was sollen die auf dem Wasser! Ich glaube, der Kerl, der Frosch, hat den Verstand verloren; aber jetzt nur munter an's Land, da kann nichts Anderes helfen, denn diese verehrten Herren und Damen ersaufen sämmtlich, wenn wir nicht zu ihnen gehen.“

„Gehen?“ sagte die Ente und kniff die Augen verdrießlich zu; Beide stiegen aber an's Land und der Schwan bewillkommte seine Gäste sehr höflich, nachdem er dem Frosch ganz heimlich gesagt hatte: „Du Schlingel, wen

haft Du mir da gebeten! Sorge jetzt nur für Würmer und Käfer, denn Anderes speisen diese Herrschaften ja nicht.“

Dem Schwan kam das Gehen sehr sauer an; er fand es deshalb unnäsig heiß, und schlug vor, man möge sich zu einem schattigen Plätzchen verfügen. Er und die Ente trabten neben einander, und anfangs gingen die Gäste nebenher, bald aber siegte die alte Gewohnheit, und sie hüpfen zuerst, dann flatterten und flogen sie nach allen Seiten hin.

„Wo sind sie denn Alle?“ fragte die erstaunte Ente, die sich mit ihrem Freunde allein sah. „Das mag der Kuckuck wissen,“ erwiderte der Schwan verdrießlich; der Kuckuck aber, der seinen Namen gehört, flog herbei und sagte höflich: „Aufzuwarten, da bin ich, was befehlen Sie?“ —

„O gar nichts,“ antwortete der Schwan, „ich wünschte nur zu wissen, was aus meinen lieben Gästen geworden ist?“ —

„Das kann ich die Ehre haben, Ihnen zu sagen,“ sagte der Kuckuck, „ich habe sie eben Alle gesehen. Der

Herr Sperling sitzt auf einem Zweig und sperrt den Schnabel auf, weil das Fräulein Nachtigall, hoch oben in einer Birke, ganz himmlisch singt, Frau Schwalbe fliegt über den Teich hin und scherzt mit den Insekten, die sie mitunter, aber gewiß nur aus Versehen, hinunter schluckt. Madame Bachstelze hüpfet unter den Büschen umher, so daß ich eigentlich nicht zu sagen weiß, wo sie sich jetzt befindet, aber wenn Sie erlauben, werde ich einmal nachsehen.“

Damit flog der Kuckuck fort, und der Schwan und die Ente sahen einander höchst kläglich an. „Was soll daraus werden?“ fragte die Ente. „Das will ich Ihnen sagen,“ antwortete der Schwan, und plumpete mit einem Satz in's Wasser, „die Gesellschaft hat uns im Stich gelassen, jetzt thun wir dasselbe. Jeder in seinem Elemente!“ Und damit hob er seinen schlanken Hals stolz in die Höhe und schwamm majestätisch fort. Die gute Ente sah die Sache etwas bedenklich an, dann aber purzelte auch sie vom Ufer in's Wasser hinab, und folgte ihrem Freunde, der sie in's Schilf geleitete, wo beide sehr gemüthlich zu Abend aßen. Wenn seit der Zeit Wirth und Gäste nicht

zu einander passen, sagt man stets: „der Schwan hat Gäste geladen.“

Die kleine Geschichte belustigte uns sehr, und ich sagte: „Tante, es ist mir, als ob ich all' die Thiere sprechen hörte!“ Sie küßte mich und antwortete: „Das ist recht, das mag ich gern, wenn ich erzähle, daß Du Dir Alles recht vorstellen kannst.“

So, nun höre ich auf, Otto kann mehr schreiben, wenn er Lust hat. Ich glaube, die Schnurre hätte er nicht so gut wieder erzählt, denn es schien mir, als ob er nicht so recht aufpaßte, als Tante Susanne sie erzählte. Aus so kleinen gemüthlichen Erzählungen macht er sich nicht viel; dazu ist er viel zu wild, und er hört lieber Geschichten, wo recht viel getobt und gelacht wird. So, das kann er lesen; er ist aber doch mein lieber, prächtiger Bruder.

Marie.

Fünftehnter Sonntag.

Eigentlich bin ich ganz müde und es ist mir ganz lieb, daß ich mich beim Schreiben ausruhen kann. Otto und ich haben uns furchtbar ausgearbeitet, denn wir legen uns einen Garten an.

Neben dem großen Garten liegt ein kleines Stück Land ganz wüst, und das hat Papa uns geschenkt, und wir wollen einen Garten daraus schaffen. Eben jetzt sind wir bei der schlimmsten Arbeit, denn wir werfen einen Wall auf, rings umher; das ist kein Spaß! Wir haben uns dazu von unserem Gelde eine Schiebkarre angeschafft, Hacken, Schaufeln, Spaten und Harken; das hat uns viel Geld gekostet, aber haben mußten wir das Alles doch.

Wenn der Wall fertig ist, wollen wir einen Brunnen graben; das können wir leicht; dicht neben unserem Lande fließt ein klarer Bach, da graben wir nur eine Rinne und hernach ein kleines Loch, so ist der Brunnen fertig. Dann theilen wir das Land ein, zum Nutzen und zum Vergnügen; zum Nutzen, das sind die Beete, wo Kohl, Bohnen, Erbsen, Salat, Rüben, Radiesen, Gurken, Wurzeln und Rettig gepflanzt und gesäet werden; zum Vergnügen, das ist der Raum, wo Blumen, Erdbeeren, Himbeeren, Stachel- und Johannisbeeren gepflanzt werden. Dann theilen wir diese Abtheilung wieder in zwei Hälften, eine für Otto, eine für mich. Ein kleines Beet mit Erdbeeren wollen wir auch für Marie anlegen, damit soll sie überrascht werden.

Das Land, welches wir zum Nutzen bestimmt haben, wird uns hoffentlich auch recht viel Nutzen bringen, denn die liebe Mama will uns Alles mit baarem Gelde abkaufen, was wir davon gewinnen. Das wird eine Lust werden, wenn wir dann mit dem ersten selbst verdienten Gelde klappern können. Wenn ich mich nur mit Otto über die Verwendung des Geldes werde einigen können. Der hat immer

so großartige Pläne, und träumt jetzt schon von einem japanischen Gartenhause. Ich denke mehr an das Nützliche, und vor allem an die Vermehrung und Verbesserung der Geräthe für unsere Gartenarbeiten.

Mama kommt jeden Tag und sieht die Fortschritte unserer Arbeit; Tante Susanne kommt auch, aber nur um zu necken. „Euer Garten ist wie die Wüste Arabiens, wo kein Wasser fließt und kein Strauch wächst.“ Das bekommen wir immer zu hören. Mitunter stellt sie sich mitten in den Garten und sagt: „Ich bin die Palme Indiens!“ Otto fragte leythin: „Was sind wir denn aber?“ „O, mein guter Junge,“ antwortete sie, „Du bist jedenfalls ein Kameel!“ Ich fragte lieber gar nicht. — Aber doch haben wir Tante Susanne sehr lieb. —

In diesen Tagen war ein Freund von Papa hier, der in Algier war und zu seinem Vergnügen dort mitgekämpft hat. Der erzählte viel von den Arabischen Stämmen, von ihren Pferden und Zelten. Otto und ich hörten immer zu und fragten auch manchmal, z. B. nach dem Atlas und nach solchen Dingen.

Für Mama hat er Allerlei mitgebracht, ein großes Glas mit Rosenöl in einem Beutel von Sammet mit Gold gestickt und Pantoffeln, in Gold und Seide gestickt, und ein schönes rothes Tuch. Für Papa allerlei Sämereien von Cappflanzen, die hier in Töpfe gesäet, und in's Treibhaus gestellt werden sollen. An dem Tage, als dieser Freund hier war, ich glaube, es war am Donnerstag, — nein, es war Mittwoch, das ist gewiß, bekamen wir schöne, frische Feigen zum Nachtisch, aber als der fremde Herr, auf Papa's Bitte, davon gegessen, schnitt er ganz entsetzliche Gesichter und sagte: „Eßt doch das erbärmliche Zeug nicht; hier, bei uns zu Lande, weiß man gar nicht, was eine Feige eigentlich ist. Hier ist es eine wässerige, fade, miserable Frucht.“ Papa lachte und sagte: „Nun, wir können doch nicht Alle, gleich Dir, nach Algier reisen, und so ist uns das Schlechte gut genug, weil wir das Bessere nicht kennen.“ —

Otto sagte hernach: „Nach Algier, da möcht' ich hin, denn wenn diese Feigen schlecht sind, wie mögen dann die schmecken, die gut sind!“ „Ach,“ erwiderte ich, „um solcher Dinge willen mache ich keine so weite Reise,“ aber

er meinte, die Feigen gingen in den Kauf, und er bekäme dann doch viel Schönes zu sehen, die Maurischen Stämme, die Pferde und Gazellen, die hohen Gebirge und das weite, prächtige Meer, und alle die verschiedenen Trachten. Dagegen konnte ich nichts sagen, denn das möchte ich auch wohl sehen. — Herr Flohr ließ uns auf der Karte alle Punkte auffuchen, welche der fremde Herr genannt hatte, das unterhielt uns sehr, und von Allen wußte Herr Flohr uns Manches zu erzählen.

Am Freitag zog ein Trupp Zigeuner durch diese Gegend und hatte sich ganz in der Nähe gelagert. Wir durften mit Herrn Flohr gehen, ihre Wirthschaft anzusehen. Das sah eigentlich ganz lustig aus; es war Abend und ganz wunderschön warm, und die ganze Gesellschaft, 5 Frauen, 6 Männer und 4 Kinder, hatten sich auf ein Stück Rasen am Wege gelagert.

Sie hatten einen großen Hund bei sich, der zog ein Schleifrad, und einen Esel, der trug Gepäck, und dann noch zwei ganz kleine Hunde und zwei Ferkel. Die Männer schliffen Messer und Scheeren und banden Siebe ein, die Frauen deckten Tücher über das Gras, und stellten Taf-

fen und Teller zurecht. Ihr Abendessen bestand aus Milch, Brod, Butter, Speck und Käse.

Die Männer hatten ganz kohlschwarzes Haar und recht glänzende Augen und ganz weiße Zähne, aber sie sahen, und die Frauen und Kinder gleichfalls, furchtbar gelb aus, fast braun. Uebrigens waren sie ganz lustig, und sprachen viel in einer Sprache, die wir nicht verstanden. Um eine Gabe baten sie nicht, aber sahen uns sehr dreist und neugierig an. Otto und ich beschenkten die Kinder mit einigen Pfennigen. Dem einen kleinen Hunde hatten sie ein Halsband gemacht von dem abgetrennten Stücke eines Strumpfes, und daran ein Glöckchen gehängt. Darüber lachten wir unmaßig.

Für Heute ist es damit wohl genug.

Wilhelm.

Sechszehnter Sonntag.

Das ich lezthin die Zigeunermwirthschaft nicht habe ansehen dürfen, das hat mir sehr leid gethan, aber Mama sagte: „Die Knaben mögen hingehen, für kleine Mädchen paßt das nicht.“ Die Jungen dürfen überhaupt viel mehr, als ich darf, und wenn ich auch eben so alt wäre, das würde mir doch nicht viel helfen, denn Mama würde doch Manches nicht erlauben. Als sie wieder kamen, erzählten sie mir viel und Otto sagte, die kleinen Ferkel wären ganz zahm gewesen, und wo eine alte Frau mit einem bunten Rocke hingegangen sei, da wären die Ferkel und die kleinen Hunde immer hinter drein gewesen, und das eine Ferkel habe den Hunden mitunter einen Knuff versetzt, um sie von der Frau wegzudrängen. —

Herr Flohr ist früher in Spanien und in Ungarn und Polen gewesen, wo die meisten Zigeuner sein sollen, aber er sagte, er habe sie überall unreinlich und ganz so gefunden, wie sie hier auch wären, nur daß sie besonders in Ungarn und Polen häufig Musikanten wären und ganz wunderhübsch spielten, und mitunter auch tanzten. In ihrem Festputz sahen sie gut aus, und trügen viele schreienden Farben, und Ketten und Knöpfe von Gold und Silber.

Ich fragte Otto und Wilhelm, ob die Zigeuner ihnen nicht hätten aus der Hand wahrsagen wollen; aber sie sagten, nein; ich glaubte, das thäten sie immer und nähmen dann Geld dafür.

Mitunter sind die Zigeuner auch schlechte Leute, denn hier im Dorfe ist einmal ein Haus abgebrannt, und das kam so: Eine ganze Bande kam zu einer Bauerfrau, die allein zu Hause war, und forderte Lebensmittel, und die Frau gab ihnen Milch, Butter und Brod. Da wollten sie auch noch Speck haben, aber die Frau sagte: „Das gebe ich nicht, denn mein Mann ist nicht zu Hause, und ich weiß nicht, ob ich von dem Speck weggeben darf.“

Die Zigeuner baten, und da nichts half, schimpften sie, aber die Frau war ganz muthig und gab keinen Speck her. Als sie endlich fortgingen, sagte Einer: „Nun, Du wirst an uns denken, und wohl zehnmal und hundertmal noch wünschen, daß Du uns Speck gegeben hättest!“ Die Frau dankte Gott, als die häßlichen Leute gingen, aber eine Stunde später stand ihr Haus in Flammen, und Keiner wußte, wie das gekommen; die Frau aber glaubt ganz fest, die Zigeuner hätten es heimlich angezündet. — Das war doch sehr schlecht! —

Nun will ich noch erzählen, wie es am Dienstag gegangen: Papa hat einen jungen Hühnerhund, der noch nicht abgerichtet ist, und Dienstag Morgen, als ich eben auf den Bauhof ging, und mich an den Hühnern und Puten und Gänsen freuete, die sich sonnten, kommt Parole angestürzt, so recht wie Einer, der recht lustig ist, und als die Hühner, die Gänse und Puten ihn sehen, schreien Alle und stieben hier hin und dort hin; er aber fährt dazwischen und o je! wie war das! hier flogen Federn und da flogen Federn, ich wollte, Parole! Parole! rufen, aber ich konnte mich vor Schrecken nicht auf seinen Namen besinnen und

schrie nur, so sehr ich konnte, und das ist tüchtig. Von allen Seiten kamen auch Leute herbei und verjagten Parole, der auch seine Strafe bekam, aber ein kleines, süßes Hühnchen hatte er todt gebissen, und den übrigen Hühnern und Puten viele Federn ausgerupft. Otto sagte, der Bauhof sähe aus, wie ein Schlachtfeld, und Parole sei gewissermaßen als ein Held zu betrachten, da er allein so viele Regimenter in die Flucht geschlagen.

Ich mochte nur nicht lachen, weil ich an das todte Hühnchen dachte, aber ich sagte: „Ja, das ist ein schöner Sieg, wenn der Feind davonfliegt, bevor man noch angegriffen!“ Otto sagte: „Siehst Du, das ist mit einem großen Namen vereint; ein großer Feldherr jagt durch seinen Anblick und seinen Namen ganze Armeen in die Flucht.“ Jetzt nennt er immer Parole General Parole, und mitunter auch ganz kurz: General. Der Hund sieht dann ganz stutzig aus, aber hört doch. — Von den großen Federn, die umher lagen, sagte Otto, es wären eroberte Geschütze, und von den kleinen, es seien Gefangene. Er weiß sich immer etwas auszudenken, worüber Wilhelm und ich lachen müssen. —

In der nächsten Woche steht uns eine große Freude bevor; in dem großen, schönen Dorfe Blumendorf ist Jahrmart, und die Eltern wollen am Nachmittag mit uns hinfahren, und wir bekommen auch jeder etwas Geld, um uns einen Spaß zu machen. Das wird prächtig werden! Ich bin schon einmal auf einem Jahrmart in einem andern benachbarten Dorf gewesen, und denke noch immer mit vielem Vergnügen daran. Es war, als wenn der ganze Ort Feiertag hätte, aber nur am Nachmittag, des Morgens mußten die Leute doch arbeiten. Dann war aber auch Alles auf den Beinen, und freute sich über die vielen schönen Sachen in den Buden, über die Musik der Leierkasten, und über die Thierkünste, die auf offner Straße gezeigt wurden. Und Abends wurde auf einem großen Plage getanzt, der eigens dazu freigehalten und geebnet war. Ob es wohl in Blumendorf eben so sein wird?

Marie.

Siebzehnter Sonntag.

Jetzt ist die Reihe wieder an mir, und ich kann eigentlich auch immer schreiben, denn ich erlebe sehr viel, und wenn man das thut, kann man es auch gerne erzählen. Mama sagt, wer sein Tagebuch schreibt, lernt seine Gedanken sammeln. Das muß doch bei mir nicht geholfen haben, denn Herr Flohr sagt fast täglich: „Du hast nie Deine Gedanken beisammen“, und das bekommt mir oft sehr schlecht. — Jetzt fange ich an wie ein ordentlicher Mensch mit:

Montag. Dem Tage weiß ich nicht viel Gutes nachzusagen, denn ich hatte Verdruß über Ausarbeitungen, die nicht ausführlich genug waren. Am Montag will es über-

Stein, 52 Sonntage.

8

haupt oft nicht gehen, und wie Herr Flohr behauptet, weil ich Sonntags viel mehr umher tobe. Solch' ein Sonntag ist doch aber auch ein ganz prächtiger Tag, und man muß ihn doch schätzen und es zeigen. Das Beste an dem Tage war, daß ich ein armes, kleines Kind aus einem Wassergraben zog, in den es ganz ohne Grund, aus purer Dummheit, hineingeplumpt war. Ich hörte in der Nähe des Hofes ein Sequäkse, und lief umher, bis ich wußte wo, und fand den armen Wicht, der bis an die Brust im Wasser stand. Ich zog den Jungen natürlich heraus, und brachte ihn unserer Haushälterin, die ihn auszog, in ihr Bett legte, ihm warme Suppe zu trinken gab, und seine Kleider trocknen ließ. Hernach ward er zu seiner Mutter zurück gebracht. — Montag schnitt der alte Sochen sich mit einer Sense in den Fuß; er liegt noch, und in unseren Freistunden bringen Wilhelm, Marie und ich ihm oft allerlei Lebensmittel in einem kleinen Korbe, den Mama voll packen läßt.

Dienstag. Gut gelernt, Alles fix gewußt, also natürlich vergnügt. — Wilhelm bekam eine Ohrfeige von mir, weil er mich Windkutscher nannte, er machte aber nicht viel daraus und so ging es gut über. Mir war es

am Ende mehr leid, als ihm. — Es ist furchtbar heiß in diesen Tagen, aber Abends arbeiteten wir doch an unseren Garten-Anlagen. Wir theilen ihn in drei Theile, in Gemüsebeete, in Rosen- und Blumenstücke und in den Fruchtgarten, wo nur Obstbäume und Sträucher gepflanzt werden sollen.

Wilhelm wollte, daß wir uns in das Land eintheilen sollten, aber dann wäre ja Alles ganz kleinlich geworden. Als ich nicht wollte, ward er ganz still, und ich konnte mir schon denken weshalb, und sagte: „Du denkst gewiß, daß ich regieren will, wenn uns Alles zusammen gehört, aber hier hast Du meine Hand, daß ich das nicht will, und Du weißt, wenn ich etwas ehrlich verspreche, dann halte ich es auch.“ Er schlug in meine Hand ein, und ward ganz lustig und zufrieden. Jetzt, im Sommer, werden wir wohl nichts mehr säen und pflanzen können, und Alles ist ja auch noch nicht in Ordnung, aber im Herbst, dann soll es los gehen!

Mittwoch. Das war der große Schlachttag! Morgens gelernt wie am Schnürchen, früher zu Mittag gegessen, den Wagen bestellt, die Taschen voll Geld gesteckt

und nach Blumendorf gefahren! Das war ein Vergnügen! Wir waren auf dem Wege dahin schon so lustig, daß Mama oft sagte: „Wilhelm und Marie sind heute eben so unverständig wie Du, Monsieur Otto, und Ihr werdet für die eigentliche Freude gar keine Kräfte übrig behalten.“ Kräfte! Wenn ich vergnügt bin, habe ich Kräfte wie ein Bär, aber Mama will es nie glauben.

Um vier Uhr kamen wir an, aber im Dorfe hatte die Herrlichkeit schon am frühen Morgen begonnen. Alles krummelte und wimmelte von Menschen, und überall war Musik, recht zum todt freuen. —

Die Eltern und Tante Susanne gingen zu dem Prediger, den sie kennen, wir Andern natürlich auf den Markt; Wilhelm und ich voran, und Herr Flohr mit Marie an der Hand hinterher. Der Markt ist nichts, als ein freier Platz im Dorfe, wo Buden stehn und Tische, und fast jede dritte Bude war eine Kuchenbude. Vor jeder solcher Bude blieb Marie stehen, und ihre Augen wurden immer größer. Herr Flohr lachte darüber und sagte: „Du hast ja Geld Marie, willst Du Kuchen kaufen, so suche Dir aus, was Du am liebsten willst.“ Sie trat nun auch ganz wichtig an

eine große Bude heran, und war erst ganz still und besah Alles, dann zeigte sie mit dem Finger auf dies und das, und wollte wissen, was es kostete? Der Handel dauerte lange, aber Herr Flohr amüßte sich daran und war ganz geduldig. Am Ende kaufte sie etwas Confect, einige Bonbons und einen Orangenkuchen. Wilhelm und ich schenkten ihr noch kleine Brezeln und zwei kleine Chokoladentafeln, darüber war sie sehr glücklich.

Uebrigens waren wir zwei Meilen gefahren und man ist doch auch ein Mensch! Wilhelm und ich kauften uns deshalb Kirsch- und Pflaumenkuchen, den wir sehr vergnügt verzehrten. Nun ging es von Bude zu Bude, es war gedrängt von Menschen und wir pufften und wurden gepufft; Wilhelm that dabei nicht mehr, als nothwendig war, ich wohl etwas mehr.

Wir kauften Allerlei, ich mir eine Schreibtafel, einen immerwährenden Kalender und eine Gießkanne, dann ferner Manches zum Verschenken für die Leute im Hause, ein paar Tücher, Band, Kuchen und für unsern Bedienten eine Pfeife. Mama sagte freilich hernach: „Das ist eigentlich recht überflüssig, denn ich mag gar nicht, daß er raucht!“

Wilhelm kaufte ungefähr dasselbe, wie ich, aber eine Pfeife für den Kutscher, und statt der Gießkanne eine kleine hölzerne Butte, für sein Taubenfutter. —

Als wir eingekauft hatten, gingen wir zum Prediger und holten Tante Susanne, denn es waren Affen und solche Thiere zu sehen, und sie hatte uns gesagt, wenn Ihr hin geht, die zu sehen, dann holt mich ab. Nun gingen wir zusammen und Tante Susanne war lustig wie immer, und sagte: „O, Ihr dummen Jungen, wer hieß Euch gleich auf den Markt laufen? Ich habe wunderschönen Kaffee bekommen mit Kuchen dabei, und den hättet Ihr auch haben können, und soviel Rahm und Zucker dazu, als Ihr gewollt hättet, denn an einem Markttage sieht man Keinem auf die Finger.“ Ja darin irrte Tante doch sehr, das sollte sie bald erfahren! —

Die Thiere waren auf einem freien Plage zu sehen, und der Platz lag sehr tief und auf der Höhe über demselben lagen Häuser und standen Bänke. Wir fanden eine leere Bank und setzen uns, ich — nein, mit mir will ich doch nicht anfangen, Tante Susanne, Herr Flohr, Wilhelm Marie und ich. —

An den Thieren war nicht viel zu sehen; Marie fragte auf dem Hinwege immer, sind da auch Löwen, und Panther und Hyänen, und können sie uns auch ganz gewiß nichts zu Leide thun? — Deshalb hätte sie ruhig sein können; es war ein alter Esel da, einige Affen und ein verdrießlicher Bär. Das war Alles.

Bei diesen Thieren waren drei Leute, die allerlei Kunststückchen machten, aber die Affen, die kleinen, braven Bursche, gefielen mir doch am Besten. Die können noch Gesichter schneiden, von denen kann man was lernen! Weit war die Herrlichkeit mit den Thieren nicht her, aber ihre Herren schrieen, als ob sie eine ganze Menagerie zu bändigen hätten, und über die Affen lachten wir Alle, und die Bauern, die unten im Grunde neben den Thieren standen, auch. Auf einmal ward Alles still und dann ward laut gesprochen und gezankt, und die Bauern hatten den einen Signer der Thiere bei der Sacke gepackt, und zerrten ihn fort, wir wußten nicht weshalb.

Herr Flohr erlaubte, daß Wilhelm und ich hinab gehen und fragen durften, was der Mensch verbrochen habe. Das war freilich schlimm genug; er hatte einem

Bauern eine silberne Uhr aus der Tasche gestohlen und gesagt, er habe dazu den Augenblick wahrgenommen, als Alle nach den jungen Herrschaften oben auf der Bank gesehen hätten. Der Bauer hatte aber gleich gemerkt, daß seine Uhr fort war, und Jenen ganz richtig im Verdacht gehabt. — Wir waren doch Alle sehr bestürzt darüber, besonders auch, weil unsere Anwesenheit ihn dazu verleitete hatte. —

Wir gingen noch etwas spazieren, denn es ist sehr hübsch dort, und man kann sehr weit hin die ganze Gegend übersehen; Tante Susanne wünschte, auf dem Wasser zu fahren, und ich lief zu dem Pfarrhause, um die Eltern zu fragen, ob noch Zeit dazu sei und ob wir dürften. Als ich die Erlaubniß zurück brachte, jubelten Alle.

Der Fluß ist dort sehr breit und wir fanden ein schönes Boot und einen alten Schiffer mit weißen Haaren, der nebst seinem Sohn uns weit hinaus ruderte. Das heißt, der Sohn ruderte mit, und hernach segelten wir auch. Das ging prächtig! —

Der alte Schiffer war früher Lootse, und in seiner ersten Jugend in Ost- und Westindien und in Afrika ge-

wesen. Er erzählte viel und sprach auch etwas englisch und französisch. Die Franzosen nannte er stets die Franzmänner und die Engländer die Englischmänn. — Herr Flohr fragte, wie die Lootsen es anfangen, sich den Portugiesen und Italienern u. s. w. verständlich zu machen, da sie doch nicht alle diese Sprachen reden könnten. — Der alte Mann erwiederte, auf allen diesen Schiffen versteht fast immer der Koch Englisch, und jeder Lootse von dieser Sprache so viel, daß er sich verständlich machen kann. —

O wie schön war die Fahrt! Tante Susanne sang ein kleines Lied, welches so anfängt:

Treibe, mein Schiff,
 Hier ist kein Riff,
 Kannst nicht zerschellen,
 Glatt sind die Wellen,
 Treibe, mein Schiff! —

Dann sangen wir:

Schwäne kommen gezogen
 Durch die blaue Fluth,
 Und die erglänzenden Bogen
 Wallen in schäumender Gluth.

Laß unsre Zither erklingen,
 Beim Schlummer der Natur,
 Laß unsre Lieder uns singen,
 Bis Hesperus grüßet die Flur.

Zuletzt ging die Sonne unter, ganz rosig und goldig,
 wie Tante sagte, und der Mond ging auf, das war ganz
 wunderschön.

Als wir zu dem Prediger zurückkehrten, bekamen wir
 Milch, Butterbrod, Kuchen und Früchte, und er war sehr
 freundlich und sagte, da es uns überall und auch auf dem
 Wasser so gut gefallen habe, so möchten wir bald wieder
 kommen, und dann möchten wir auch Angelschnüre mit in's
 Boot nehmen und fischen. Wir sprangen vor Freude über
 den Gedanken. —

Es ward ganz spät, fast Mitternacht, bevor wir zu
 Hause anlangten, und Herr Flohr sah in seinem hellen
 Sommeranzuge in der Nacht wie ein Gespenst aus.

Donnerstag. Natürlich sehr fleißig; Herr Flohr war
 fast erstaunt, daß ich Alles so gut wußte, und sagte:
 „Siehst Du wohl, wenn Du Dir nur Mühe giebst!“
 Nach einem solchen Spaß wäre es ja aber eine Schande

gewesen, nicht fleißig zu lernen. — Der Tag verging ganz gewöhnlich und die neue Gießkanne ward Abends probirt, und die mitgebrachten Geschenke gleich am Morgen vertheilt. Alle waren froh darüber. Marie hatte dem Gänsehirtin einen Catechismus gekauft, Wilhelm und ich schenkten ihm Semmel.

Freitag. Der Tag war wie gewöhnlich; gelernt, gespielt, gegessen, getrunken. Abends gingen wir in den Wald, Himbeeren zu pflücken, und fanden so viele, daß wir lange nicht alle abpflücken konnten. Wir wollen jetzt noch oft hingehen. —

Sonnabend. Der Tag ganz wie Freitag, auch Abends Himbeeren gepflückt und einen ganzen Korb voll mit nach Hause gebracht.

Sonntag. Davon sage ich nichts mehr, denn ich habe mir die Finger schon ganz krumm geschrieben.

Otto.

Achtzehnter Sonntag.

Otto hat den schönen Tag in Blumendorf zu beschreiben gehabt, das hätte ich auch gerne gethan, denn solche Freude erlebt man nicht oft. Das Fahren auf dem Wasser war doch das Schönste, ich wollte, daß wir einmal einen ganzen Tag schiffen könnten.

Vom Sonntag hat Otto nichts geschrieben, das will ich nachholen. Schon vor sechs Uhr gingen Otto, Marie und ich mit Tante Susanne in das kleine Gehölz am Garten, weil sie dort mit uns frühstücken wollte.

Frau Doore, die ganz in der Nähe wohnt, machte dort an einem freien Plage Feuer an und ließ uns alles Geräthe, Theekessel, Tassen, Kaffeekannen und Teller. Tante kaufte auch von ihr Butter und Milch, denn sonst hätten

wir das Alles hintragen müssen. Kaffee, Zucker und Brod hatten wir mit. — Bänke und ein Tisch sind dort. Wir waren sehr vergnügt und lachten beim Kaffeekochen, denn der Kaffee wollte immer überkochen; wir hatten manche Noth damit. Als wir frühstückten, sagte Tante Euse: „O, die armen Langschläfer, die nichts von Morgenstunden wissen!“ Otto sagte: „Ja, Tante, es ist mir doch recht lieb, daß sie nicht Alle hier sind, denn dann hätten wir nicht Frühstück genug.“ Darüber lachte Tante und sagte: „Du denkst immer an das Keelle.“

Tante Susanne hatte ein Gesangbuch mitgenommen und nach den Frühstück sangen wir einen Morgengesang, den sie uns eingeübt, und das klang zwischen den Bäumen so feierlich. Hernach las Tante uns ein Kapitel aus der Bibel vor; und dann ging es nach Haus, weil es uns zu heiß wurde.

Otto und ich zeichneten einige Stunden an einem Plan des ganzen Hofes, den wir aufgenommen unter Herrn Flohr's Leitung, und der zu Papa's Geburtstag fertig sein muß. Das ganze ist in zwei Hälften getheilt, ich zeichne das Wohnhaus mit der nächsten Umgebung und einem Theil

des Gartens, Otto den Bauhof und was dahin gehört. Marie wollte durchaus auch eine Zeichnung dazu liefern, und so ist ihr der Schweinehof zugefallen, der ganz von den Wirthschaftsgebäuden getrennt liegt. Anfangs war sie zu vornehm, um sich damit begnügen zu wollen, aber jetzt hat sie sich doch entschlossen und zeichnet sehr eifrig. Otto will sich immer todt lachen über die Ferkel und Schweine, welche sie hinein zeichnet, aber sie nimmt das jedesmal sehr übel und sagt: „Du brauchst gar nicht zu lachen, das sind ganz natürliche Schweine!“ Otto läßt sich aber nicht abschrecken und hat schon oft gerathen: „Marie, wo ein Schwein stehen soll, da mache doch lieber einen Fleck mit Tusche, das ist wirklich viel hübscher.“ —

Otto, Marie und ich, haben den alten Sochen besucht, und ihm wieder einen Korb mit allerlei Schwaaren gebracht. Er lag auf seinem Bette und der Fuß ist noch sehr schlimm. Seine Frau ist eben so alt wie er, ganz alt, aber in dem Häuschen sah es sehr reinlich aus, und die alte Frau legte einen kleinen Käse in unsern Korb, der ganz weiß aussieht, und den sie Kummelkäse nannte, den sollten wir unserer Mama mitbringen, denn diese habe ihn so gerne gegessen,

als sie noch das gnädige Fräulein gewesen sei. Mama war ganz gerührt darüber, daß die gute, alte Frau sich daran noch erinnerte.

Mama erzählt uns oft von ihrer Kindheit, und das macht uns stets die größte Freude. Sie sagt uns, die Eltern von Sochens Frau wären Wirthschafter bei unseren Großeltern gewesen, und sie habe oft zu ihnen gehen dürfen, weil es so sehr gute Leute gewesen wären. Mama erinnerte sich noch an einen Apfelbaum dort im Garten, der ganz frühreife rothbäckige Äpfel trug, und wenn die abgenommen wurden, es war jedesmal ein großes Fest, daß Mama dann denselben Abend bei den guten Leuten Apfelbrei mit Milch essen durfte. Darauf freute sie sich immer lange zuvor. Mama sagt, die Äpfel wären sehr süß und eigentlich gar nicht schön gewesen, aber noch jetzt verschmähe sie niemals, einen sochen Apfel zu essen, wenn sie ihn bekommen könne, aber nur aus dankbarer Erinnerung. —

Mama lacht noch darüber, daß sie einmal an einem Christabend so sehr glücklich gewesen sei, über eine kleine Pelzmütze von Scharlach-Atlas, mit weißer Schnur besetzt; ihr größter Spasß sei aber doch gewesen, diese am nächsten

Morgen aufzusehen, und damit zu jenen guten Leuten zu gehen, die natürlich Mama und die Mücke sehr bewunderten. Im Frühling bekam sie auch stets von ihnen den ersten Beilchenstrauß. — Der kleine Käse, den wir mitgebracht, ward angeschnitten und wir bekamen Alle davon. Als Mama davon aß, fragten wir: „Mama, schmeckt er Dir?“ — „Eigentlich nicht,“ sagte sie, „aber ich esse nicht den Käse, ich esse die Erinnerung an meine Kindheit, und finde ihn deshalb ganz herrlich.“

Etwas Besonderes ist in der Woche nicht vorgefallen, wir waren aber sehr vergnügt, arbeiteten viel in unserem Garten, wippten und schaukelten, und trieben allerlei Turnübungen unter Herrn Flohr's Anleitung. Meinen Taubenboden habe ich für mein Geld wunderschön reinigen lassen, und freue mich täglich über die kleine Futterbutte, welche ich mir auf dem Markte gekauft habe. Sie steht immer in einem Winkel draußen vor der Hausthür, denn sie hat einen Deckel, und wenn ich nicht gleich zur bestimmten Zeit da bin, Futter auszustreuen, setzen sich die Tauben oben auf die Butte oder rings um dieselbe, und drehen ihre kleinen Köpfe und warten auf mich. Komme ich dann — das

ist ein Spaß! wie auf Commando flattern Alle in die Höhe, aber auch gleich wieder nieder auf die Erde und sind so zahm, daß sie mir auf die Schulter fliegen und sich auf meinen Fuß setzen.

Mehr als dreißig Tauben darf ich nicht haben, Papa will es nicht; wenn ich mehr habe, muß ich sie verkaufen. Von dem Gelde schaffe ich Futter an, aber damit komme ich lange nicht aus, und muß viel aus meiner Sparbüchse zulegen. — Mama schenkt mir mitunter Geld dazu, sonst ginge es wohl schief mit meiner Kasse, denn sie fressen tüchtig. — Daß Otto keine Thiere hat, das begreife ich nicht; wenn ich es ihm sage, antwortet er gewöhnlich: „Ja, wenn ich ein alter Mann, das heißt, wenn ich vierzehn Jahre alt und vernünftig bin, will ich mir Thiere halten; jetzt würde ich nur vergessen, sie zu füttern; und sie todthungern lassen, wäre ja sündlich.“ — Wenn ich die Tauben nicht hätte, ich wäre nicht halb so glücklich!

Wilhelm.

Neunzehnter Sonntag.

Heute habe ich wieder so viel zu erzählen! Die Brüder lassen immer das Meiste für mich, und ich bin doch die Jüngste. Eigentlich ist es diesmal auch nicht ihre Schuld, denn was ich schreiben will, ist erst in meiner Woche geschehen.

Am Dienstag war Papa's Geburtstag, das will ich beschreiben. Kränze mag Papa nicht haben, die durften wir nicht winden; aber ich band doch einen ganz kleinen Bergknechtfranz, und den hing ich auf den Flur, Papa zu Ehren, und als er den sah, lachte er doch. Zuerst wünschten wir Glück, und Papa nahm uns Alle in seine Arme und küßte uns, dann kamen wir mit unseren Geschenken.

Ich hatte einen Geldbeutel für Papa gestrickt, und

dann gab ich meinen kleinen Schweinehof. Papa fand Beides sehr hübsch, auch die Zeichnung; er fragte nach Allem, was es vorstellen sollte, und wenn ich es sagte, kannte er es gleich, auch die kleinen Schweinchen, über die Otto so gelacht hat. Die Zeichnung der Brüder machte ihm auch viel Spaß, und sie hatten auch noch mehr gezeichnet, einen Grundriß vom ganzen Gut, nannten sie es. Aber nun kommt sehr was Hübsches! Unsere Tante Elisabeth kam mit ihren drei Kindern, mit den beiden Vettern Wilhelm und Fritz, und mit der kleinen Cousine Adelheid. Wir dachten, das wäre ein sehr großer Spaß, und dachten an nichts mehr, aber da plötzlich führte Papa uns in den Garten; auf dem großen freien Platz und recht in der Mitte des Platzes war ein großer Kochtopf hingestellt, aber umgekehrt, mit den Beinen nach oben. Darauf sagte Papa: „Heute sollt Ihr ein ganz neues Vergnügen haben, ein Topf schlagen, und das ist so: Der, den die Reihe trifft, wird mit verbundenen Augen in grader Richtung dem Topfe gegenüber gestellt, bekommt einen Stock in die Hände, und muß, so gut er kann, auf das Ziel losgehen und darf dreimal nach dem Topf schlagen; schlägt er fehl, so wird er

9*

jedesmal an den früheren Platz zurückgeführt; trifft er mit drei Schlägen nicht, dann kommt ein Anderer, trifft er, so bekommt er einen Gewinn."

O, wie jubelten wir vor Freude! Ich schrie vor Vergnügen, und dann sagte ich: „Lieber Papa, das ist ja Dein Geburtstag.“ „Eben deshalb," antwortete er, „mache ich Euch eine Freude.“ Der gute Papa, das war doch zu hübsch! Wir wurden nun zu einer Bank geführt, auf der in einem Korbe alle Gewinne standen. Ganz allerliebft! Zuckersachen, Porzellanfiguren, Schreibbücher, Rechentafeln, Bleistifte, Stahlfedern, buntes Papier, Tassen und Gläser.

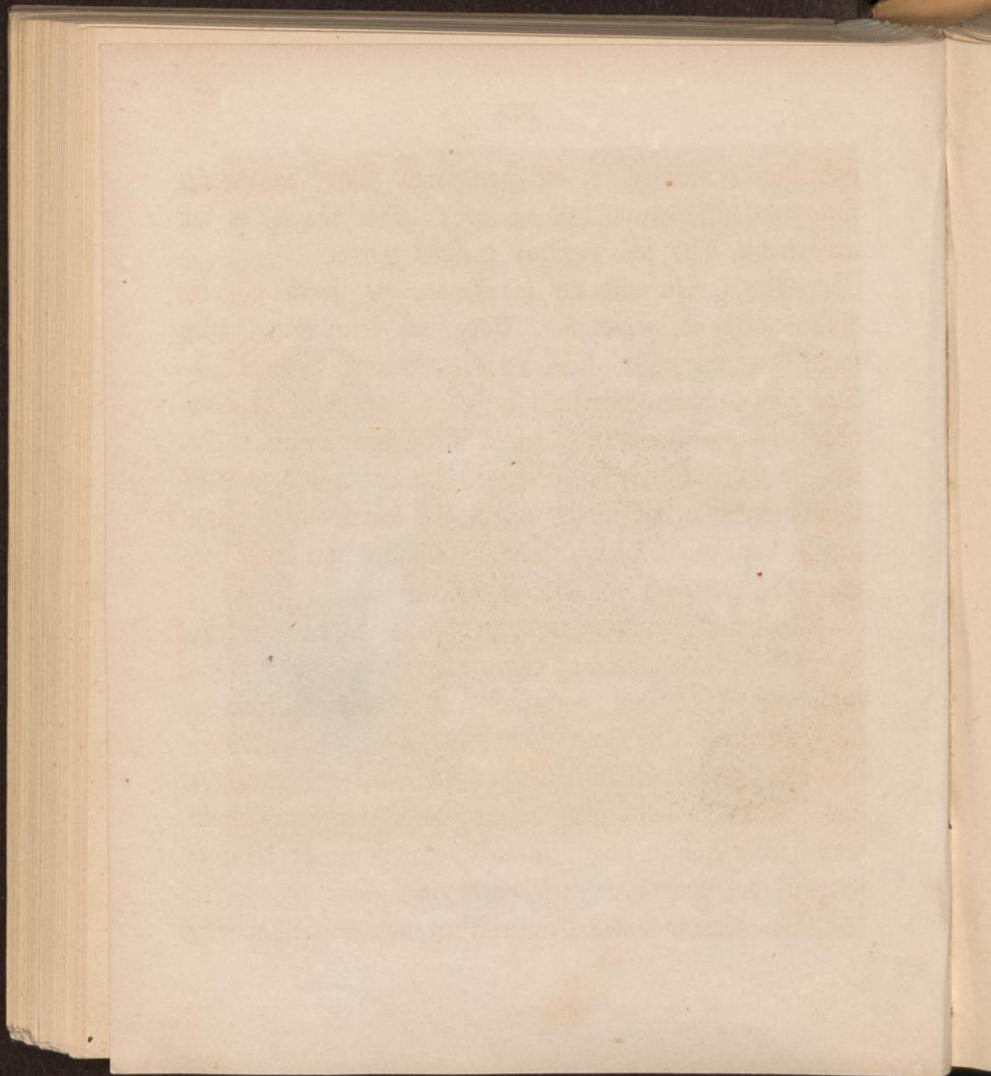
Nun wurde abgezählt, die Knaben sagen jetzt immer, abgemäht, und unser Vetter Wilhelm zählte so:

Ho! Ho! Ho!
 Hier sind Alle froh;
 Einer nur ist zu beklagen,
 Muß die ganze Buße tragen.
 Hu! Hu! Hu!
 Das bist Du! —

Otto war der Erste, dem die Augen verbunden wurden, Papa that das selber, drehte ihn dann im Kreise um,



Ein Topf schlagen.



gab ihm den Stock in die Hand und stellte ihn zurecht. Otto marschirte darauf los, als ob er sehen könnte, er sah aber nichts, und schlug plauz dreimal vorbei.

Wir kamen alle an die Reihe; als Papa mir die Augen verband, sagte ich: „Papa, ich kann sehen!“ Da sagte er: „Kleine, ehrliche Tochter!“ und küßte mich. — Das ging prächtig! Wir schlugen jeden Augenblick daneben, aber gewannen am Ende doch Alle hübsche Sachen. Die Knaben wurden zuletzt so sicher, daß Mama noch drei Kochtöpfe mehr hergeben mußte, und als die caput waren, schlugen sie nach den Scherben, denn sie konnten gar nicht aufhören, so viel Spaß machte es ihnen.

Ueber unsern kleinen Hund Menne lachten wir sehr; so oft einer von uns den Besenstiel in die Hände nahm, denn der Stock war eigentlich ein Besenstiel, kroch er schreiend unter eine Bank, und wenn man zuschlug, schrie er wieder, gerade, als ob er der Topf wäre. Das machte uns sehr viel Spaß; mich dauerte der kleine Hund wohl, aber ihm geschah ja doch kein Leid, was hatte er denn zu schreien; das war doch auch zu dumm. —

Sch gewann einen kleinen Affen von Porzellan, eine

kleine Tasse, weiß mit einer Rose, und Zuckersachen. Ich hatte Schreibbücher und dergleichen gewonnen, aber das tauschten die Knaben mir ab gegen Zuckersachen; das konnte ich ihnen ja gern zu Gefallen thun und eigentlich hatte ich auch mehr Spaß daran.

Wir waren sehr vergnügt und Mittags kam Kuchen und Champagner, und als eingesehnt ward, sagte Papa: „Geschwind, Marie, hole Deinen Fingerhut, Du sollst mit-trinken!“ Ich lief auch und holte den Fingerhut, und sie lachten Alle, aber ich bekam ein ganz kleines Glas und voll Schaum. —

Otto neckte mich immer und sagte leise: „Marie, isß nur nicht so viel, wie damals, an Wilhelms Geburtstag!“ — Ich weiß jetzt sehr gut, daß ich damals zu viel getrunken hatte, aber den Champagner konnte ich sehr gut vertragen, und nach Tische ging ich recht eigentlich umher, damit sie es Alle sehen konnten, wie fest ich auf den Beinen stand.

Die kleine Adelheid stieß so oft an mit ihrem kleinen Glase, daß es in Stücke sprang, und nun ging sie ganz weinerlich zu Papa und sagte: „Sei nicht böse, daß das

Glas entzwei ist.“ „Ja,“ sagte Papa, „auf das Glas bin ich sehr böse, aber natürlich nicht auf Dich.“ Da lachte sie sehr. —

Als wir gegessen hatten, sagte Papa: „So, nun habe ich noch ein Vergnügen für Euch, und mir ausgesonnen, daß Ihr heute Nachmittag drei Stunden bei Herrn Flohr haben sollt.“ Ich sah gleich, daß das nicht Ernst war, aber die Tungen machten ganz lange Gesichter und sagten kein Wort; da sprang ich umher und sagte: „Papa scherzt nur, Papa scherzt nur!“ und da küßte er mich und sagte: „Schämt Euch, Ihr großen Bengel, daß die Kleine hier klüger ist als Ihr.“ Da wurden sie Alle ganz munter.

Der Jäger ist gestern mit Parole auf den Hühnerhof gegangen, und der ist jetzt schon so gut abgerichtet, daß er die Hühner und Puten nur ansah, aber zu Leide hat er ihnen nichts gethan. Ich glaube, er hätte es wohl gethan, wenn er nur gedurft hätte! — Die Puten und Hühner und Gänse dachten wohl dasselbe, denn sie liefen und flogen ganz ängstlich umher. So, nun höre ich auf.

Marie.

Zwanzigster Sonntag.

Ich trete wieder als ordentlicher Bursche in Reih' und Glied und sage:

Montag. Von dem Tage weiß ich nicht viel zu sagen, nur daß Tante Susanne ein kleines Märchen erzählte, und das war so:

Das Märchen von dem Riechfläschchen und der Wärmflasche.

Es gab einmal eine Fee, die alle Personen, welche ihr nicht gefielen, oder die sie bestrafen wollte, in grüne, rothe, gelbe, blaue, violette oder weiße Gläser und Fläschchen verwandelte. Die Wohnung dieser armen Verwünschten war

ein großer Glaspalast, und sie standen auf einem weichen Teppich von schwarzem Sammt, auf dem sie sich sehr prachtvoll ausnahmen.

Einige dieser Gläser und Fläschchen waren mit Gold und Silber verziert, oder auch mit bunten Steinen, was ihnen ein überaus glänzendes Aussehen verlieh. Darin bestand aber auch ihr einziger Trost, denn sie führten das langweiligste Leben von der Welt, und durften sich nicht von der Stelle rühren. Wollten sie einmal ein recht vertrauliches Wort mit einander reden, bogen sich zueinander hin, und berührten sich zufällig nur leise, gleich vernahm man ein lautes Kling! Kling! und die Fee erschien alsbald, und gebot Ruhe und Stille.

So waren Jahre vergangen, da dachte die Fee: „Diese guten Flaschen und Gläser sind jetzt so sehr an Ruhe und Ordnung gewöhnt, daß ich sie wohl einmal sich selber überlassen und eine Reise zu meinem Vergnügen unternehmen darf. Sie wissen gar nicht mehr, was Freiheit ist, und werden sicherlich nicht wagen, sich zu rühren und Unheil anzustiften.“ So dachte die Fee, aber obgleich sie eine Fee und sehr klug war, irrte sie doch.

Nach der Abreise der Fee verhielten die Gläser und Fläschchen sich keineswegs so ruhig, als Jene erwartet. Sehr bald vernahm man ein leises Klirren und Klingen, welches lauter und immer lauter ward, und nachdem die Gläser einige Stunden geklirrt und geklungen hatten, war von ihnen beschlossen worden, sich einmal einen recht lustigen Tag zu machen, und dann später am Abend recht nach Herzenslust zu tanzen. Ein Ball ist für Damen und Herren von Glas immer etwas Bedenkliches.

Ganz in der Nähe wohnte ein Riechfläschchen von Porzellan, ein kleiner Artillerie-Offizier, der eine sehr geringe Bekanntschaft hatte, denn eine Wärmflasche war seine liebste Freundin, und es sah höchst possirlich aus, wenn das kleine, zierliche Männchen sich neben seiner großen, braunen und dicken Freundin blicken ließ. Er sah aber gar nicht auf die Außenseite, sondern auf das Herz, und das Herz der Wärmflasche war natürlich ein sehr warmes.

Der kleine flinke Offizier, der sehr gern tanzte, hatte bald erlauscht, daß im Glaspalast ein Ball stattfinden werde; er machte sich deshalb auf die Beine und stattete dort einen Besuch ab. Er ward ziemlich kalt empfangen, denn die

Gläser und Flaschen dachten: „Uns kann man bis in's Herz sehen, aber mit einem Kerlchen, welches aus einer so dicken Masse besteht, ist es ein ganz anderes, wer weiß, was er im Schilde führt!“ — Der kleine Offizier wußte aber alles so gut zu wenden und zu drehen, daß er am Ende Erlaubniß bekam, auf dem Balle zu erscheinen, und auch seine Freundin mitzubringen, von der er freilich nicht sagte, daß es eine Wärmflasche sei. Der kleine Offizier dachte: „Alle diese schönen Damen sehen so außerordentlich zart und zerbrechlich aus, daß gar leicht ein Unglück daraus entstehen könnte, verseht ich ihnen aus Versehen einen Stoß mit den Sporen, mit welchen ich stets zu tanzen pflege; geschieht das dagegen mit meiner guten Freundin, tanzt sie so ruhig fort, als ob nichts geschehen wäre. So habe ich doch jedenfalls eine Tänzerin.“

Als der Abend kam, und der kleine Offizier in Begleitung seiner guten Freundin eintrat, welche neben ihm noch einmal so braun, so groß und unbeholfen ausah, wichen alle Gläser und Flaschen entsetzt zurück, und dachten, daß man sie in sehr geringe Gesellschaft gebracht habe. Der Offizier sah etwas verlegen durch seine Vorgnette im

Saal umher, als aber ein Galopp gespielt ward, umfaßte er muthig seine Freundin, welche, während er hüpfte und schwebte, an seiner Seite standhaft im Takt stampfte und trampelte, recht zum Entsetzen aller Gläser und Flaschen.

Gewiß kann man einer Wärmflasche viel Gutes nachsagen, aber auf einem Balle müßte sie nicht erscheinen, und unsere arme Dame fühlte das auch, denn während des Galopps nahm ihre innere Wärme immer zu, und zuletzt verlor sie fast die Besinnung darüber, kam aus dem Takt, stolperte und riß im Fallen ihren kleinen schwächtigen Tänzer und wenigstens ein Duzend Fläschchen und Gläser mit zu Boden, daß es klang und klirrte, und jene in tausend Scherben auseinander fielen.

Das war ein Entsetzen! — Die Wärmflasche stand gleich wieder unverfehrt auf den Beinen, ihr kleiner Freund jedoch hinkte erbärmlich umher, und klagte über zerbrochene Glieder; die Scherben aber verwandelten sich vor Aller Augen in Prinzen und Prinzessinnen, in junge Männer und junge Mädchen, kurz, in das wieder, was sie gewesen, bevor die Fee sie verzauberte. Einen Augenblick standen die Glücklichen ganz stumm, dann klatschten sie in ihre Hände

und hüpfen umher vor Freude, bis sie ihrer Gefährten gedachten, die noch als Gläser und Flaschen umher standen; sich auf diese stürzen, sie umstoßen, zerstampfen, zerschlagen, war das Werk eines Augenblicks, und im Nu sah man in dem ganzen Glaspalaste nur junge fröhliche Menschen, welche bald darauf das Freie suchten, um in ihre Heimath zurück zu kehren. Der Zauber war gelöst, die Fee konnte ihnen nichts mehr anhaben.

Die Wärmflasche und der kleine Offizier sahen einander höchst verdutzt an; nach einer Weile sagte jene: „Das ist eine schöne Geschichte! Auf einen Ball gehe ich im Leben nicht wieder, und ich glaube, lieber Freund, Sie passen auch nicht dorthin.“ „O,“ sagte der kleine Offizier, indem er sein linkes Bein rieb, und den Kopf etwas beleidigt in die Höhe reckte, „ein Ball ohne mich und meine Kameraden ist eigentlich völliger Unsinn, aber mit Ihnen hätte ich nicht hingehen sollen, das war mein Versehen!“ Die gute Wärmflasche, welche eine sehr brave und verträgliche Person war, sagte kein Wort, sondern ging nach Hause, und wenn seit der Zeit ein Paar auf einem Balle nicht zu einander paßt, oder sich gar ungeschickt im Tanze benimmt, pflegt man wohl

zu sagen: Die passen zu einander, wie Flacon und Wärmflasche. Diese letzte entging der Rache der Fee nicht, denn auf deren Anstiften wird die Wärmflasche nimmer zu Festen geladen, und überall, wo man sie seitdem empfängt, ist Kälte vorherrschend.

* * *

Das ist wieder recht ein Märchen, welches Tante Susammen ähnlich sieht! Aber jetzt habe ich schon soviel geschrieben, daß ich die übrigen Tage in Saus abfertigen muß.

Dienstag. Ein recht guter Tag. Wir lernten alle Drei besonders gut, und Herrn Flohr's Lineal hatte völlige Ruhe. Am Abend angelten wir am Teiche, fingen aber nichts, vergnügten uns jedoch sehr gut.

Mittwoch. Am Morgen vor dem Frühstück durften wir mit dem Kutscher nach der Mühle fahren. Ich saß auf einem Kornsaß, so vergnügt wie ein König auf seinem Thron. Wilhelm durfte mitunter fahren, weil er, wie der Kutscher sagt, so sinnig ist. Er ist ja aber auch schon ein alter Bursche, ich bin noch ein junges Blut. Während die Säcke abgeladen wurden, wies der Müller uns einen

Baum mit frühreifen Birnen an, den wir schütteln durften. Dabei war Wilhelm denn doch auch nicht sehr sinnig. Ich steckte zwei Birnen in meine Tasche für Marie, das arme kleine Thier, die zu Hause hatte bleiben müssen.

Donnerstag. Lernen gut. Mittags mein Leibgericht: Bairische Knödel mit Obst. Abends geangelt und nichts gefangen.

Freitag. Lernen nicht ganz besonders, nur so, so, la, la. Ich mußte eine Stunde nachsizen. Das war ein harter Verlust! Abends geangelt und einen kleinen Raßfisch gefangen, den der Kater bekam. —

Sonabend. Herr Flohr war zufrieden, gute Zeugnisse. Gartenarbeit, Spaziergang, am Abend Erlaubniß, Früchte im Garten zu pflücken.

Sonntag. Bis jetzt habe ich nur gefrühstückt und dies geschrieben.

Otto.

Einundzwanzigster Sonntag.

Der Sonntag hatte heut einen betrübten Anfang gehabt, denn ich bekam einen Brief aus der Stadt von meinem Freunde Conrad, und der schreibt mir, daß ein kleiner Junge ertrunken ist, den wir Alle kennen. Er hieß Alfred und war sehr hübsch, und Alle, die ihn kannten, hatten ihn gern.

Dicht neben dem Garten von Alfreds Eltern fließt der Fluß; es ist zwar dort ein Geländer, aber es ist nicht sehr hoch. Alfred durfte oft dort spielen, aber niemals ohne Aufsicht, und vor drei Tagen war er im Garten mit seinem ältesten Bruder Carl, und wie er recht spielt, wird Carl einen Augenblick abgerufen, weil der Schneider ihm Maaß nehmen soll, und im Weggehen

ruft er: „Alfred, ich komme gleich wieder, gehe nicht an den Fluß.“

Nach einigen Augenblicken kommt er zurück, und sein erster Blick sucht den Bruder, aber der ist nicht zu sehen. Er läuft an den Fluß, er ruft, er sucht, Alfred ist nicht zu sehen. Er muß sich doch wohl an den Rand des Geländers begeben und sich vorgebogen haben, und so hinab gestürzt sein, denn der Fluß liegt viel tiefer.

Der arme Carl ringt die Hände und ruft und wehklagt, und kann sich nicht entschließen, es den Eltern zu sagen. Endlich thut er es doch, und nun stürzen Alle in den Garten und rufen und suchen, und der Vater holt schnell ein Boot herbei, und auch im Wasser wird gefischt und gesucht, aber keiner findet ihn.

Die armen Eltern hofften noch und dachten, Alfred könne fortgelaufen sein, mit anderen Knaben zu spielen, aber am Abend da brachten Fischer die kleine Leiche, die sie weit hinaus im Flusse gefunden. Er ist gar nicht entstellt gewesen und hat ganz ausgesehen, als ob er lebe, und seine arme Mutter hat immer gesagt: „Nein, todt ist er nicht, wir haben ihn nicht verloren, er wacht noch wieder auf!“

— Wir haben alle Drei darüber geweint, und Conrad schreibt auch, er habe bis jetzt noch gar nicht wieder so lustig sein können, wie wohl sonst.

Daß Alfreds Ungehorsam den Tod herbeigeführt hat, das ist sehr traurig, aber Otto, Marie und ich wollen jeden Abend für ihn beten, daß Gott ihm vergeben und ihn in seinen Himmel aufnehmen wolle. Seine Eltern und Geschwister sollen so sehr, sehr traurig sein, denn sie liebten ihn so herzlich. Er war auch so allerliebft. —

Jetzt muß ich von der vorigen Woche erzählen. Mein Onkel Halm, der bei mir Gevatter gestanden, schickte mir aus Dresden ein wunderschönes Album; der Einband violetter Sammt mit Gold; ich habe nie etwas Hübscheres gesehen, und es gehört ein mit Watte und Seide gepolsterter Kasten dazu. Mein erster Gedanke war, wen ich bitten wolle, mir einen Denkspruch hinein zu schreiben, und zuerst bat ich Otto und Marie, die Beide ganz bereit waren und sehr glücklich darüber. Marie war gleich mit dem Besinnen fertig und wollte schreiben:

„Liebe Du mich,
So wie ich dich.“

Deine Dich liebende Schwester
Marie.

Otto hatte auch schon seinen Entwurf gemacht, nämlich, er wollte einen Vers hinein schreiben, den er einmal in einem Stammbuche gelesen, und der lautete so:

„Gedenke mein,
So wie ich Dein,
Und laß uns immer
Fröhlich sein.“

Dein treuer Bruder
Otto.

Ich war mit Beiden sehr zufrieden, aber eben als Otto anfangen und einschreiben wollte, kam Mama und sagte: „Holla? was ist das? — Ihr denkt doch nicht im Ernste daran, jetzt schon Euch in dies Buch einschreiben zu wollen? Nein, nein, daraus wird nichts; das Buch bewahrt Wilhelm bis zu seinem 17ten oder 18ten Jahre, dann kann er sich hübsche Gedanken und Erinnerungen darin

sammeln, jetzt ist das noch viel zu früh: denn in einem so schön eingebundenen Gedenkbuche müssen nur gute und schöne Dinge stehen, sonst ist es eine Frucht mit schöner Schale und schlechtem Kern. Ich will Euch aber Jedem ein einfaches Album schenken, worin alle Eure kleinen Freunde schreiben können, was ihr Herz ihnen eingiebt."

Ueber dies Versprechen freuten wir uns sehr; Mama hat ganz Recht, aber Otto und Marie waren ein wenig niedergeschlagen, denn eben in dies hübsche Buch hätten sie sich am liebsten eingeschrieben. Otto sagte auch: „Ich glaube gar nicht, daß mir nach Jahren was Besseres einfallen wird, denn dies ist wirklich ein sehr hübscher Vers!“ — Mama lachte und meinte, wenn er nach Jahren erst schöne Gedichte und Sprüche gelesen, werde er in diesen Einfall, der übrigens ganz gut wäre, so verliebt nicht mehr sein. —

Wir haben jetzt sehr viel zu thun, denn Herr Flohr will nächstens ein Examen mit uns halten, in Papa's Gegenwart, und da kommt es besonders darauf an, wie wir im Latein bestehen, denn das ist, wie Otto sagt, Papa's Lieblingspferd. Recht zu seinem Verdruß, denn er ist gar

kein großer Freund davon. Ich bin, weil ich älter bin, schon etwas weiter darin vorgerückt, da geht es schon besser, und eigentlich macht es mir Spaß. Wenn wir uns üben, unsere Vocabeln herfagen oder decliniren, so lernt Marie, wenn sie es zufällig hört, immer mit; das klingt zum Todtlachen, aber sie kann es ganz fig.

Marie will auch Latein lernen, aber Mama will es nicht und sagt: „Sieh Du Dir nur Mühe beim Französischen und Englischen, das paßt besser für kleine Mädchen.“ Nächstens kommt ein kleines Mädchen aus Paris, die gar kein Deutsch kann, mit der soll Marie französisch sprechen. Sie freut sich sehr darauf, weiß aber gar nicht, wie sich das machen wird, daß sie einander verstehen, denn sie kann noch sehr wenig Zusammenhängendes sagen, nicht viel mehr, als: „je vous aime,“ „je vous en prie,“ „donnez moi,“ „comment vous portez vous,“ und „ma chère et bonne maman.“ Viel mehr kann sie wirklich nicht; das wird also ein Spaß werden.

Wilhelm.

Zweiundzwanzigster Sonntag.

Heute waren wir bei dem alten Sochen, aber der ist schon wieder auf den Beinen und war bei seinen Bienen und hatte seine Bienekappe auf und seine großen Handschuhe an. Wir sahen aus der Ferne mit an, wie die Bienen ihn umschwärmten, und als er hernach zu uns kam, sagte er: „Wartet nur, bald bringt Mutter Martha Euch Scheibenhonig.“ Wir lachten vor Vergnügen, denn Honig ist doch was Prächtiges, besonders Scheibenhonig; das Ganze sieht aus, wie ein Haus mit vielen Kämmerchen, und Herr Flohr hat versprochen, uns nächstens eine solche Bienenwirthschaft recht erklären zu wollen. Mama sagte, sie habe ein hübsches Buch gelesen, und darin stehe, daß die Blumen die Wirthshäuser der Bienen wären, worin diese ein-

kehrten und nach einem frischem Trunk fragten. — Otto sagte: „Warum sollen es denn lauter Wirthshäuser sein?“ Man kann sich ja auch denken, daß sie zu Gast gebeten, und die Blumen Häuser von Verwandten und Freunden sind; aber daß man, was die kleinen Wichte darin finden, einen frischen Trunk nennt, das freut mich sehr, denn das klingt so gewichtig. Anstoßen können sie aber in ihren Blumenhäusern nicht, denn zwei trinken niemals zusammen.“

Das ist so allerliebste, wenn man von allen Dingen etwas Hübsches weiß, denn wenn ich jetzt eine Biene in einem Blumenkelche sehe, muß ich gleich denken: Die sitzt nun in ihrem Wirthshaus, und: was sie wohl begehrt haben mag? Wein oder Bier oder Limonade? — Das amüfirt mich sehr, und wenn sie dann wieder auf und davon fliegen, kommen sie mir manchmal ganz berauscht vor.

Tante Susanne erzählte leztthin von einem Rosenpalaste, der ganz aus rothen, weißen, gelben und dunkelrothen Rosen zusammengesetzt war, und darin hausten die Bienen, die Libellen und die Käfer. Die Bienen, das waren die Diener und brachten Honig und Wachs herbei, die Libellen, das waren die Vornehmen, die flogen schön gepuht

umher und vergnügten sich und die Käfer? — „nun,“ sagte Tante Susanne, „das waren die Plagen, die jedes Leben hat, und wäre es auch nur ein Insektenleben.“ — „Tante,“ sagte ich, „weshalb wohnte denn nicht lieber eine schöne Prinzessin in dem Rosenpalast?“ „Siehst Du,“ antwortete sie, „deshalb, weil alle Rosen verzauberte Prinzessinnen sind; daran denke nur immer hübsch, wenn Du Deine Stuhlnase in eine Rose hinein steckst, und thue es mit Respekt.“ — Nun muß ich gewiß immer daran denken, wenn ich eine Rose habe und daran riechen will. —

Gestern fragte Tante Susanne: „Welche Häuser werden von den Menschen gegessen?“ — Erst lachten wir Alle, aber wir sollten doch antworten, und ich sagte: „Die Schneckenhäuser, Tante.“ „Behorsame Dienerin,“ antwortete sie, „ich will dir einmal ein Schneckenhaus zu essen geben! Die Schnecken, die man Weinschnecken nennt, werden allerdings von einigen Menschen gegessen und auch in der Medicin gebraucht, aber die Häuschen verzehrt man doch nicht mit. Nun Du, Otto, welche Häuser werden von den Menschen aufgeessen, als wären sie Brei?“ Otto sagte triumphirend: „D die Aulstern!“

„D ho!“ sagte ich, „da will ich doch lieber ein Schneckenhäuschen zerbeißen, wie eine Austerschale!“ — „Höre, liebe Tochter,“ antwortete Tante, „Jeder hält sich selbst für den Klügsten, aber Ihr habt alle Beide ziemlich dumm geantwortet, sei Du klüger, Wilhelm; nun, was sind denn das für Häuser?“ —

Wilhelm lächelte und erwiderte: „Tante, Du meinst gewiß die kleinen Bienenzellen, den Scheibenhonig, denn die kleinen Zellen sind doch die Häuser der Bienen.“ „Sa, aber die Bekleidungen sind von Wachs, den ißt man nicht. Das ist Alles unrichtig.“

Da klatschte ich in meine Hände und schrie ordentlich vor Freude: „Tante, ich weiß, ich weiß es, Du meinst die indianischen Vogelnester!“ „Nun, natürlich, Ihr dummes kleines Volk; warum habt Ihr das nicht gleich gesagt?“ — Das begriffen wir auch Alle nicht.

Donnerstag hatten wir eine ungeheuer große Freude; in der Stadt sollte ein kleiner Wagen verkauft werden und den hat Papa für uns gekauft, und er ist so groß, daß vier Kinder Platz darin haben, und für die Esel ist jetzt Geschirr bestellt, und die sollen den Wagen ziehen. Das ist

ein Spaß! ich kann mir keinen größeren denken. — Otto sagte: „Ja, wenn wir nicht bald wieder zur Stadt müßten, könnten wir doch den Winter hier bleiben!“ — Hier bleiben werden wir nicht, das weiß ich wohl, aber so lange wir hier sind, wollen wir tüchtig auskutschiren. Eine Peitsche wollen die Brüder sich selbst anschaffen; sie sind nur noch nicht recht einig, ob der Stiel roth oder grün sein soll. Wilhelm sagte grün und Otto roth, und weil Wilhelm nicht gleich nachgab, ward Otto gleich zornig und sagte: „Ach, Du bist ein rechter Grünschnabel!“ Wilhelm antwortete nicht und ging zornig fort; da that es Otto gleich sehr leid, und er lief ihm nach; ich sagte: „Nehmt doch einen gelben Stiel, dann bekommt Ihr alle Beide Euren Willen nicht.“ Aber das wollten sie nicht, was ich sage, darauf hören sie selten.

Mama hat ein kleines Mädchen für mich verschrieben, aus Paris, mit der soll ich, und sollen auch die Brüder französisch sprechen. Wir müssen wohl, denn sie kann gar kein Deutsch. Manchmal freue ich mich darauf und manchmal auch nicht, ich weiß selber nicht recht. — Das kleine Mädchen ist in einer Anstalt erzogen, wo sie besonders in

der Religion unterrichtet werden und darin, daß sie ganz richtig französisch schreiben und sprechen. „Es sind Alles Kinder von protestantischen Eltern,“ sagte Mama neulich, „und größtentheils Waisen, und die Herzogin von Orleans führt die Oberaufsicht über diese Anstalt und viele andre Damen auch, und deshalb,“ sagte Mama, „könne man sicher sein, gute Kinder von dort zu bekommen.“

Tante Susanne guckte mir eben über die Schulter und sagte: „Das hast Du ja außerordentlich hübsch und altklug geschrieben.“ „Aber Tante, was soll ich denn schreiben?“ — Da lachte sie und sagte: „Was Du willst, denn ich will mich wohl hüten, es zu lesen.“ „Tante, ist das Dein Ernst?“ und ich glaubte, ich weinte ein bißchen, da küßte sie mich und sagte: „Nein, nein, kleine Pleurliese, sei Du nur ruhig.“ So macht Tante es immer.

Marie.

Dreißundzwanzigster Sonntag.

Nun marschirt auf, ihr Tage, denn euer General ist da! Zuerst Montag, denn um den vorigen Sonntag kümmere ich mich nicht, den hätte Marie beschreiben können. Also:

Montag. Aber gar nicht blau, denn ich mußte ungeheuer viel lernen. — Herr Flohr sagt stets, nach einem Ruhetage müßte man sich doppelt anstrengen; er vergißt aber, daß ich mich eben Sonntags doppelt anstrenge, Alles nachzuholen, was ich in der Woche versäumte, an Laufen, Springen, Klettern, Gehen, Stehen, Lachen und Loben. Was ich in sechs Tagen versäumte, oder doch nur halb that, das soll der Siebente einholen, das ist auch keine leichte Sache! Ich lerne aber doch gut, denn ich gebe mir jetzt beständig sehr viel Mühe, weil ich es unrecht finde,

das nicht zu thun. Früher dachte ich nicht darüber nach, aber seit ich recht weiß, daß auch in der heiligen Schrift steht, daß wir arbeiten und unser Brod im Schweiße unseres Angesichtes essen sollen, bin ich immer aufmerksam beim Lernen. Wer Latein lernt, kann wohl sagen, daß er sein Brod verdient.

Seit ich immer, das heißt, beinah immer, gute Zeugnisse habe, ist Papa viel freundlicher gegen mich; früher hatte er mich auch wohl lieb, dachte aber stets, es würde doch kein ordentlicher Bursche aus mir werden. Da hieß es immer: „Otto wird nie zum Studiren kommen, er ist zu flüchtig und träge.“

Das sagt jetzt keiner mehr, und das ist mir auch recht lieb. —

Herr Flohr schenkte mir an dem Tage einen Meteorstein, und sagte: „dieser Stein oder vielmehr solche Steine wären, nach dem, was man jetzt ergründet, eine Welt im Kleinen, und fielen aus dem Monde auf die Erde herab.“ Ich steckte den Stein in meine Tasche und sagte hernach zu Wilhelm: „Ich trage eine Welt in meiner Tasche!“ — Er lachte wohl, aber solche Dinge floßen ihm viel Antheil ein,

und er kann Stunden lang zuhören, wenn Herr Flohr davon vorliest oder ihm erzählt. Ich mache mir so viel nicht daraus, und außer den Lehrstunden höre ich am liebsten nicht viel von ernsthaften Dingen.

Dienstag. Als Wilhelm, Marie und ich früh am Morgen in den Garten gingen, begegneten wir Tante Susanne. Es war etwas Nebel und der zog wie Dampf und Rauch über den Teich, aber die Luft war gar nicht kalt, und auf den Rasenplätzchen waren viele Spinnweben ausgebreitet. Als Tante das sah, sagte sie: „O, die kleinen, fleißigen Spinnen haben schon früh am Morgen ihre Betttücher auf die Bleiche gelegt!“ — Das belustigte Marie sehr; „Tante,“ sagte sie, „dann haben die Spinnen große Wäsche, denn da liegt Stück bei Stück.“

Als wir hernach an eine Brücke kamen, sahen wir etwas recht Allerliebste. Zwischen dem Geländer hing ein Spinnenweb, und daran hing Thau in lauter kleinen und großen Tropfen, so daß es aussah, als ob Perlen auf einen Faden gezogen wären, und ganz egal, Perle an Perle.

Als wir von dem Spaziergange nach Hause kamen, war eben das Geschirr für unsere Esel angelangt und Papa

sagte, wenn wir fleißig gewesen, dürften wir am Abend auskutschiren! Das war eine Freude!

So wie die Uhr sechs schlug, Stühle gerückt, weggestellt, Bücher bei Seite, die Mütze auf den Kopf, und hinab in den Hof. Marie kam auch herbei gerannt, den Hut im Nacken, und rief schon von weitem: „Ich will auch mit, ich will auch mit, Mama hat es erlaubt!“ Ich fragte: „Ja, wo willst Du denn eigentlich hin?“ denn ein Wagen war gar nicht zu sehen; aber sie rannte immer vorwärts bis an die Stallthür und rief: „Bitte, Christian, jetzt spanne die Esel an, wir dürfen, Papa hat es erlaubt.“

Nun kamen Zuschauer von allen Seiten, Papa und Mama, Tante Susanne, Herr Flohr und alle Leute. Als die Esel angespannt waren, sagte Papa: „Wilhelm fährt heute, aber zuerst Probe, dreimal um den Hof herum.“ Mein Herr Bruder that unmenschlich wichtig, zog Handschuhe an, rückte sich zurecht auf dem Kutscherstuhl, recht wie ein Kutscher, befaß die Zügel und die Peitsche, und dann ging es los. Zuerst ziemlich schlecht, denn ein Esel zog rasch und der andere langsam; der kleine tapfere Hans

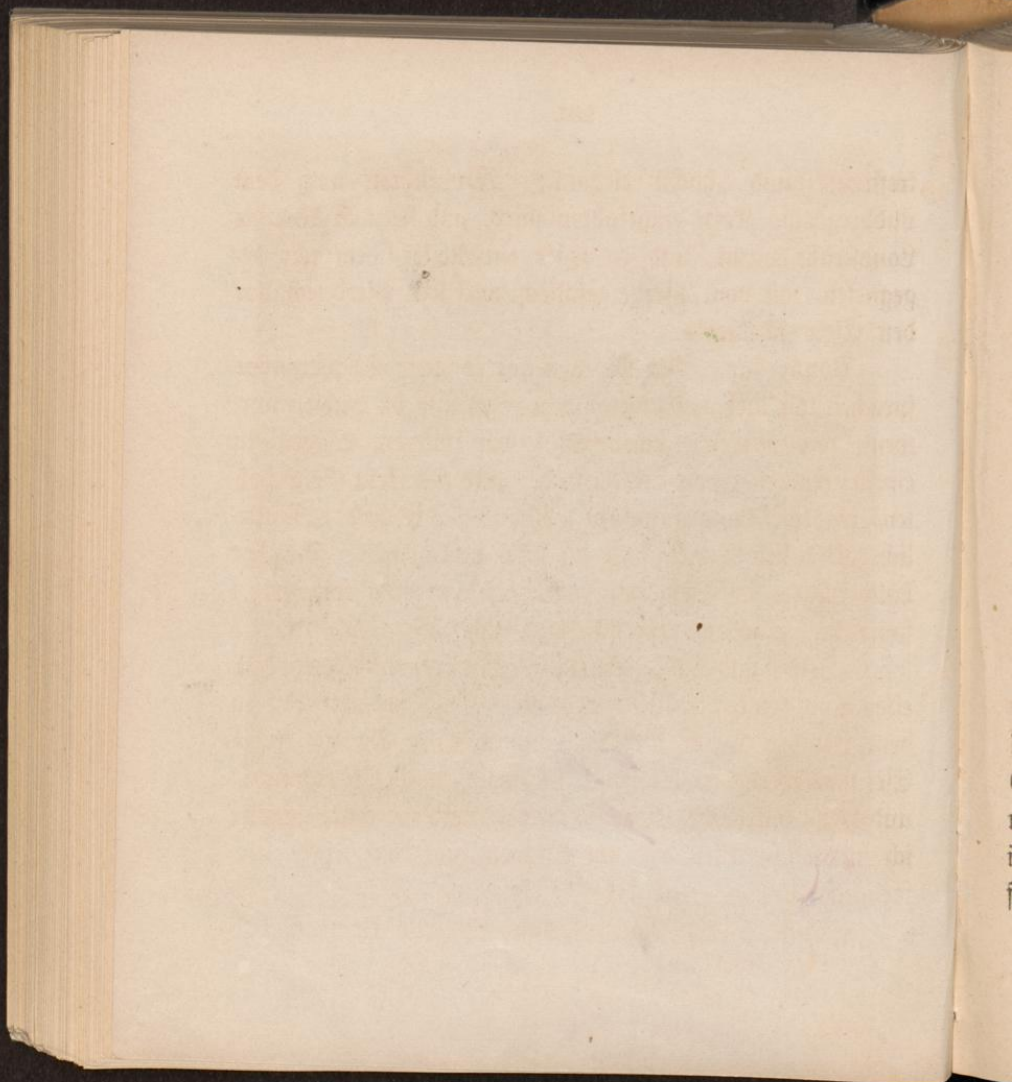
zog immer voraus, aber Peter hatte keine Lust, senkte den Kopf, und ging nur so weit vorwärts, als er nicht ändern konnte. Wilhelm rief und räusperte, schalt und brauchte die Peitsche, aber an solche Dinge kehrt ein Esel sich nicht viel. Zuletzt ging es doch ziemlich gut.

Nachdem die Probefahrt vorüber war, durften wir ändern, Marie und ich, einsteigen und bis zum Dorfe fahren. Es ging auch Niemand weiter mit. Das war eine Fahrt! und wie haben wir gelacht! Marie und ich waren die Herrschaft, und Wilhelm unser Kutscher, und wir sprachen stets, als ob wir auf einer großen Reise begriffen wären, und wo wir übernachten wollten. Prächtig haben wir uns amüßirt.

Mittwoch. Abends habe ich gefahren, nachdem ich eine sehr ernsthafte Ermahnung von Papa bekommen. Tante Susanne fuhr auch mit, weil Mama Angst hatte, ich werde umwerfen. Ich setzte mich auch gar nicht wie ein Kutscher hin, sondern wie die Herren, wenn sie fahren, etwas nachlässig und seitwärts, und einen kleinen Stock im Munde, als ob es eine Cigarre sei. So ging's vorwärts; Tante Susanne lachte ungeheuer und sagte jeden Augenblick: „Vor-



Die Probefahrt.



trefflich!" und „höchst elegant!" Wir fuhren nach dem Lydberg, wo Korn eingefahren wird, und hernach über die Landstraße zurück, und da wäre ein Reiter, dem wir begegneten, fast vom Pferde gefallen, weil sein Pferd sich vor den Eseln scheute. —

Donnerstag. Am Morgen auf unserem Spaziergange sprachen wir viel von unserer Equipage, und da dachten wir, wenn wir nur mit einem Mal mit unserem Wagen in einem fremden Lande uns befänden und gar kein Geld hätten, was wir dann anfangen wollten? Ich sagte: „Natürlich, gleich den Wagen und die Esel verkaufen." Darüber hätte Marie fast geweint. „Die Esel gehören mir auch," sagte sie, „und ich gebe sie dazu nicht her."

„Ja," sagte Tante Susanne, „Du würdest aber doch essen und trinken wollen, und ohne Geld bekämst Du in dem fremden Lande nichts, daher würdest Du die guten Esel wohl hergeben müssen. Ich wäre natürlich mit Euch, und wenn das liebe, kleine Fuhrwerk verkauft wäre, schaffte ich mir dann Alles an, um Blumen zum Verkauf zu fertigen."

„Tante," rief Marie, „und ich will kleine Nadel-

kissen und Nähnadelbücher sticken, und auf Kartenpappe malen.“

Wilhelm sagte, er wolle eine Hobelbank anschaffen und drechseln, denn das kann er sehr gut. Ich versprach, Papparbeiten machen zu wollen, denn das kann ich am besten; meine Kasten und Körbe sind nie schief. So das Feine, Mühsame, das geräth mir nicht so gut, das Goldborden-umkleben und dergleichen, das haben Marie und Tante Suschen immer gethan.

Wir sprachen noch viel darüber, und ob wir wohl so viel würden verdienen können, unser Leben zu fristen, und ich mußte dabei recht an Papa denken, der stets sagt, ein ordentlicher Bursche müsse so viel lernen, daß er sich nicht allein mit seinem Kopfe, sondern im Nothfall auch mit seinen Händen forthelfen könne. —

Tante Susanne erzählte uns am Abend, wo wir wieder ausfahren, und zwar Wilhelm ließ mich fahren, eine hübsche Geschichte von Einem, der sich auch selber forthelfen mußte, und die will ich wohl hersetzen, aber dann bekümmere ich mich auch um die Beschreibung der Wochentage, die noch sind, nicht mehr; soviel kann ich nicht schreiben.

Tante sagte, als sie noch ein Kind gewesen, habe sie einen Sohn gekannt, der sei sehr leichtsinnig gewesen, aber schon Student, und der habe sich mit seinem Vater vereinigt und sei in die weite Welt gegangen. Eine Mutter hatte er nicht mehr, und als er fortging, hatte er nur fünfzig Thaler in der Tasche und in einem Tornister etwas Kleidung Wäsche und seine Violine.

Zuerst kam er nach Berlin und suchte dort Studenten auf, denen er sein Schicksal erzählte; die hielten ihn überall, wo er mit ihnen war, frei, und als er sehr krank ward, sorgten sie, daß er einen geschickten Arzt bekam. Als er hergestellt war, bot er dem Doctor mit vielem Dank eine kleine Summe an, und sagte, daß er nicht im Stande sei, mehr zu geben. Der Doctor, der seine Geschichte kannte, und ihn oft vergebens ermahnt hatte, zurückzukehren, sagte, er wolle kein Geld von ihm, wenn er aber auf seinen Fahrten nach Neapel kommen solle, möge er ihm von dort zum Dank eine Lazaroni-Pfeife mitbringen, denn eine solche wünschte er sich seit lange. Das versprach er.

Von Berlin reiste der junge Mensch weiter, und immer weiter, ganz ohne Plan, weil er noch Geld hatte.

Sehr bald aber ging dies zu Ende, und nun gerieth er in große Bestürzung. Hin und wieder fand er freundliche Menschen, die ihn mit sich fahren ließen und etwas Geld auch borgten, als er aber in Lyon anlangte, hatte er gar, gar nichts mehr; ihn hungerte, ihn dürstete, und er hatte kein Obdach, seine müden Glieder auszuruhen. Was sich von seinen Sachen verkaufen ließ, hatte er längst verkauft, ihm blieb nur seine Violine, und die mußte ihn jetzt retten. Mit Thränen im Auge ging er in ein Wirthshaus und spielte; er spielte fremde, in seinem Vaterland bekannte Melodien, und die Gäste, unter denen viele Offiziere waren, hörten ihm zu und beschenkten ihn reichlich. So hatte er zum ersten Male im Leben sein Brod sich selber verdient. An demselben Abend schrieb er an seinen Vater und bat um Verzeihung, setzte aber hinzu, daß er nicht heimkehren wolle, bis er sein Brod sich zu erwerben im Stande sei.

Abends ging er jetzt immer in jenes Wirthshaus, und ein wohlhabender Mann, der ihn dort sah und hörte, merkte gleich, daß er dazu nicht erzogen worden sei, und ließ sich seine Geschichte erzählen. Durch diesen guten Herrn erhielt

er einen Platz im dortigen Orchester, und ward nach zwei Jahren bei einem Orchester in Paris angestellt, wo es ihm sehr gut ging. Von dort aber, denn leichtsinnig war er immer noch, ging er ohne Bewilligung seines Vorgesetzten nach London, wo er aber für seine Wortbrüchigkeit bitter bestraft ward, denn sein Contract in Paris war noch nicht abgelaufen. Dort gerieth er in die allerbitterste Armuth, und dankte Gott, als es ihm endlich gelang, nach Paris zurückzukehren.

Hier hatte er nicht den Muth, sich zu seinem früheren Vorgesetzten zurück zu begeben; da begegnete ihm auf der Gasse ein junger Mensch, mit dem er im Orchester gespielt hatte, grüßte ihn und fragte: Ob ihm schon die 50 Franken ausbezahlt wären, die Jedem unter ihnen für den Abend zu Theil geworden wären, wo sie beim König Louis Philipp gespielt hätten? — Er sagte: „Nein,“ und nun faßte er sich ein Herz und ging zu dem Director des Orchesters, der ihn nicht unfreundlich aufnahm, ihm die 50 Franken auszahlte und gestattete, wieder im Orchester spielen zu dürfen. Das machte ihn sehr glücklich.

Er blieb acht Jahre in Paris, dann reifete er in seine

Heimath zurück, und ist jetzt in seiner Vaterstadt Lehrer der französischen Sprache, die er sehr gut und richtig spricht. Sein Vater ist jetzt alt und schwach, und er sorgt mit großer Liebe für diesen, den er früher so sehr betrückte. Hätte er im Vaterlande bleiben und fleißig sein wollen, so hätte er jetzt vielleicht ein schönes Amt haben können.

Etwas Hübsches erzählte Tante Susanne noch von ihm; er hat durch einen Freund, der in Stalien reisete, Lazaronipfeifen kommen lassen, aus Neapel, und an den guten Doctor in Berlin geschickt. Der hat sich gewiß gefreut, daß er doch Wort gehalten, denn wer sein Wort hält, sagte Tante, der versinkt doch nicht ganz, und dieser junge Mann irrte wohl, aber bekehrte sich doch wieder.

Wir sprachen noch viel darüber, und Tante sagte, der junge Mann habe jetzt niemals Neigung, Kunstreiter zu sehen, weil er früher zwei Jahre im Circus von Franconi in Paris spielte, und als er zuerst in Lyon für Geld spielte, da habe er die bittersten Thränen seines Lebens geweint. — Wir kamen spät nach Hause; ich fuhr ganz langsam, weil wir sprachen. Das war solche hübsche Fahrt!

Otto.

Vierundzwanzigster Sonntag.

Otto sagt, er habe die Geschichte von dem Studenten geschrieben; gelesen habe ich es noch nicht, aber solche Begebenheiten, von denen ich weiß, daß sie wahr sind, die höre ich immer am liebsten. Wenn Menschen Reisen gemacht haben und erzählen davon, höre ich ihnen so gern zu; Tante Susanne sagt, als sie in der Schweiz war, in Unterlaken, um Molken zu trinken, wohnte in der Stube über ihr ein Engländer, der einen wahren Riesenschwamm hatte, denn Tante sah ihn manchmal draußen aufgehängt zum Trocknen.

Jeden Abend ließ er sich große Butten mit Wasser auf seine Stube tragen, und wenn Tante das sah, zitterte sie, denn sie dachte an den Wasserschwamm, und bald dar-

auf, wenn sie zu Bette ging, da floß das Wasser in Strömen plitsch, platsch, durch die Bretterdecke auf ihr Bette, und sie hatte schon vorher, weil sie wußte, wie es kommen würde, vieles zum Schutz darüber hingebreitet, aber das half nicht immer, und oft mußte Tante ganz trostlos wieder aufstehen und die nassen Mäntel und Tücher entfernen, und das Bette war doch durchnäßt. Wenn sie das erzählt, sagt sie stets: „Das war gar kein hübsches Abenteuer!“ Wir lachen dann freilich immer, aber eigentlich war es gar nicht angenehm für die liebe Tante. —

Etwas Neues hat sich nicht begeben; wir leben jeden Tag ganz vergnügt, gehen spazieren, lernen, arbeiten in unserem Garten oder drechselfeln, fahren in unserm Eselwagen und sind Abends so müde, daß wir im Umsehen einschlafen. Morgens müssen wir auch sehr früh aufstehen, um unsere Ausarbeitungen zu machen, und Vocabeln auswendig zu lernen und Gesänge und Bibelverse.

Gestern gingen wir mit Papa spazieren, und da hat er einen ganz himmlischen Plan gemacht. Einige hundert Schritte vom Hause, auf der kleinen Höhe, will er ein Häuschen bauen lassen, mit einer Stube, einer Küche und

einer Vorrathskammer. Die Küche soll ganz vollständig ausgestattet werden mit Geräthen, aber Alles im Kleinen, und künftigen Sommer und wenn das kleine Mädchen aus Paris hier ist, sollen Marie und sie dort ganz ordentlich kochen lernen und manchmal selber kochen dürfen. —

Es wurde Alles berathen, alles Küchengegeschirr; es wird ein Theekessel angeschafft und ein anderer Kessel, eine Pfannkuchenpfanne, eine Reibe, ein Mörser, ein Rost, zwei Casserollen, einige Töpfe, eine Puddingform, Kuchenplatten, eine Kuchenform und eine Bratpfanne. Am Feuerheerd wird ein kleiner Backofen angebracht, denn Marie soll auch lernen, Brod zu backen.

Marie bekommt in ihrer Küche auch Feuerzange und Schaufel, eine kleine Wassertonne und Wassereimer und dann Aufwaschetücher und Küchenhandtücher, und sonst noch allerlei. In der Vorrathskammer soll ein Schrank stehen und darin Gedecke bewahrt werden, Messer, Gabel, Löffel und dergleichen.

Die Erlen und Eschen, welche neben der Höhe stehen, sollen zu dem Häuschen gehören, und Papa sagt, von denen darf geschlagen werden zu Brennholz in der Küche.

Otto und ich haben schon Alles unter uns vertheilt; er will das Holz klein hacken und allerlei Gewerbe besorgen, und ich will Wasser in die Küche tragen und bei der groben Arbeit helfen, das heißt, Fenster mit waschen und die Dielen und die Fußböden reinigen, denn das ist doch zu schwer für die kleinen Mädchen.

Marie war so glücklich, als Papa das sagte, daß sie gar nicht sprechen konnte vor Freude; hernach sagte sie, daß sie auch gern einen Gewürzschrank in ihrem Häuschen haben wolle. Das versprach Papa auch. In die Stube sollen Strohstühle kommen und ein großer Tisch und ein kleinerer, und vor die Fenster weiße Gardinen. Wenn Marie zuerst dort kocht, will sie Kartoffeln kochen und Kuchen backen.

Als wir nach Hause kamen, lief Marie gleich zu Mama: „Liebe, gute Mama, weißt Du schon, was Papa versprochen hat?“ — Mama lachte und sagte: „Ich habe es mir ja eben für Dich und Euch Alle ausgedacht!“

Jetzt ist unser Hauptgespräch immer von dem Häuschen, und wir sehen es schon in Gedanken. Von der kleinen Französin sprechen wir auch viel; wir sind ganz neugierig,

wie sie wohl aussehen wird. Marie sagt stets: „Wenn sie nur nicht zu klein ist!“ Mir ist es eigentlich gleich, ob sie groß oder klein ist.

Heute Morgen gingen wir nicht in den Garten, sondern, weil Tante Susanne auch mit war, ins Feld, und da waren viele Kinder, die sammelten Aehren und waren von ihren Eltern dazu ausgeschiedt. Einige waren so geübt, daß sie ein ganzes Sträußchen hatten, während andere in derselben Zeit nur vier oder fünf Aehren fanden. Marie, Otto und ich halfen denen sammeln, die so wenig hatten. Tante Susanne sagte darüber: „Da könnt Ihr recht gewahren, wie Gott oft denen Hülfe sendet, welche sich selber zu helfen nicht im Stande sind. Die Kinder sind eben so fleißig wie die andern, und doch finden sie wenig; ob sie weniger gut sehen, ob sie langsamer sind, ich weiß es nicht, aber nach Hause werden sie nicht viel bringen, und daher auch schwerlich freundlich empfangen werden.“

Als wir das hörten, sammelten wir noch viel emsiger; einmal fielen wir alle Drei über eine und dieselbe Aehre her und verloren darüber das Gleichgewicht und fielen alle Drei

über einander. Marie bekam eine Brausche am Kopf, durch einen Stoß von Otto's Kopf, und sagte ganz kläglich: „Dein Kopf ist auch hart wie ein Stein!“ „Ja,“ sagte Otto, „von Glas ist er nicht, denn sonst würdest Du ihn wohl entzwei gestoßen haben. Meinst Du, daß Dein Kopf nicht weh thun kann?“ — Damit gab sie sich zufrieden und klagte nicht mehr.

Während wir Aehren sammelten, hatte Tante ein Körbchen von Baumblättern gemacht, und dazu seine Dornen als Stecknadeln gebraucht. In dem Körbchen lagen feine, zierliche Blumen, und das sah allerliebft aus. Tante sagte: „Damit kann ich am Ende auch mein Brod verdienen, wenn wir mit der Esequipe in dem fremden Lande sind.“ Wir sagten Alle: „Ja, das kannst Du gewiß.“

Wilhelm.

Fünfundzwanzigster Sonntag.

Heute waren wir wieder früh bei der Hand, um Aehren sammeln zu helfen; das ist recht mühsam, denn man muß sich beständig bücken, aber wir dachten immer daran, daß die armen Leute Brod von den Aehren bekommen würden, und deshalb wurden wir nicht müde.

Tante Susanne war nicht gleich mit uns gegangen, aber sie kam nach, und sagte, wir wären gute Kinder. Wir hatten noch gar nicht gefrühstückt, und sie brachte in einem kleinen Körbchen Semmel für uns mit und schöne Birnen.

Als wir nach Hause gingen, denn die Kinder gingen auch um sieben Uhr nach Hause, weil Sonntag ist, sprach Tante wieder viel mit uns und sagte: „Ihr wollt ja,

wenn die Noth Euch im fremden Lande dazu zwänge, drehfeln, sticken, malen und pappen; so versucht jetzt, was Ihr in Euren Freistunden, zu einer Zeit, wo Ihr doch nicht im Freien seid, zusammen bringen könnt; wenn Ihr dann viele Sachen habt, wollen wir sie von den Kaufleuten taxiren lassen, und den Preis, den diese bestimmen, zahle ich Euch dafür, und das Geld könnt Ihr aufbewahren, und einmal recht etwas Gutes dafür thun."

„Was denn aber, Tante, was denn?“ fragten wir Alle.

„Nun, Ihr könnt ein armes Kind dafür die Schule besuchen lassen, es kleiden und später bei einem Handwerker in die Lehre geben,“ sagte Tante.

„Bekommen wir denn so viel Geld von Dir?“ fragten wir wieder.

Da lachte Tante Susanne: „Nein, auf einmal nicht, aber Ihr müßt dabei bleiben, Jahr aus, Jahr ein, am Ende hilft es und reicht wohl. Das Gute ist mühsam, man kann es nicht einmal thun und dann wieder lassen. Je größer das Kind wird, um so größere Unkosten habt Ihr, um so fleißiger müßt Ihr sein. Solltet Ihr indessen einst

vielleicht in großer Noth sein, da giebt Mama wohl etwas mit zu einem Röckchen oder Säckchen."

"Nein," sagte Otto ganz eifrig, "wenn es unser Sohn ist, so soll kein Mensch dafür sorgen, als wir. Denn ein Junge muß es sein, für ein Mädchen einkaufen, das verstehe ich nicht, aber für einen Jungen will ich wohl zu einer Jacke oder Hose kaufen, und recht tüchtiges, starkes Zeug."

Sie sagte: "Was wollt Ihr mit dem Sohne? laßt es doch eine kleine Tochter sein." Aber das wollten sie Beide nicht; ich zupfte Wilhelm immer am Ärmel und flüsterte: "Ein kleines Mädchen! sag' Du, daß es ein Mädchen sein soll." Aber er sah sich gar nicht nach mir um, und sagte nur: "Natürlich, ein Junge muß es sein." Weil sie Jungen sind, deswegen, denn sonst weiß ich nicht weshalb; ein kleines Mädchen wäre doch viel niedlicher.

Morgen wollen wir anfangen zu arbeiten; der Bote geht heute zur Stadt, und da habe ich allerlei angeschrieben, was ich dazu gebrauche: Seide, Wolle, Kartenpappe und Goldperlen.

Wir sprachen auch viel von dem Hause, welches Papa bauen will; nein, das ist ein hübscher Spaß! Tante sagte: „Freilich ein Spaß, aber auch ernsthaft, denn Du sollst Alles recht aus dem Grunde lernen.“ „Ja,“ sagte ich, „eben so tüchtig, wie Mama, die Alles versteht.“ Da nickte Tante Suschen.

Wenn die kleine Französin kommt, Ende Oktober, die muß auch mit arbeiten helfen; der Junge kann ihr Sohn auch heißen. Was sie wohl dazu sagen wird! Wenn sie aber mit ihm sprechen will, versteht er kein Wort, das ist recht schlimm.

In der Woche war Mancherlei. Einmal fuhren wir mit Herrn Flohr nach Albertsdorf; da wohnt ein Pächter von Papa, und Herr Flohr wollte dort den Hauslehrer, und wir die Kinder besuchen. Es sind acht Kinder dort, die heißen: Fritz, Ferdinand, Ernst, Dietrich, das sind die Knaben, die Mädchen heißen: Catharine, Johanne, Sophie und Jacobine. Dietrich war krank gewesen, und seine Nase war ganz geschwollen, denn er hatte sich aus Scherz eine Kaffeebohne hinein gepfropft, und die war darin stecken geblieben, und die Nase so aufgeschwollen,

daß ein Doctor die Bohne mit Instrumenten hatte ausziehen müssen. Er sah noch ganz entstellt aus.

In Albersdorf ist es sehr häßlich, gar kein hübscher Garten und keine hübschen Blumen und schönen Bäume und Sträucher. Das Haus ist auch recht garstig, lauter weiße Wände, und auf den Dielen war Sand gestreut; ich wäre beinahe darüber ausgeglitten.

Wir hatten doch viel Vergnügen und spielten viel mit den Kindern. Da war ein Teich, eine Pferdeschwemme sagten sie, und der war am Ufer ganz flach, und wir konnten kleine Fische mit den Händen greifen, so nahe kamen sie an den Rand.

Die Kinder zeigten uns eine kleine Hütte, die sie gebauet hatten, von Backsteinen und Lehm, von kleinen Nesten und Stroh. Das war sehr hübsch, und Otto und Wilhelm gaben sich gleich mit dabei, und halfen bei einer anderen Hütte, die noch nicht fertig war. Ich setzte mich mit Sophie und Jacobine auf eine Rasenbank und sah zu, denn Catharine und Johanne sind schon große Mädchen und gar keine Kinder mehr.

Jacobine zeigte mir hernach einen großen Busch mit

rothen Beeren, und sagte, das wären Mehlbeeren, und die dürften sie essen. Ich aß Eine, aber sie schmeckte recht schlecht, gar nicht süß. „Warum ess't Ihr denn keine andern Früchte?“ fragte ich. „Ja, wir haben keine.“ Darüber war ich ganz erstaunt. Wie traurig ist das doch.

Als wir Abends nach Hause fuhren, sagte ich an Herrn Flohr: „Albersdorf ist recht garstig, und es sind keine Früchte da.“ „Und doch,“ antwortete er, „sind die Menschen dort eben so glücklich und vergnügt, als Ihr es in Eurem schönen Hause und Garten seid. Die Zufriedenheit liegt im Herzen und in dem Bewußtsein, daß wir nach Gottes Geboten handeln; thun wir das nicht, so werden weder schöne Früchte, noch schöne Häuser uns glücklich machen.“ Friedrich sagt: „Die Suppe steht schon auf dem Tische!“

Marie.

Sechszwanzigster Sonntag.

Montag. Ohne Vorrede! ich will mich kurz fassen. Zuerst, nachdem wir gebetet, uns angekleidet, unsere Aufsätze gemacht und auswendig gelernt hatten, natürlich in's Freie. Marie stand schon auf der Haustreppe und wartete, und Wilhelms Lauben alle gurrten und schwirren um sie herum. Die wurden gefüttert und geliebt, und dann vorwärts. Diesmal nach dem Thiergarten. Wilhelm und ich sangen das Lied, was wir lezthin gelernt haben von den fremden Knaben, als hier das Topf schlagen war:

Ein Reitermann, ein Reitermann,
 Der zog wohl auf die Wacht;
 Sein Hauptmann kam, sein Hauptmann kam,
 Sieh, Reiter, Du wohl Acht!

12*

Die Kunde kam, die Kunde kam,
 Um's lichte Morgenroth,
 Kein Wächter da, kein Wächter da?
 Der Reiter'smann war todt. —

Der steht nun nimmermehr auf Wacht,
 So eifrig und so treu;
 Um ihn ward's Nacht, um ihn ward's Nacht,
 Kein Morgen tagt auf's neu.

Sein General, sein General,
 Der fiel in blut'ger Schlacht,
 Der Reiter folgt', der Reiter folgt',
 Zieht dort vor ihm auf Wacht.

Das ist doch ein hübsches Lied; aber Marie kann es nicht leiden, sie sagt: „Das mag ich gar nicht, daß der arme Reiter todt war, das ist ja traurig, laßt mich einmal singen.“

Käferchen, die Blume sprach,
 Käfer, geh' zur Ruh,
 Summe nicht, brumme nicht,

Geh' zur Ruh, Du, Du, Du,
Du, Du, Du, Du, Du!

Blümelein, der Käfer sprach,
Blume, geh' zur Ruh,
Scheine nicht, dufte nicht,
Geh' zur Ruh, Blume Du,
Du, Du, Du, Du, Du!

Wilhelm und ich lachten. „Ja,“ sagte ich, „traurig ist das Lied nicht, das ist gewiß!“ „Mögt Ihr es denn nicht leiden?“ fragte sie kläglich; wir sagten Beide ja, und damit war sie zufrieden.

Bald darauf kam Tante Susanne, und Menne, der mit uns gelaufen war, fuhr auf sie ein und bellte ganz wie rasend. Anfangs lachte Tante, zuletzt aber stampfte sie mit dem Fuße und rief: „Das ist ja ein ganz verdammter Hund!“ „Tante,“ sagte Marie, „das sagst Du von solchem vornehmen jungen Herrn?“ — „Ach was,“ erwiderte Tante Susanne, „wenn er vornehm ist, muß er sich vornehm betragen, und nicht wie ein Kobold umher rasen und friedfertige Leute insultiren.“ Sonst fiel am Montag

eigentlich nichts vor; ausgenommen, daß Wilhelm und ich auf den Eseln zur Mühle reiten durften, um dem Müller zu sagen, daß große Noth um Mehl sei, und er ganz nothwendig mahlen müsse. Marie sah ganz trübselig aus, als wir forttritten; wir wollten sie mit auf den Esel nehmen, aber Mama erlaubte es nicht.

Dienstag. An dem Tage hatte ich einen kleinen Schrecken; Peter war zur Stadt gewesen und brachte einen Brief für mich mit, und auf der Aufschrift stand:

An
den jungen Herrn Otto.

Für ihn Selber.

Der Brief war von meinem Schuster; erst lachte ich über die Aufschrift, aber hernach lachte ich gar nicht mehr. In dem Briefe stand:

„Ich habe vor Ihnen ein paar Stiepeln gemacht, und da Herr Papa befohlen, daß Sie mir jeden Monat bezahlen sollen, wollte ich nur sagen, das Geld habe ich nicht gefrigt, keinen Schilling. Dero ergebenster

J. Mierik,
Schuhmacher-Meister.

Nachschrift. Ich hätte das Geld gerne vor die Stiepel, weil Papa das befohlen hat."

Als ich den Brief gelesen, ward ich ganz heiß und ging zu Papa, gab ihm den Brief und sagte: „Ich habe die Stiefel bezahlt, das ist ganz gewiß.“ Papa fragte mich sehr aus und sagte: „Der Mann hat das Geld natürlich nicht bekommen, und gewiß liegt eine Nachlässigkeit von Deiner Seite zu Grunde. Suche alle Deine Sachen sorgfältig durch, in allen Schubfächern, denn zuverlässig hast Du das kleine Päckchen nicht abgeschickt.“ Ich suchte und suchte, fand aber nichts, und ging abermals zu Papa, das zu melden. „So sieh' alle Taschen Deiner Kleider nach.“ Das half; richtig! da steckte das Päckchen in einer Sonntagsweste. Ich bekam eine Strafpredigt, und daß meine Unordnung Schuld sei, daß ich mich habe mahnen lassen müssen.

Mittwoch. Großer Jubel! Die lieben Eltern, Tante Susanne und Herr Flohr fuhren um 4 Uhr den Nachmittag nach dem Försterhause, wo sie im Walde Kaffee trinken wollten, und Wilhelm, Marie und ich in dem kleinen Eselwagen hinterdrein. Papa ließ nicht sehr schnell fahren,

und so kamen wir so ziemlich mit; etwas später kamen wir freilich an, und Tante Susanne stand schon mit einer Schürze am Heerde und kochte Kaffee. — Wir trugen alles Geräthe auf einen hübschen Platz, wo Tische und Bänke sind. Die Frau Försterin gab auch ein weißes Laken über den Tisch und außerdem Butter, Semmel, Birnen und Zwetschen. Das Alles ward mit einem Male auf den Tisch gesetzt; zuletzt kam der Kaffee, den trug Tante selber, recht im Triumph.

Wir waren sehr lustig und fuhren nach sechs Uhr wieder nach Hause; zurück ließ ich den Eseln mehr Zeit; hin hatte Wilhelm gefahren, das wollte Papa so, weil er dachte, ich würde zu sehr jagen. Ja, wenn's Pferde wären! mit Eseln jagt es sich nicht besonders, die haben kein Ehrgefühl und lassen jeden voran.

Donnerstag. Sehr guter gewöhnlicher Tag; einige Stunden mehr, um Versäumtes nachzuholen; Mittags einen Auslauf mit Zwetschen Nachmittags Zwetschenschütteln zum Mus einkochen. Marie durfte helfen, die Steine herausnehmen; anfangs ging das sehr gut, hernach wäre sie

gern umhergaloppirt, aber das litt Mama nicht, sie mußte fleißig mit helfen.

Freitag. An dem Tage kam die Quittung von meinem Schuster, und darunter stand: „Mit Dank bezahlt!“ Schön mit Dank bezahlt! mit meinem schweren Gelde! Solch ein Paar Stiefeln ruiniert einen gänzlich; das wäre sehr angenehm, wenn ich mit Dank bezahlen könnte! — In diesem Monat behalte ich kaum einige Groschen übrig, alles andere ist fort für Stiefel, Papier, Federn, Bleistifte, Seife und eine Zahnbürste. Ich bin ein geschlagener Mensch. — Freitag warf ein Kornwagen um, aber Niemand nahm Schaden; das Korn lag im Wege wie geschüttet, und die kleinen Mehrensammler machten sich darüber her, nachdem wieder aufgeladen war, aber ernteten mehr Sand als Korn, und füllten immer mit beiden Händen in ihre Säckchen.

Wilhelm und ich haben schon gearbeitet für den Jungen, der künftig in die Schule gehen soll; er drehselt wieder eine Garnwinde, und ich pappe einen Arbeitskorb, wie Mama und Tante sich einen wünschen, achteckig, weiß im Innern und mit Goldborden, die Außenseite hellgrün. Marie

sticht eine kleine Rose auf Seidenstramin, die wird auf den Boden des Korbes geklebt. —

Sonnabend. Am Nachmittage hielt Papa's Wagen vor der Thür, weil er in die Stadt fahren wollte, und das hätte ein großes Unglück geben können; die Pferde scheueten vor einem Stücke Zeug, welches der Wind ihnen vor die Füße wirbelte, der Kutscher wollte sie halten, da rissen die Bügel, und nun die Pferde fort, im vollen Saus durch die Gartenpforte, die eben offen stand, unter Apfelbäumen weg, und alle Äpfel dadurch abgeschüttelt, über den Gartenzaun, und nun in einen tiefen Graben. Da lagen sie! Kutscher, Wagen und Pferde. Glücklicherweise war nur der Wagen entzwei und das Geschirr, dem Kutscher und den Pferden fehlte nichts, aber ganze Tonnen Äpfel lagen im Garten. Wir dankten Gott, das weiter nichts gesehen war.

Otto.

Siebenundzwanzigster Sonntag.

In der verflossenen Woche haben wir eine große Übung gehabt, Otto, Marie und ich nämlich, wir haben Verse gemacht. Herr Flohr sagte: „Wenn Ihr auch keinen ordentlichen Vers zu Stande bringen könnt, müßt Ihr doch wenigstens begreifen lernen, was ein Reim ist.“ „D,“ riefen wir Alle, „das ist nicht schwer!“

„Gut,“ sagte er, „ich will für jeden von Euch Reime aufschreiben, und Ihr müßt dann so viele Worte hinzusetzen, daß das Ganze einen Sinn hat. Versucht nur, wie leicht oder schwer das ist.“

Zuerst nahm er Mariens Tafel, schrieb Reime auf und sagte: „Setze Dich an den Tisch und mache einen Vers daraus.“ Dann kam Otto, dann ich; Keiner durfte sehen,

was für eine Aufgabe der Andere bekam. Ich hatte die Reime: Traum, kaum, Stein, mein, tragen, klagen.

Es ward ganz still im Zimmer; wir schrieben und schrieben, und strichen durch und wieder durch, endlich waren wir fertig. Herr Flohr las Mariens Vers zuerst vor, da merkten wir, daß wir Alle dieselben Reime gehabt hatten. Ihr Vers lautete so:

Ich hatte einen Traum,
Den weiß ich aber kaum.
Da liegt ein großer Stein,
Und dieser Stein ist mein;
Ich kann ihn nur nicht tragen;
Das wollte ich Dir klagen.

Marie sah ganz ängstlich aus, ob Herr Flohr auch lachen werde; er lächelte aber nur und sagte: „Das ist Mariens erster Vers! Nun Du, Otto.“

Einst hatt' ich einen Traum,
Ihn sagen mag ich kaum;
Es lag ein schwerer Stein,
Mir auf dem Herzen mein,

Den muß ich dort tragen,
Und durst' es Keinem klagen.

Herr Flohr rief wieder: „Otto's erster Vers! Nun
Du, Wilhelm!“ Meiner lautet so:

Alles ist mir wie ein Traum,
War ich dort? ich weiß es kaum;
Am Wege stand ein großer Stein,
Als wollte der sagen: Gedenke mein,
Ich muß hier stehen und Alles tragen,
Ich bin ein Stein, ich darf nicht klagen.

Herr Flohr lächelte wieder und sagte: „Nun, mit der
Zeit wird es schon werden! Setzt seht ich aber nur ein
Wort, und Ihr müßt den Reim dazu finden und einen
Vers daraus machen. Nun, geht Acht!“ —

Ich bekam Tauben und mehr, Otto Vorwärts
und Welt, Marie Puppe und sehr.

Nun ging's an die Arbeit! Wir schrieben und schrie-
ben wieder, endlich ging es doch; ich hatte geschrieben:

Die lieben, schönen Tauben
Konnt' das Geschick mir rauben,

Ich sehe sie nicht mehr,
Doch lieb' ich sie noch sehr.

Otto hatte geschrieben:

Vorwärts! ruft der General Vorwärts,
Seitwärts nicht und auch nicht rückwärts,
Vorwärts! ruft der greise Held,
Vorwärts kommt man durch die Welt.

Nun kam die kleine Marie:

Ich habe eine schöne Puppe,
Die liebe ich so sehr!

Das war Alles; sie hatte Herrn Flohr gar nicht verstanden. Er ließ sie jetzt Worte sagen und Reime dazu auffuchen; anfangs konnte sie nicht recht Reime finden, hernach lachte sie und mochte gar nicht aufhören.

Als wir aus der Stunde fortgingen, sagte Otto zu mir: „Ein Dichter werde ich nicht, das ist ein abscheuliches Stück Arbeit! der Kopf thut mir noch davon weh!“ — Herr Flohr hat gesagt, wir sollen alle drei miteinander ein Gedicht verfertigen zu Mama's Geburtstag, aber ohne Hülfe.

Otto sagte: „Singen mag ich gern, aber dichten nicht.“
Darauf gingen wir in den Garten und sangen sein Lieb-
lingslied:

Ein Jägersmann, ein Jägersmann,
Geht durch den grünen Wald,
Sein Jagdruf schallt, sein Jagdruf schallt,
Ho, ho, hallo! Ho, ho! —

Ihr Hirsche schlank, ihr Hirsche schlank,
Hört ihr's! der Jäger ruft,
Auf, auf, bevor, auf, bevor er sucht,
Risch, risch! risch, risch! risch, risch!

Du stolzes Thier, Du edles Thier,
Dich traf des Jägers Blei,
Ist aus mit Dir, ist aus und ganz vorbei,
Vorbei! vorbei! vorbei! —

* * *

Marie sagte: „Otto hat solche hübsche Stimme, er
wird gewiß noch einmal singen wie Bestris.“ Sie hatte
einmal von Bestris gehört, der ja ein berühmter Tänzer

war, und hatte das verwechselt. Otto lachte ungeheuer und sagte: „Ja, der hat aber mit den Beinen gesungen, das kann ich nicht.“ Die arme kleine Marie war ganz verwirrt, ich küßte sie und sagte ihr, wie die Sache zusammenhing. Sie war aber ein bißchen verdrießlich auf Otto und sagte: „Otto braucht nicht immer gleich so zu lachen, er irrt sich auch oft.“ „Mießchen,“ rief er, „laß mir doch den kleinen Spaß, ich will auch gleich wie Vestris mit Dir tanzen.“ Und nun faßte er ihre Hand und die Beiden galoppirten die ganze Allee hinab, zum Todtlachen. —

Vor einigen Tagen hatte ich das Unglück, mit dem Eselwagen umzuwerfen; ich fuhr ganz im Schritt, sah mich aber nach einem Fohlen um, was weiter hinter uns hertrabte, und in dem Augenblick fuhr der Wagen über einen Stein und auch gleich herum. Mein erster Gedanke war Marie; die lag jedoch wohlbehalten im Sande, hatte jedoch ihre Schürze zerrissen und einen Schuh verloren. Ich zog ihr den Schuh wieder an und liebte sie ein bißchen, aber sie war gar nicht sehr erschrocken und sagte gleich: „Ich will an Papa sagen, daß das gar nicht Deine Schuld war!“ Ich antwortete aber, das möge sie lieber nicht sagen, denn Papa werde

es doch nicht glauben, und es sei ja auch meine Schuld gewesen.

Papa war gar nicht sehr ungehalten, und Otto sagte leise: „Das hätte ich mal thun sollen!“ Marie sagte eben so: „Ja, Du bist aber auch immer unvernünftig, und Wilhelm nur selten.“ Dafür zwickte er sie etwas, und als sie quicte, rief Papa: „Stille!“ und damit war es vorbei.

Heute kann ich nicht mehr schreiben, denn ich muß an meine Drechselarbeit, sonst komme ich nicht aus der Stelle, denn eine Garnwinde zu drechseln ist ziemlich mühsam.

Wilhelm.

Achtundzwanzigster Sonntag.

Ich habe wieder was Hübsches zu berichten: ein kleines Märchen, welches Tante Susanne uns erzählt. Es wurden Äpfel abgenommen, und Wilhelm, Otto und ich suchten gleich unter dem Baum die schönsten Äpfel aus, wickelten sie in Papier und packten sie in kleine Tonnen. Mama hatte erlaubt, daß wir das thun durften. Tante Susanne war mit dabei, aber die Wahrheit zu sagen, sehr fleißig war sie nicht; wir hatten ihr einen Gartenstuhl geholt, darauf saß sie und wickelte ganz bequem Äpfel ein.

Otto faßte sich ein Herz und sagte: „Höre, süße Tante, mit den Händen bist Du nicht sehr fleißig, sei es mit Deinem lieben Munde, und erzähle uns ein kleines Märchen.“

„Unbescheidener Burfche!“ sagte Tante (aber sie lachte dabei), „nicht Dir, aber Deinen ehrfamen Geschwistern zu Liebe will ich eines meiner schönsten Märchen erzählen. — Nun, paßt auf!“

In einem dunklen Walde gab es einmal drei Nester; in dem einen saß ein Kukuß, in dem anderen eine Meise, in dem dritten eine Bachstelze. Diese drei unterhielten sich oftmals miteinander, und sprachen von besseren Tagen, die sie erlebt hatten.

An einem schönen Tage fragte einmal der Kukuß die Bachstelze: „Um Vergebung, mein werther Herr, ich habe noch gar nicht gefragt, mit wem ich eigentlich die Ehre habe mich zu unterhalten. Was, wenn ich fragen darf, was waren Sie in der Welt, bevor Sie in die unwürdige Gestalt eines Vogels verzaubert wurden?“

„Ich, gnädiger, Herr,“ antwortete Tene, „ich hatte die Ehre, ein Kleidermacher zu sein, und auch diejenige, Ihnen den herrlichen Rock anzufertigen, in dem Sie zuerst bei Hofe erschienen. Ich darf sagen, der Rock saß wie angegossen. Bei der jetzigen Fatalität ist das mein Trost, daß ich sehr gut und mit einer gewissen Nettigkeit gekleidet bin;

das Zeug sitzt mir, als ob ich es selber angefertigt.“ Und dabei hüpfte der kleine Vogel auf einen Zweig und drehte sich vergnügt nach allen Seiten hin.

„Wenn Sie Ihre Federn ein Kleid nennen!“ sagte der Kuckuk spöttisch; „aber sagen Sie mir, mein lieber Meister, ist Ihnen denn gar nicht bekannt geworden, weshalb wir das Unglück erlebt haben, verwandelt zu sein, und ob es nichts giebt, was uns von diesem Mißgeschick erlösen kann?“

„Freilich, freilich,“ entgegnete der muntere Schneider; „Sie, gnädiger Herr, der Sie ein Dichter sind, wurden verwandelt, weil man Sie nur immer von sich und Ihren Werken reden hörte, Fräulein Meise dort, weil sie sich für eine der größten Sängerinnen hielt, und stets sang, wo sie hätte schweigen sollen. Ich — nun ich kann wohl sagen, ich ward sehr verläumdert, und bin deshalb verwandelt worden, weil ich bei einem gewissen Anlaß keine Courage gezeigt haben soll. Das ist pure Verläumdung!“

„Was kann denn aber den Zauber lösen?“

„Wenn jeder von uns aus seiner Natur heraustritt, habe ich sagen hören.“

„Und weiter wissen Sie nichts, Meister?“

„Nein, Ihre Gnaden.“

Der Kukuk wendete den Kopf ab und murmelte zwischen seinem Schnabel: „Dummes Zeug! der Kerl war und ist ein Narr.“

Das aber war der kleine gute Schneider keineswegs, wie der Erfolg zeigen wird.

An einem schönen Tage, als eben Dichter, Sängerin und Kleidermacher sich vor ihren Nesterthüren befanden, sang eine Nachtigall in einem Haselnußstrauche ein Lied, so süß, so melodisch süß, daß alle drei den Schnabel aufsperrten.

Tränen traten in des Kukuks Augen: „Ha!“ sagte er, „ein Lied ohne Worte! — Aber ich verstehe sie dennoch, diese Worte, so schön habe ich noch nie gedichtet.“ —

Kaum hatte der ehrliche Kukuk diese Worte ausgedacht, als seine Federn sich von ihm abstreiften, wie man ein Kleid abstreift.“

„Was ist das?“ wollte er sagen, „was ist das, meine Federn —“ aber bevor er ausdenken konnte, stand

er schon da, in Pantalons und Stiefel, in Paletot und Hut. Der Kukuk war verschwunden, der Dichter stand wieder da.

Fräulein Meise horchte ebenfalls auf das göttliche Lied, sie reckte das Köpfschen, sie wegte den Schnabel, sie öffnete und schloß ihn wieder, wie Jemand, der zum Singen Anstalt macht; dann aber schloß sie die Augen und sagte matt: „Ich glaube doch, sie singt besser als ich!“ Im Nu erfuhr Fräulein Meise, was der Kukuk erfahren: ein Hemdchen, ein Röckchen, ein Kleidchen, ein Hütchen nebst Strümpfen und Schuhen umgaben sie, und die bisher Fräulein Meise gewesen, trippelte als Fräulein Rosa davon.

Der kleine Schneidermeister hörte, nachdem Jene schon fort waren, noch mit Entzücken auf das Lied der Nachtigall; da, und als er eben mit seinen kleinen Pfoten applaudiren wollte, sprang eine garstige Kaze auf den Haselnußstrauch und erwischte die arme kleine Nachtigall. Der kleine Schneider schrie vor Angst, aber plötzlich herzufliegend, versuchte er die Kaze in den Schwanz zu beißen. Wie diese Heldenthat ablief, ob er die holde Nachtigall rettete oder nicht, erfuhr er nie, denn auch von ihm fielen die

Jedern mit Bligesschnelle ab, und er stand da, ein eben so geschniegelter Mann, als er nur jemals gewesen, und mit einem Modejournal in Händen. Später pflegte er oft zu sagen: „Ich bin zwar kein Kolosß und kein Simson, aber Jeder thut, was er kann, und ich fürchte Keinen!“ Nie hat man auch gehört, daß er wieder in einen Vogel verwandelt worden; die kleinen Bachstelzen aber gehen noch immer so gedrechelt einher, als ob er ihnen die Hockchen anpasse.

*

*

*

Tante hat mir das kleine Märchen diktirt, denn es machte mir wohl Spaß, aber so ganz behalten, Wort für Wort, hätte ich es doch nicht. Nun steht es hier im Buche, und wir können es später einmal wieder lesen. Als Tante auserzählt hatte, fragte ich: „Aber was ward denn aus dem Dichter, Tante, ward er auch wieder ein Vogel?“ — Tante machte ein ganz bedenkliches Gesicht und sagte: „Stille, stille, Kleine, davon weiß man kein Wort; aber das kann ich Dir sagen, wenn ich einen

Kukuk rufen höre, kommt es mir immer vor, als ob ich mich verneigen müsse, und als ob er ein Mensch sei.“ — Wir lachten Alle; aber so fleißig sind wir gewesen, und sehr viele Äpfel haben wir eingepackt! —

Tante erzählte uns auch noch eine Fabel vom Kukuk, und die lautete so:

Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
 Der aus der Stadt entflohen war.
 „Was spricht man,“ fing er an zu schreien,
 „Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeyen?
 „Was spricht man von der Nachtigall?“
 „Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“
 „Und von der Lerche?“ fragte er wieder.
 „Die ganze Stadt lobt ihrer Stimme Schall.“
 „Und von der Amsel“ — fuhr er fort.
 „Auch diese lobt man hier und dort.“
 „Ich muß dich doch noch etwas fragen: —
 „Was,“ fragt er, „spricht man denn von mir?“
 Da sprach der Staar: „das weiß ich nicht zu sagen,
 „Denn keine Seele spricht von dir.“
 „So will ich,“ fuhr er fort, „mich an dem Undank rächen,
 „Und ewig von mir selber sprechen.“

Marie.

Neunundzwanzigster Sonntag.

Tante Susanne hätte mich beinahe mit ihrem Märchen aus aller Ordnung gebracht, denn sie erzählte wieder eines, aber Wilhelm hat mir versprochen, daß er es niederschreiben will, denn wie soll ich das anfangen, da ich stets von allen Wochentagen erzähle. Nun also:

Montag. An dem Tage mußten wir für Herrn Flohr Alles aufschreiben, was wir am Sonntag aus der Predigt behalten hatten. Die Eintheilung war: Gottes gnädige Heimsuchung, erstens: Am Tage des Herrn, zweitens: am Tage der Freude, drittens: am Tage der Trübsal. Das Evangelium: Lucä 19. V. 42. Mama sagt oft, es gäbe wenig Bibelverse, welche so rührten,

als der: „Wenn Du wüßtest, was zu Deinem Frieden dienet,“ denn das wüßten wir Alle nicht, sonst würden wir frömmer sein und dem Guten mehr nachstreben. — Herr Flohr war im Ganzen gut mit unserer Auffassung zufrieden und lobte uns. In der Religionsstunde sind wir immer sehr aufmerksam. An dem Tage fiel nichts Besonderes vor; ich schnitt mich tüchtig in den Finger, aber das kann man doch eigentlich für nichts Besonderes nehmen.

Dienstag. An dem Tage wurden wieder Äpfel eingewickelt und Tante Susanne erzählte ein Märchen. Marie ist ganz glücklich über diese Äpfelwirthschaft; nur die besten werden in Tonnen verpackt, die darauf folgenden zum Kochen und Backen bestimmt, und die schlechteren und kleinen dürfen wir verschenken, an wen wir wollen.

Marie fragte Mama, ob wir nicht auch einige verkaufen dürften, damit das Geld früher zusammen käme für unseren Sohn? Darauf sagte Mama dem Gärtner, daß er für unsere Rechnung zwei Tonnen Äpfel zum Verkauf in die Stadt senden möge.

„Siehst Du, Marie,“ sagte ich, „nun hast Du doch

schon Hilfe von Mama angenommen.“ Sie schüttelte ihren kleinen Kopf und antwortete: „Sei Du nur still, das thut nichts, desto früher kommt der Junge in die Schule.“ Ja, wir haben aber vorläufig den Jungen noch gar nicht; Herr Flohr sagte jedoch, der werde sich eher finden, als das Geld, was er kosten würde. Wilhelm und ich arbeiten aber sehr fleißig. — In acht Tagen kommt die kleine Französin, und die kann dann mit Marie zusammen arbeiten. Dann noch vier Wochen — o Traurigkeit! Dann müssen wir von dem lieben Blumenthal scheiden und in die Stadt zurück. Wir drei blieben viel lieber hier, viel, viel lieber. —

Mittwoch. Das letzte Korn ward eingefahren, denn es war ein solcher Segen, daß die Ernte nicht früher konnte beendet werden! Manchmal hatte es auch dazwischen geregnet, und dies letzte Korn sah schon etwas grau und schwarz aus. Wenn die letzte Garbe vom Felde ist, kommen die Leute mit dem Erntekranz. Die Mädchen, die bei der Ernte geholfen, sind dann gepuht, mit rothen Miedern, weißen Schürzen und rothen Bändern an den Hüften, und werden dreimal um den Hof gefahren, und dabei ju-

beln sie und schwenken den Kranz, und halten zuletzt vor dem Herrenhause still. Eine hält dann eine Rede und dann bringen sie der Herrschaft den Kranz und bekommen jede ein Glas Wein, und zusammen ein Geldgeschenk. Der Kranz war sehr hübsch, aus Aehren, Eichenlaub, Vogelbeeren und rothen Bändern zusammen geflochten. Mama ließ ihn auf dem Flur unter den Boden hängen, wo der Kranz vom vorigen Jahre noch hing, der nun abgenommen ward. Am Abend tanzten die Leute, und Wilhelm und ich durften ein paar Tänze mitmachen; Marie durfte das mit ansehen. Die Musik war eigentlich greulich, aber sie machte uns doch Alle lustig. Herr Flohr und Tante Susanne tanzten auch mit, Tante nur dreimal, aber Herr Flohr tüchtig. Sie sagten Alle, ich würde einmal ein rechter Tänzer werden; das glaube ich wohl, denn ich hatte meine Beine immer in der Luft, selten auf dem Boden.

Donnerstag. Wir sprachen noch viel von dem fidelem Tage, den wir gehabt, und Mama erzählte, in ihrer Heimath würde eine Kugel gemacht von Seu, mit buntem Goldpapier überzogen und mit Blumensträußen, Kauschgold und kleinen Puppen besteckt; das nenne man dort einen

Erntekranz, aber jedes Mädchen bringe einen und bei dem Umherfahren auf dem Hofe höre man sie dergestalt juchen, wie sie es nennen, daß sie dabei braun und blau im Gesicht würden. Das sei eben für sie der allerbeste Spaß. Solchen Kranz möchte ich sehen! Aber wenn sie juchten, ich könnte es nicht lassen, ich juchte mit; das würden sie auch wohl nicht übel nehmen.

Am Donnerstag hatten wir eine große Freude; Papa wollte etwas abgeschrieben haben, und das gab er uns, Wilhelm und mir, „da Ihr eine gute Hand schreibt,“ sagte Papa. Alle Tausend, das war ehrenvoll! Marie wollte durchaus etwas für Mama abschreiben, und am Ende durfte sie ein Kuchenrecept abschreiben; darüber war sie denn auch nicht wenig stolz, das kleine, gute Thier. —

Freitag. Wilhelm und ich nahmen einen Plan von unserem Garten auf, um ihn darnach eintheilen zu können; im nächsten Monat muß dann alles gepflanzt werden. Der Pastor schenkt uns dazu zwei junge Pfirsichbäume, die er selber aus den — ja, was soll ich sagen? soll ich sagen, aus den Steinen oder aus den Kernen?

gezogen hat; genug, auf die Manier hat er sie gezogen, und wir bekommen sie, und ferner noch aus seiner Baumschule zwei Pflaumen-, zwei Birn- und zwei Apfelfebäume, die wir uns selber auswählen dürfen. Das freut uns ungeheuer! —

Papa schenkt uns aus seiner Baumschule sechs junge Fichten, zwei Wallnußbäume, eine Kastanie, zwei junge Eichen, zwei Buchen und vier Birken. Gebüsch darf der Gärtner uns geben, wenn wir aber sonst noch etwas wünschen, müssen wir es uns selber anschaffen. Ich will für mein eigen Geld ganz neue Sorten englischer Stachelbeeren kommen lassen, und auch Himbeer- und Johannisbeersträucher, lauter neue Sorten. Erdbeeren können wir erst im Frühjahr anlegen, das Erdreich war im August noch nicht genug dazu bereit. Es war ja ganz wüstes Feld.

Herr Flohr war mit dabei, als wir den Riß aufnahmen, und gab uns allerlei Hülfsmittel an die Hand. Jetzt sieht das Ganze aus wie eine Landkarte, und sehr sauber, aber auch munter, denn alle Plätze, wo Früchte stehen werden, haben wir mit rother, violetter und gelber Farbe angegeben. Das sind die Pflaumen, die Kirschchen —

Kirschen! das ist auch wahr, daran hatten wir noch nicht gedacht, an diese aller schönste Frucht! Wenn der Herr Pastor uns nicht aushilft, wird unser Geldbeutel Ach! und Weh! schreien.

Sonnabend. Wilhelm und ich gingen zu dem Herrn Pastor, um die Stämme zu wählen, die er uns schenkt. Er ging selber mit uns, und ich schielte immer ganz sehnsüchtig nach den Kirschstämmen. Als wir gewählt hatten, fragte der gute Mann: „Habt Ihr auch sonst noch einen Wunsch?“ — Anfangs schwiegen wir Beide, und ich rang meine Hände, daß sie knackten, denn ich fand es doch unbescheiden; auf einmal aber sagte ich, wie aus der Pistole geschossen: „Ich wünschte mir einen Kirschbaum.“

Der gute Herr Pastor lachte, daß ihm Thränen in die Augen traten. „Der Wunsch scheint dir ja sehr am Herzen zu liegen,“ sagte er, „warum sprachst Du denn nicht früher? Hoffentlich nimmst Du es nicht übel, wenn ich Euch vier Kirschbäumchen schenke, Ihr müßt doch mehr als eine Sorte haben.“ O wie jubelten wir! ich tanzte ordentlich um ihn herum. Als wir nach Hause kamen, erzählten wir unseren Glücksfall gleich an Marie; der eine

Baum soll ihr gehören, daß sie doch eine Freude hat, die kleine, gute Miese.

Der Herr Pastor machte uns auch noch darauf aufmerksam, wie viel Zeit und Geduld zur Obstbaumzucht nöthig sei, und las uns zu unserer Ermuthigung das Gedicht von Pfeffer vor:

Der Knabe und die Datteln.

Ein Schüler ah, wie viele Knaben,

Die Datteln für sein Leben gern:

Und um des Guten viel zu haben,

So pflanzt er einen Dattelfern

In seines Vaters Blumengarten.

Der Vater sah ihm lächelnd zu,

Und sagte: „Datteln pflanzest du?

„D Kind! da mußt du lange warten;

„Denn wisse, dieser edle Baum

„Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum

„Die ersten seiner süßen Früchte!“

Karl, der sich dessen nicht verjah,

Hielt ein, und rümpfte das Gesicht.

„Das Warten soll mich nicht verdrießen!

„Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,

„So kann ich ja dereinst als Greis,

„Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen.“

Otto.

Dreißigster Sonntag.

Ich habe Otto versprechen müssen, das Märchen aufschreiben zu wollen, welches Tante Susanne erzählte, und das thue ich ihm gern zu Gefallen. Er schreibt stets von allen Tagen etwas, da kann er es nicht so gut. Tante erzählte:

Das Märchen von dem Dachs und der Handeule.

Es war einmal ein junger Dachs, der in einem großen Walde lebte, wo er einen sehr soliden und geräumigen Bau besaß, den er stets einen Palast, oder auch Dachshausen zu nennen flegte, als ob es ein Rittersitz sei. Wenn er von dem Walde sprach, sagte er immer: „In meinen Forsten,“ oder „auf meinem Gebiete.“ Die übrigen Dache lachten

ihn bei solchen Anlässen sehr spöttisch aus, weshalb er denn auch mit Fremden lieber verkehrte, als mit seiner Sippschaft.

Sein Freund, ein junger Fuchs, fragte ihn einst: „Weshalb er sich nicht verheirathe?“ — „Ja!“ erwiderte der Dachs, „ich könnte hundert Frauen bekommen, ich mit meinen Besizungen, mit Dachshausen, was ich ganz schuldenfrei besitze, mit diesen Feldern und Wäldern ringsumher. Allein die Jagd, was trägt die nicht ein, und wie leicht würde sie einer Hausfrau das Leben machen! Ich renommire niemals, aber ich will nicht Herr von Dachshausen sein, wenn ich nicht jährlich allein über dreihundert Mäuse fange, die hohe Jagd ungerechnet.“

„Weshalb denn aber?“ fragte der Fuchs wieder. — „Ja, sehen Sie, lieber Freund, wen soll ich heirathen? Ein Fräulein Dachs? Nein, das muß ich doch sagen, ein junger Mann mit meiner Figur und meinen Besizungen verlangt etwas mehr, als eine langweilige Frau. Und die Dachse sind höchst langweilig, das glauben Sie meiner Erfahrung.“

„Gut,“ sagte der Fuchs, „so sehen Sie sich in der Welt um und nehmen eine Andere.“

„Das will ich, das will ich eben, eine Frau, schlank wie eine Lanne, keine dicke, unbeholfene Dachsin.“

Der Fuchs lächelte ein wenig und bat höflich um die Erlaubniß, eine Maus erwischen zu dürfen, welche er in der Nähe witterte; der Dachs gab seine Zustimmung, und beide Freunde schieden von einander.

Einige Tage später begab sich der Dachs mit großer Vorsicht und sehr früh am Tage in die Stadt. Er wollte sich nach einer Frau umsehen; weit aber wagte er sich nicht allein, und blieb bei den ersten Häusern stehen, wo gleich seine Aufmerksamkeit gefesselt ward. Eine rüstige Hausmagd hatte einen noch ganz neuen Haarbesen an der Thür stehen lassen, und eine kleine Haar- oder Handeule lehnte daneben.

Der Dachs blickte den Haarbesen ganz entzückt an: „Ha,“ dachte er, „welche Taille, welche unendlich gerade und gute Haltung; das ist eine Frau, wie für mich geschaffen!“ Gleich darauf setzte er traurig hinzu: „Wie aber sollte es dieser feinen, aber wenn ich sagen darf, etwas steifen Gestalt gelingen, die Schlangenlinie der Dachshäuser Gänge zu passiren? Keine Möglichkeit!

Die stolze Schönheit würde alle Rippen bei dem Versuche zerbrechen. Nein, nein, ich werde meine Ansprüche bis zu dieser kleinen, guten Handeule herab stimmen müssen.“

Die kleine Handeule lehnte grazios an der Thür, und der Dachs machte ohne langen Eingang seinen Antrag, denn ein Dachs hat niemals Zeit in einer Stadt, weil er selber findet, daß er nicht hinein gehört. Er sprach jedoch nicht ganz ohne Eitelkeit von seinen Besitzungen, und namentlich von dem Schlosse, welches er als einen sicheren, höchst bequemen Aufenthalt schilderte. Auch der Jagd gedachte er in gedrängter Kürze; als die kleine Dame aber dazu gleichgültig, fast stupide aussah, kam er mit großer Wärme auf das Schloß Dachshausen zurück.

Die Kleine entgegnete: „Es giebt vielleicht kein Schloß in der Welt, wo nicht irgend Jemand aus meiner Familie sich befindet!“

„Desto besser,“ sagte der Dachs, „so wird die Großartigkeit meiner Einrichtung Ihnen gemüthlicher erscheinen, als ich hoffen durfte. Aber darf ich um eine bestimmte Antwort bitten?“

„Kommen Sie in acht Tagen wieder und holen sich das Sawort.“

„Nein,“ rief der Dachs entschlossen, „jetzt oder nie! Ich habe mein Leben gewagt, zu Ihnen zu gelangen, aber so etwas thut man nur einmal. So jung Sie sind, müssen Sie wissen, daß die Großen der Erde von Neidern und Feinden umringt sind, so auch ich; zwei Familien giebt es, welche ich zu fürchten habe, das Menschen- und Hundegeschlecht. Ich bin ein friedfertiger, gelassener Mann, der nur dann um sich beißt, wenn es sein Leben gilt, für mich aber ist Gefahr überall. Wollen Sie daher das Schloß, die Waldungen, mich selber, so geben Sie mir ohne Zögern die Hand und folgen Sie mir nach Dachshausen.“

Hand in Hand gingen nun jene Beiden dem Walde zu, und nur als sie am Eingange des Dachshauses sich befanden, ging der Dachs mit jener galanten und höflichen Bewegung voran, welche sagen will: „Ich gehe voran, weil Du den Weg nicht kennst, aber ich bitte Dich, mir zu folgen.“ —

Die gute Kleine blickte verwundert um sich: „Sehr dunkel ist es hier,“ dachte sie, „die Augen müssen sich

ordentlich daran erst gewöhnen, und," fügte sie, Spinnge-
webe an den Wänden entdeckend, hinzu, „daß ich noch nie-
mals hier war, das sieht man auch!“

Der Dachs zeigte jetzt, sehr befriedigt, die innere Ein-
richtung, den gemeinsamen Salon, einige Kabinette, die Vor-
rathskammer und sein Studirzimmer, einen ganz besonders
dunklen Raum, an dessen einem Ende sich ein Haufen trock-
ner Baumblätter und Moos aufgeschichtet fand. „Mein
Sopha!“ sagte er, darauf hindeutend mit einem graziösen
Lächeln. Die kleine Handeule schwieg, weil sie in Wahrheit
nichts darauf zu antworten wußte, und begnügte sich, mit
einer Art Genuß nach den Spinnweben hinzuschielen.

Die erste Sorge des Dachs war jetzt auf ein gutes
Mittagessen hingerrichtet; die Vorrathskammer war nicht
leer, und er schleppte herbei, was sie enthielt. Zu sei-
nem Erstaunen schlug seine kleine Gefährtin alles Darge-
botene aus, weshalb er sich verpflichtet fühlte, für Zweie
zu essen. —

Nach der Mahlzeit streckte er sich bequem auf den Bo-
den, und versiel in jenen Zustand, den man einen wachen
Schlaf nennen kann. Ein gewisses unangenehmes Gefühl

erweckte ihn aus diesem Behagen; er sah auf, der ganze Raum war in Staub eingehüllt. „Was beginnen Sie denn?“ fragte er seine Gefährtin etwas mißlaunig.

„Ich esse,“ entgegnete sie bescheiden.

„So wollte ich,“ entgegnete der Dachs, „daß Sie das abmachen könnten, ohne mich zu ersticken. Sie sind eine Welt-dame, das gebe ich zu, aber hinter den Bergen wohnen auch Leute, und wenn Sie mir das verzeihen wollen, darf ich behaupten, daß meine Manier, zu Mittag zu essen, zwar kostbarer, aber auch angenehmer ist, als die Ihrige.“

Jene Beiden lebten nun mit einander fort, wie zwei Wesen können, welche nicht im Mindesten zu einander passen und in jeder Neigung und Gewohnheit abweichen. „Die Welt hat ihr Gutes,“ sagte der Dachs mitunter zu sich selber, „aber ich wollte doch, ich hätte mich entschlossen, eine von Dachs zu heirathen, denn langweiliger zu sein, als eine Frau, welche Sand und Spinnweben frißt, ist doch auch nicht wohl möglich.“

Es war Winter und der Dachs zog sich oft Wochen lang in seine Studirstube zurück, um sich, wie er sagte, mit

sich selber über das Wohl des Staates zu berathen; da verleitete eine Unbesonnenheit oder Langeweile seine kleine Gefährtin, dort ihren Hunger stillen zu wollen.

Der Dachs lag mit geschlossenen Augen und sog an seinen Pfoten, recht das Bild eines Mannes, der ernsthaft nachdenkt; da auf einmal drang der wohlbekannte erstickende Dunst in seine Nase. Wie rasend fuhr er in die Höhe: „Donnerwetter, wer wagt es, mich zu stören, wenn ich studire!“ —

Seine Frau erkennend, sagte er sodann mit großer Würde: „Madame, Sie sind für die Welt geboren, ich für die gehaltvolle Stille eines denkenden Lebens. Kehren Sie in die Welt zurück, da Sie nicht ohne Qualm und Dampf zu leben vermögen. Mich und Dachshausen sehen Sie niemals wieder!“

Darauf reichte er der Kleinen mit vielem Anstande die Hand, führte sie bis an den Ausgang des Baues, machte ihr dort sein Compliment und sagte höflich: „Wenn Sie können, rathe ich Ihnen, Jemanden aus Ihrer Familie zu heirathen, denn Gleich und Gleich paßt zu einander.“ —

Vier Wochen später führte er ein Fräulein von Dachs

in sein Schloß, mit welchem er sehr vergnügt lebte, und das alle Annehmlichkeiten der Jagd zu schätzen wußte. Den Fuchs aber sah er niemals wieder, weil man, sagte er, nichts so sehr zu scheuen hat, als schlechte Rathgeber.

* * *

Herr Flohr erzählte uns auf unsere Frage, daß der Dachs ein gar sonderbarer Bursche sei, der einige Aehnlichkeit mit einem kleinen Bären habe. Er lebt als Einsiedler in einem Bau, den er sich auf's Bequemste einrichtet und mit Heu und Moos weich auspolstert. Junge Hasen und Vögel betrachtet er als Leckerbissen, doch verschmäht er auch Mäuse nicht und frißt im Fall der Noth sogar Früchte und Wurzeln. Dabei wird er dick und rund, lagert sich, sobald es kalt wird, in seinem Bau, steckt den Kopf zwischen die Beine, und schläft, unbekümmert um den Lauf der Welt, bis zum Frühjahr, während er von seinem eigenen Fette zehrt.

So, heute schreibe ich nicht mehr.

Wilhelm.

Einunddreißigster Sonntag.

Ganz etwas Neues habe ich zu berichten! Die kleine Französin ist da und heißt Josephine. Sie ist zwölf Jahre alt und ist natürlich größer als ich; sie hat ganz, ganz schwarzes Haar und große braune Augen. Als sie ankam, denn sie kam ganz allein, und war immer mit der Eisenbahn oder Diligence gefahren, und hatte nur Briefe mitgebracht aus dem Institute, an Prediger, die an dem Wege wohnen, für den Fall, daß sie krank werden möchte, und um dort mitunter zu schlafen und auszuruhen; als sie ankam, sah sie ganz furchtsam aus, aber Mama nahm sie in ihre Arme und küßte sie und brachte sie zu mir.

Daß sie so allein fortgekommen ist in der Welt und ganz vernünftig, darüber konnten Wilhelm, Otto und ich

uns nicht genug wundern. Die Eltern hatten Geld zur Reise nach Paris geschickt; das hatte man ihr gegeben und zugleich Alles aufgeschrieben, was die Beförderung kostet; und nun hatte sie in einem kleinen Buche Rechnung geführt und lange nicht alles Geld ausgegeben, sondern viel an Mama zurückgebracht.

Es war Abend, als sie ankam, und nachdem sie gegessen hatte, erlaubte Mama, daß ich mit Josephine auf ihre Stube gehen und ihren Koffer mit auspacken durfte. Das amüßte uns sehr. Auf jedes Stück, von welchem ich nicht wußte, wie es auf Französisch heißt, zeigte ich mit dem Finger, und dann sagte sie mir den Namen; darüber lachten wir sehr.

Einmal sagte ich etwas recht Dummes, und darüber schäme ich mich noch. Sie hat auch einen Kasten mit, und da fragte ich: „est ce là votre commodité?“ — Sie lachte sehr und sagte: „Non, chère Marie, c'est mon nécessaire.“ Das war recht unangenehm!

Ich sagte alle französische Worte, die ich kann, und so konnten wir uns doch verstehen. Meine kleinen Arbeiten zeigte ich ihr auch und sagte: „un pauvre garçon —

nous travaillons — envoyer à l'école — voulez vous aussi?“ — Das verstand sie doch und sagte: „oui, oui, de tout mon coeur.“ Wir waren noch lange nicht fertig mit Sprechen und Auspacken, da mußte ich zu Bette. Das war recht schade!

Am andern Morgen sah es schon ganz ordentlich aus in Josephinens Stube, als ich sie zum Frühstück abholte; es war schon Alles in die Schubfächer gepackt, aber sie sagte, daß sie mir Sonntag, wenn wir Beide Zeit hätten, ihre Sachen zeigen wolle. Ein kleines Gebetbuch, worin sie eben gelesen, zeigte sie mir, und darin hatte ihre Lehrerin geschrieben:

„Souviens toi, que Dieu est ton père.“

Das ist doch hübsch.

Nach dem Frühstück gingen wir mit den Brüdern in den Garten; Josephine konnte Otto gar nicht verstehen und zu Allem, was er sprach, sagte sie immer: „Ja, ja, ja!“ denn das ist das einzige deutsche Wort, was sie kann.

Die Brüder ließen uns bald allein, denn sie mochten nicht hören, daß wir Französisch sprachen, und so ging ich mit Josephine umher und zeigte ihr Alles, den ganzen Garten

und meinen kleinen Garten und denjenigen, den Otto und Wilhelm angelegt haben. Sie fand Alles sehr hübsch, den „charmant!“ sagte sie sehr oft. Wenn Josephine mit Mama und Tante Susanne Französisch spricht, das klingt hübsch; das geht aber sehr schnell, daß ich fast nichts verstehe. So schnell kann ich noch nicht. —

Mama hat einen Kummer gehabt; vor zwei Wintern fand man auf der Landstraße, aber etwas vom Wege ab, eine Frau mit Kindern im Schnee, aber die Frau war todt. Ihr Mann war ein Scheerenschleifer gewesen und war gestorben, und nun hatte sie mit ihren beiden Kindern in ihre Heimath zurückkehren wollen, ein Schneewetter hatte sie überfallen, und sie war gewiß eingeschlafen und vor Kälte gestorben. Das kleinste Kind starb einen Tag, nachdem man es aufgefunden, aber das ältere Kind, ein Junge von zwölf Jahren, lebte und war ganz munter. Für den wollte Mama sorgen.

Mama ließ ihn zu sich kommen, und wir besahen ihn auch; er hieß Johann Friedrich Lange, und war ganz erstaunt über unser schönes Haus und über die großen Spiegel; er hatte niemals früher einen großen Spiegel gesehen,

und befah sich darin und schnitt Gesichter. Otto sagte: „recht wie ein Affe,“ aber mir that es doch leid, daß er noch so dumm war.

Mama ließ ihn kleiden und gab ihn bei einem Tischler auf dem Lande in die Lehre, und ließ ihn auch die Schule besuchen, und er hatte es da sehr gut, sagte aber doch oft: „Immer hier bleiben, das mag ich nicht, das ist so still!“

Als wir den Sommer nach Blumenthal kamen, nahm Mama ihn nach dem Hofe, ließ ihn fleißig die Schule besuchen, und Herr Flohr unterrichtete ihn auch. Als er zuerst kam, mußten wir lachen; Mama hatte gesagt, er solle bei dem Reitknecht schlafen, er aber verkroch sich ins Heu und sagte: „Das thue ich nicht, wer weiß, was das für ein vornehmer Mann ist!“ Im Winter kam er wieder zu seinem Tischler.

Friedrich betrug sich immer gut; er lernte, er war fleißig und treu, aber lustig war er nicht, und sagte oft: „An einer Stelle immer bleiben, das gefällt mir nicht.“ Mama sagte damals: „Das ist die Wanderlust!“ — Nun jezt, vor ein paar Tagen, ist er fortgegangen, ganz heimlich und hat mit Kreide auf den Tisch geschrieben: „Ich danke

für alles Gute, aber bleiben kann ich nicht." Mama weinte, als sie das erfuhr, und sagte: „Der arme Knabe! Gott beschütze ihn.“ Otto sagte: „Mama, nun hast Du all Dein Geld vergebens ausgegeben.“ „Nein,“ antwortete Mama, „nicht vergebens, denn er hat Gott fürchten und lieben gelernt, und ein schlechter Mensch wird er gewiß nicht.“ Ich mußte auch darüber weinen.

Ob wir ihn wohl jemals wieder sehen, oder etwas von ihm hören werden? Herr Flohr wahr sehr ungehalten auf den Jungen, und gar nicht so geneigt, seine Flucht durch angeborne Wanderlust zu entschuldigen, wie unsere gute Mama. Er sagte, Friedrich habe sich jedenfalls als sehr undankbar erwiesen, und Undank sei ein schweres Laster. Er wollte ihm nichts Böses wünschen, aber dem Undankbaren gehe es selten gut. Herr Flohr mag wohl Recht haben; ich sage aber doch immer, wenn ich an ihn denke: der arme Knabe.

Marie.

Zweinndreißigster Sonntag.

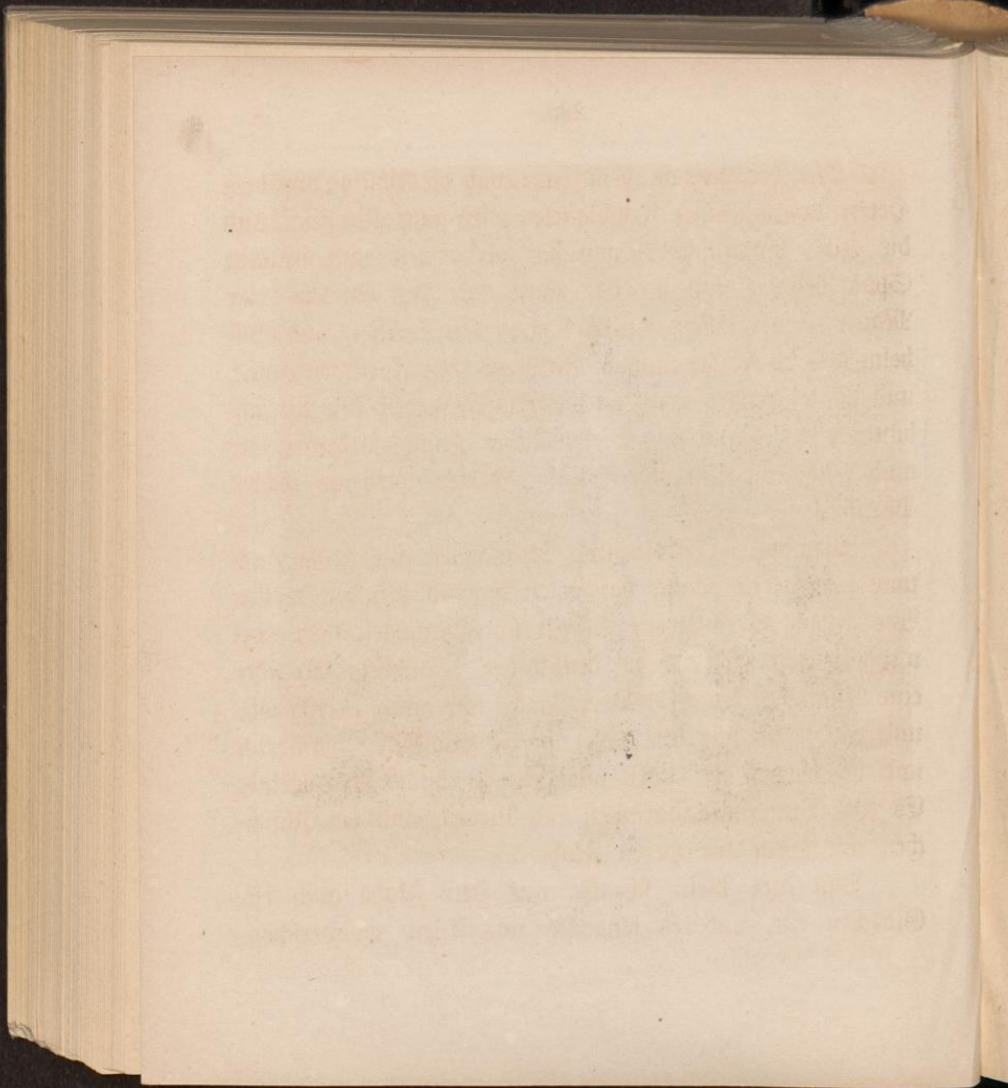
Ich fange gleich an mit:

Montag. An dem Tage wurden ein Ochse und zwei fette Kühe geschlachtet. Die armen Thiere dauerten uns freilich, aber Wilhelm und ich gingen doch hin, es mit anzusehen. Der Ochse war ungeheuer groß.

Papa erzählte, daß früher in den Reichsstädten das Einschlagen stets ein Fest gewesen sei; ein solcher Ochse wäre dann ausgeputzt worden, mit Blumensträußen und Bändern, und die Nachbarn wären gekommen, das prächtige Thier zu besehen und zu tagiren, wie viel es wohl wiegen könne. Darüber stritten sie hier auch; der Eine sagte so, und der Andere so viel, und als der Ochse am Ende gewogen ward, hatten sie Alle Unrecht.



Das Frühstück.



Wir bekamen an dem Tage auch die Bäume von dem Herrn Pastor; unser Fruchtgarten wird ganz allerliebft, und die gute, himmlische Mama hat uns einen ganz einzigen Spaß bereitet und an der einen Ecke des Gartens eine Mauer ziehen lassen, daran kommt ein Spalier, und Wilhelm und ich kaufen nun im Frühjahr zwei Aprikosenbäume, und die setzen wir dann an die Mauer, neben den Pflirsichbäumen des Pastoren. Bleibt Raum genug, so kaufen wir auch noch eine Weinrebe. Unser Garten wird ein rechtes Paradies. —

Dienstag. Wilhelm und ich machten eine große Fußtour mit Herrn Flohr, der einen Freund besuchen wollte. Wir gingen einen guten Schritt und brauchten doch zwei und eine halbe Stunde zu dem Wege. Nachdem wir über eine Stunde gegangen waren, kamen wir durch ein Gehölz, und dort setzten wir uns hin, um zu frühstücken; Wilhelm und ich trugen den Korb mit dem Frühstück abwechselnd. Es war Butterbrod darinnen und Birnen, und ein Fläschchen mit Wein für Herrn Flohr.

Von dem Wein schenkte uns Herr Flohr auch ein Gläschen ein, und es schmeckte uns Allen wunderschön.

Die Sonne schien so warm durch die Büsche, die doch noch grün sind und hin und wieder stand auch noch eine Blume und machte es lustiger aussehen. Im Grunde floß ein Bach und murmelte so niedlich, daß man ordentlich denken konnte, daß sei eine Sprache; Wilhelm sagte: „Das ist die Wassersprache,“ und weil wir doch einmal ruhten, sangen wir unser kleines Wasserlied:

„Das Wasser auf den Bergen
Ist gleich des Sennbub's Sinn,
Es kann sich nicht verbergen,
Und braust und tanzt dahin.

Das Wasser in den Thälern
Fließt ernst und träg dahin,
Es weiß nichts zu erzählen.
Profaisch ist sein Sinn.“

* * *

Herr Flohr kannte das Lied noch nicht. „Ein großer Dichter hat es nicht verfaßt,“ sagte er lächelnd.

„Nein, das glaube ich wohl,“ erwiderte ich, „dichte Du eines, auf denselben Gegenstand.“ „Ich will es versuchen,“ sagte er, „kann Euch aber gleich jetzt ein anderes hübsches Gedicht vortragen:

Du Bächlein, silberhell und klar,
 Du eilst vorüber immerdar,
 Am Ufer steh' ich, sinn' und sinn',
 Wo kommst Du her, wo gehst Du hin?
 „Ich komm aus dunklem Bergeschooß,
 Mein Lauf geht über Blumen und Moos,
 Auf meinem Spiegel schwebt so mild,
 Des lieben Himmels freundlich Bild,
 Drum hab' ich frohen Kindersinn,
 Es treibt mich fort, weiß nicht wohin,
 Wer mich gerufen aus dem Stein,
 Der, denk' ich, wird mein Führer sein.“

Nach dem Frühstück marschirten wir weiter, immer tapfer darauf los; am Ende erreichten wir das Dorf, wo Herrn Flohrs Freund Prediger ist.

Der Freund ist noch ganz jung und hat noch keine Frau; er freute sich ungeheuer, daß wir kamen; aber nicht

lange, so lief er in die Küche und ich hinterher. Er sagte zu der Köchin: „Liese, ich habe liebe Gäste bekommen, was haben wir denn zu essen?“ „Milchsuppe, Herr Pastor.“ „Milchsuppe? das ist schlimm! nun, was weiter?“ „Kartoffeln in der Schale, und Wurst dazu,“ „Wurst? das lasse ich mir gefallen, aber koche doch ja nicht zu wenig und schicke zu den Kartoffeln auch Schinken außer der Wurst.“ „Ich kann ja auch noch Pfannenkuchen backen.“ „Richtig! das ist ein prächtiger Einfall! Pfannenkuchen mit Pflaumenmuß, das macht die Milchsuppe wieder gut.“ — Damit lief er ganz fröhlich in's Zimmer zurück und sagte zu Herrn Flohr: „Ihr bekommt ein ganz prächtiges Mittagessen; indessen das aber gekocht und gebacken wird, zeige ich Euch die Kirche und alle Merkwürdigkeiten.“

Die Kirche ist sehr freundlich und hübsch, und an der Kanzel und dem Altare befindet sich noch künstliches Schnitzwerk aus alter Zeit, was man jetzt wieder so schätzt. Wir besahen es auch sehr aufmerksam. Mit den Merkwürdigkeiten war es nur Spaß; sie bestanden aus einem ganz, ganz alten Bauernhose, an dessen Giebel eine Kutsche mit

vier Pferden geschmigt ist, und daneben steht ein Bers, den ich aber vergessen habe.

Nachmittags tranken wir Kaffee in einer Weinlaube; das Wetter war wunderschön, und Wilhelm und ich bekamen auch Kaffee; Herr Flohr sagte: „Weil wir Reisende wären.“ Abends kamen wir um neun Uhr zurück, sehr müde, aber sehr lustig. —

Mittwoch. Während der Stunden passirte etwas sehr Spaschhaftes; ich hatte mir ein Glas mit Wasser hingestellt, wie ich immer thue, wenn wir Latein lernen, und wie ich etwas gar nicht begreifen konnte, wollte ich trinken und nahm, ganz in Gedanken vertieft, mein Dintenfaß statt des Glases, und bemerkte dies erst, als ich es an den Mund setzte. Wir lachten ungeheuer darüber, Herr Flohr auch, obgleich er sonst Spaß in den Stunden nicht liebt. An dem Tage wurden Bürste gestopft, auch kleine, für Wilhelm, Marie und mich. Bei der Schlachterei schenkt Mama auch immer den armen Leuten Manches; die kommen dann mit ihren Töpfchen zu der Haushälterin und holen es ab.

Donnerstag. Das war ein Tag, wie es viele giebt.

Wir lernten und liefen umher; aber Abends fuhren wir im Eselwagen, Josephine auch mit, zum ersten Mal. Das war ganz lustig; verstehen kann sie mich noch immer nicht recht, und weil sie stets glaubt, daß ich ihr widerspreche, kommt sie dann immer mit ihrem: „Sa, ja, ja,“ das ist zum Todtlachen. Gewöhnlich antworte ich: „Nein nein, nein!“ —

Freitag. Wir pflanzten allerlei Sträucher in unserem Garten, der jetzt schon recht allerliebste aussieht. Die Himbeeren pflanzen wir an ein kleines Geländer von Fichtenstäben; das sieht so ordentlich aus, und wir haben es selber zusammengesetzt, unter Herrn Flohrs Anleitung, der eigentlich Alles versteht.

Sonnabend. Wiederholung des in der Woche Erlernen, Arbeit im Garten, gewippt, gelaufen, gesprungen und gesungen. Damit Holla.

Otto.

Dreihunddreißigster Sonntag.

In der verflossenen Woche fuhren wir nach dem Gute des Herrn von Langen, da wo die kleinen Herrn Pappelo und Lappelo wohnen. Die beiden kleinen Jungen freuten sich so, da wir kamen, recht als ob wir Spielgefährten für sie wären. Otto riefen sie gleich: „Herr Rackero!“ und der war auch gleich bei der Hand mit seinen lustigen Späßen. Wir waren Alle sehr vergnügt, und es ist so besonders hübsch dort. Der Garten ist sehr groß, und es ist eigentlich kein Garten sondern ein Park, und darinnen ist ein großer Teich, der ganz aussieht wie ein See, und auf demselben sind zwei Böte, ganz bunt gemalt mit gelben, rothen und blauen Rändern, und die Ruder sind weiß gemalt und so, als ob sie mit rothem Bande umwickelt wären; das sieht sehr lustig aus.

Auf dem Teiche hatten wir viel Vergnügen; es war ein ganz warmer Tag, obgleich wir schon im November sind, und wir fuhren lange auf dem Wasser, denn Otto und ich haben rudern gelernt von Herrn Flohr. Wir vertheilten uns in den Bötten, in dem einen saßen Herr Flohr und Otto, Marie und Josephine, in dem andern ich, Tante Susanne und ein Gärtnerbursche, der mit rudern helfen sollte; weil ich ruderte und also eine Hauptperson war, habe ich mich auch zuerst genannt.

Anfangs fuhren wir ganz still auf dem Teiche umher, und da viele schöne Bäume am Ufer stehen, sah es so hübsch aus, wie die Sonne durch das gelbe und rothe Herbstlaub schien; nur einige Erlen hatten noch grünes Laub. Auf einmal hörte ich im andern Boote lachen, und sah nun gleich, daß sie uns überholen und vorbeirudern wollten. Tante Susanne schrie ordentlich, als sie das sah; „leide das nicht, leide das nicht!“ rief sie und trampelte mit ihren kleinen Füßen.

Der Bursche und ich ruderten, was wir nur konnten, und er hatte tüchtige Kräfte; aber Herr Flohr spaßt auch nicht, wenn er etwas will. Tante Susanne band ihr Schnupftuch an die Spitze ihres Sonnenschirms und sagte:

„Wenn man von Piraten verfolgt wird, muß man die Flagge aufhissen.“ Vom anderen Boote riefen sie aber: „O ho! die wollen parlamentiren; sie ziehen die weiße Flagge auf!“ „Tante, hörst Du das?“ sagte ich; da ward Tante aber ganz eifrig, band ihr kleines buntes Cravat Tuch ab, und an den Schirm, und das ließ sie nun flattern. „Das ist die Preussische Flagge,“ rief sie; „hoch Preußen!“

Wir amüsrten uns prächtig; aber ich habe mich fast nie so geängstigt, denn ich wollte doch nicht, daß Tante die Schande haben sollte, daß ihr Schiff sich ergeben müsse, und sie war ganz so hitzig, als ob es Ernst sei.

Wenn die Anderen ganz nahe kamen, flüsterte sie mir zu: „Schlage nur tüchtig mit dem Ruder in's Wasser, denn wenn sie naß werden, bleiben sie wohl zurück.“ Das that ich denn auch, und Herr Flohr ward dadurch gezwungen etwas zurück zu bleiben, damit Marie und Josephine nicht durchnäßt würden. Otto schrie immer dazwischen: „Rudere doch, so rudere doch, dies ist ja eine Regatta!“ — Tante Susanne rief dagegen: „Ach, was Regatta! hier gilt es die Ehre meines Schiffes, und das Schiff, welches ich befehlige, soll niemals die Flagge streichen.“ Ich lachte ungeheuer,

und dazwischen ängstigte ich mich auch, und der Bursche mir zur Seite machte es ebenso.

Wie lange das so gedauert haben würde, weiß ich nicht, wenn Mama nicht endlich am Ufer erschienen wäre. „Aber Susanne,“ rief sie, „das ist ja nicht vernünftig, kommt nur jetzt an's Land.“ „Geschwind an's Land, Wilhelm,“ flüsterte Tante mir zu, „und dann wollen wir den Andern das Landen schwer genug machen!“ In einem Nu waren wir am Ufer. „Bleibe im Boote stehen,“ flüsterte Tante, „und wenn sie nahen, so schlage tüchtig mit dem Ruder in's Wasser, auf meine Verantwortung.“

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, und als Herr Flohr ganz ahnungslos mit seiner Gondel anlangte, setzte ein Schlag in's Wasser von meiner Seite, der ihn ganz mit Wasser benetzte, ihn in nicht geringes Erstaunen.

„Laß das, Wilhelm!“ rief er ernsthaft; aber kaum hatte er das ausgesagt, so warf Tante Suschen, plumps, plumps, plumps, drei große Steine in's Wasser, daß das Wasser hoch in die Höhe spritzte. Herr Flohr lachte hell auf und sagte: „Ich sehe wohl, daß wir noch als Feinde betrachtet werden, und so muß ich wohl die Stillstands-

flagge aufziehen!" Er ließ darauf sein Schnupftuch in die Luft flattern, und nun legte ich mein Ruder nieder, und gestattete ihnen zu landen. Mama kam jetzt auch herbei und schalt Tante ein wenig. „Nein,“ sagte sie, „ein Mädchen von achtzehn Jahren und so kindisch noch!“ — Eigentlich aber war das doch nicht Mama's Ernst, denn sie freut sich immer, wenn Tante vergnügt ist.

Gleich nach dem Essen mußten wir zurückfahren, weil die Tage jetzt so kurz sind; vorher hatten wir noch viel Spaß mit den beiden Kleinen. Josephine spielte mit ihnen und dabei sprach sie, aber natürlich französisch, und darüber wurden die kleinen Burschen ganz wüthend. „Sprich doch ordentlich,“ riefen sie, „das ist ja dummes Zeug, ich kann Dich nicht verstehen.“ Sie sagte dann ihr: „Ja, ja, ja,“ weil es aber dabei blieb, versetzte der eine Kleine ihr eine Ohrfeige, die sie aber ganz freundlich aufnahm.

Als wir am Abend nach Hause kamen, fand Papa Briefe vor, und es ist jetzt festgesetzt, daß wir noch vierzehn Tage hier bleiben. Dazu sage ich Hurrah!

Wilhelm.

Vierunddreißigster Sonntag.

Ich habe wieder ein Märchen zu schreiben, denn Tante hat uns eines erzählt, weil es gestern so furchtbar regnete, daß wir gar nicht in's Freie konnten. Das Märchen heißt: Der Ordenstag der Thiere. Als Tante erzählte, sagte sie: „Nun passe gut auf und erzähle wieder, mit meinen eigenen Worten.“

Der König der Thiere, der mächtige Löwe, hatte einst einen Ordenstag ausgeschrieben, und dabei angeordnet: Jeder, welcher einen Orden wünsche, solle selber seine Thaten aufzählen, erstlich: weil er sich selber am besten kennen müsse, und zweitens: weil ein König nicht Alles wissen könne.

Das ganze Thiergeschlecht versammelte sich auf einer prächtigen Ebene; zuletzt erschien der Löwe mit stolzem An-

stand, stellte sich auf eine kleine Anhöhe und überblickte die zahlreiche und glänzende Versammlung, welche er durch ein leises Neigen des Hauptes begrüßte. Zunächst dem Throne standen die Großen des Reichs, die man zugleich die Rebellen nennen konnte, die Tiger, die Hyänen und Panther, welche die Herrschaft des Löwen nicht anerkennen; schnaubend und zähnefletschend standen sie umher.

Der Löwe warf einen Blick auf diese gefährlichen Vassallen, und sie anredend, sagte er sodann: „Meine sehr verehrten, mächtigen und kräftigen Herren, es bedarf keiner Aufzählung Ihrer Verdienste, ich kenne dieselben, und verleihe hiermit den drei ältesten Gliedern, aus den Familien Tiger, Hyäne und Panther, den Orden.“ Sene drei Familien ließen ein Geheul vernehmen, welches die friedlichen Thiere in lebhaften Schrecken versetzte, und stürmten sodann ohne weitem Dank über die Fläche hin, in ihre Wälder zurück. —

Nach der Entfernung jener gefürchteten Personen schien der Löwe freier zu athmen; seine Haltung ward fester, sein Auge stolzer. „Tretet vor, ohne Unterschied des Ranges!“ rief er mit seiner vollen Donnerstimme.

Zur allgemeinen Verwunderung erschien zuerst ein kleiner schlanker Iltis mit anmuthiger Verbeugung auf dem Schauplatz. „Aus welchem Grunde glaubst Du den Orden zu verdienen?“ fragte der König ernst.

„Majestät, um einer That aufopfernder Liebe willen! Wir Alle wissen ja, daß das Leben ein Sammerthal ist, und ich, als ein schon etwas bejahrter Herr, weiß besonders ein Wörtchen davon mitzureden. Deshalb dauern mich die jungen Geschlechter, die sich das Leben als ein Rosenthal vorstellen. Ach, arme Kreaturen! — Die weichen und zarten Geschöpfe kommen bekanntlich am schlimmsten weg im Leben, und diese Berücksichtigung hat mich bewogen, sechs-zehn jungen, schönen Tauben den Kopf abzureißen. Die sind nun über alle Noth des Lebens hinweg, und das verdanken sie mir!“

Der König sah finster auf den Supplikanten und antwortete: „Das Leben ist ein Gut, aber keine Last, ich liebe solche verkehrte Liebesdienste nicht. Kein Orden!“

Sekt trat demüthig ein Fuchs hervor. „D,“ sprach er, „wohl theile ich die Ansicht meines hohen Herrn. Ja, Majestät, das Leben ist ein Gut, und diese Ueberzeugung

hat mich zu einer der edelsten Thaten bewogen, welche jemals Einer der von Fuchs begangen haben mag. Ew. Majestät, ich bin ein schlichtes, bescheidenes Wesen, geräuschlos durchheile ich die Wälder und suche die Großen der Erde, die Menschen, nicht auf, ich vermeide sie sogar, obwohl ich sagen darf, daß sie mich mitunter auffuchen. Setzt aber bin ich gezwungen, von mir selber zu reden.

Es war an einem schönen Abende, als ich, meinen Gedanken über die Natur nachhängend, am Strande eines Dorfes leichten Schrittes dahin schlenderte. Mein natürlicher Hang zur Schwärmerei hatte mich mein Abendessen vergessen lassen; ich war noch ziemlich weit von Haus und dachte eben daran, daß es meiner guten Frau vielleicht Sorge bereiten werde, wenn ich mit leerem Magen heim käme, denn man weiß ja, daß es auch in der bester Haushaltung mitunter an Fleischvorräthen fehlen kann. Als ich nun so dachte, flatterte aus den Büschen ein Huhn hervor, unschuldig wie die liebe Jugend denn ist, mit einem weißen Kleide angethan. Ha! fiel mir da ein, das ist vielleicht ein Mittel, der lieben Frau eine Sorge zu erleichtern! Ich sprang zu und das Huhn befand sich in meinem

Munde, ich bediene mich dieses Ausdrucks, weil es in meines Königs Gegenwart unpassend erscheinen müßte, Maul zu sagen.

Jeder weiß, daß gute Bissen im eignen Hause am besten schmecken, weil man sie da in Ruhe und ohne Zwang verzehrt; deshalb tödtete ich das Huhn nicht, sondern trug es mit einer gewissen Zartheit im Munde fort. Auf dem Heimwege mußte ich an einem Teiche vorüber; der Mond stand im vollen Glanze, seine Strahlen beschienen das stille, klare Wasser, kein Lüftchen regte sich, die Natur . . ."

Die schwärmerische Beschreibung des Fuchses brachte einigen Aufruhr unter die Thiere; der Wolf trappelte, der Bär brummte, andere heulten oder gähnten, weshalb der Löwe eine Tasse, Ruhe gebietend, emporhob und zu dem Fuchse gewendet sagte: „Laß die Natur und fasse Dich kurz.“ —

„Ja, Ihre Majestät, aber eben der Natur verdanken wir unsere herrlichsten Thaten, und jener Anblick, der meine Seele erweichte, würde den festesten Mann gerührt haben. Es war ein Anblick, ein Anblick! kurz, ein Anblick! — Ich sah den Teich an, ich sah den Mond

an und dachte: „Das Leben ist doch schön!“ „Ha!“ sagte ich mir weiter, „und dies junge Geschöpf in Deinem Munde soll demselben so bald entsagen? Und es hat vielleicht einen Verwandten, einen Freund, was weiß ich, der es betrauern wird. Nein, den Gedanken ertrage ich im Mondschein nicht; besser, daß der Magen leidet, als das Herz!“ — Und so denkend, öffnete ich den Mund, und das beglückte Suhn flatterte davon. — Weiter sage ich Ew. Majestät, nichts!“

Der Löwe schwieg einen Augenblick wie zweifelhaft und sagte dann: —

Eben als ich sagen wollte, was der Löwe sprach, kommen die Brüder, mich zum Spazierengehen abzuholen; aber Otto hat mir versprochen, daß er das Märchen ausschreiben will.

Marie.

Fünfunddreißigster Sonntag.

Marie will durchaus nicht zugeben, daß das Wort des armen Löwen in seinem königlichen Maule stecken bleiben soll, und so muß ich ihr wohl den Gefallen thun, und das Märchen fertig schreiben. Ich soll aber auch noch hersehen, daß Tante Susanne ihr dasselbe doch habe vorsagen müssen, denn sie habe die Geschichte wohl gewußt, aber nicht die Worte. Nun also:

Der Löwe sprach: „Eine lobenswerthe That, aber etwas schwulstig vorgetragen, da indessen eben eine solche That einem Fuchse sehr schwer werden mag, so sei Dir — — —“

Bevor der König ausgeredet hatte, vernahm der beglückte, lächelnde Fuchs zu seinem unnennbaren Schrecken

vom nächsten Baume eine glucksende Stimme, welche sehr vernehmlich rief:

„Glauben Ew. Majestät ihm nicht; der Herr Fuchs gewährte im Mondschein einen Jäger, der eine Flinte auf ihn angelegt hatte, und als der Schuß, puff! losging, sperrte er vor Schrecken das Maul auf, und ich rannte davon. Der Jäger hatte zum Glück Keinen getroffen.“

Ehe der Fuchs sich noch zu vertheidigen vermochte, winkte der Löwe so verachtend mit seiner Tazze, daß jener es für gerathen hielt, seinen Rückzug anzutreten. Bevor er jedoch die Ebene verließ, sandte er verstohlen dem kleinen weißen Hühnchen einen Blick zu, vor welchem die Federn desselben sich sträubten. —

Manche Thiere traten jetzt nach einander vor, mancher Orden ward begehrt, aber auch versagt.

Da gewährte der König, als er etwas gelangweilt über seine Unterthanen hinblickte, einen Hund mit ganz zerbissemen Maule und blutendem Ohre, und zu einem der Kämmerer, einem Hasen, sich wendend, sagte er: „Sehen Sie gleich hin, und erkundigen sich, wer der Kerl dort ist, mit dem blutigen Maul, was er will, und wie

er sich unterstehen kann, sich so vor mir zu präsentiren.“ —

Giebt es zwei Familien, welche auf keinem guten Fuß mit einander stehen, so sind es die Familien Hase und Hund, weshalb denn auch der kleine Kämmerer sich ganz glücklich an den Hund heran machte und ihm unter dem Schutze des Tages ein schiefes Maul schnitt, indem er sagte:

„Se. Majestät schicken mich zu Ihnen, und wollen wissen, wer Sie sind?“

Der ehrliche Hund, dem das Blut zu Kopfe stieg vor der Unverschämtheit des Hasen, und der im Stillen dachte: hätte ich Dich hier allein! erwiderte ruhig und mit schöner Offenheit: „Ich bin ein Neugieriger.“

Der Hase lachte auf eine beleidigende Weise.

„Se. Majestät wünschen ferner zu wissen, bei welchem Familienfeste man Ihnen die Ohren abgerissen hat?“

„Die Wunden, welche Sie sehen, habe ich in einem ehrlichen Kampfe davon getragen.“

Der Hase verfügte sich zu dem Löwen zurück, und statete Bericht auf seine Weise ab; des Königs Auge flammte.

„Also die Hunde können niemals im Frieden leben?
— Bringet diesen Burschen hierher, zu den Stufen meines
Thrones.“

Also geschah es, und der Hund, den Alle angafften
und dem Alle auswichen, erschien mit gesenktem Haupte
vor seinem Herrn; die allgemeine Aufmerksamkeit war auf
diesen Punkt gerichtet, doch wollten Einige bemerkt haben,
daß ein so eben erst dekorirter Wolf sich über die Ebene
in den Wald zurückgezogen habe.

Den Hund mit ruhiger Hoheit anblickend, fragte der
Löwe: „Mit wem hast Du gekämpft?“

„Mit einem Wolf.“

„Bei welchem Anlaß?“ fragte der König stehend.

„Er überfiel die Herde meines Herrn.“

„Fiel er Dich an?“

„Nein, die Schafe meines Herrn.“

„War Dein Herr zugegen?“

„Nein, er kam herzu, als wir im Handgemenge
waren.“

„Du hast Dich tapfer gewehrt!“

„Ja.“

„Was geschah weiter?“

„Mein Herr hatte eine Flinte und erschoss den Wolf; mir wusch er später das Blut ab, lobte mich und gab mir ein Stück Brod mit Käse, aber er mußte es mir einweichen, denn ich konnte nicht beißen.“

Der König befahl, dem Hunde ein reiches Halsband anzulegen. „Du bist ein braver Bursche,“ sagte er, „und ich wollte, ich hätte viele so ehrliche Kämpfer, als Du bist, in meiner Umgebung! Für heute aber ist der Ordenstag beendet.“

Von allen Seiten beglückwünschte man den Hund, der sich still und ohne Seitenblick auf den Hasen seinen Weg durch die Menge bahnte. Das Halsband aber erbte fort von Geschlecht auf Geschlecht bis auf den heutigen Tag.

* * *

Darüber bin ich ganz aus meiner Tagesordnung gekommen, Marie ist Schuld daran. Uebrigens wollte ich

doch, das Märchen wäre länger, denn ich hätte gern gewußt, was die übrigen Thiere vorgebracht haben. Wir haben aber Alle Tante Susanne gebeten, doch nächstens einmal ein Märchen von einem Prinzen und einer Prinzessin zu erzählen. „Was, sagte sie, „sind Euch meine Thiere nicht gut genug?“ „Ja, Tante, aber nur Einmal von einem Prinzen!“ Ja sagte sie nicht, aber sie nickte.

Nun noch Ein Sonntag, dann müssen wir fort von hier und in die Stadt; wir sind alle traurig darüber. Mama sagt oft: „Ihr thörichten Kinder habt es ja doch auch dort so gut.“ Ja gewiß, aber die Stadt ist doch nicht das Land, hier ist es viel hübscher, und wir kennen alle Menschen und alle Thiere so gut.

Freilich sind wir im Vergleich zu anderen Kindern sehr glücklich zu nennen, und dafür wollen wir auch immer recht dankbar sein. Wie wenigen ist es vergönnt, nach den kurzen, kalten und oft recht häßlichen Wintertagen hinaus auf's Land zu eilen, und sich in Gottes freier Natur tagtäglich herumzutummeln. Wenn wir im Frühjahr herauskommen, stehen alle Bäume noch in voller Blüthe, und Alles wächst

dann gleichsam unter unsern Augen, und jeder Tag bringt neue Lust. O, wie herrlich ist es auf dem Lande!

Ade! Ade!

Bis ich Dich wiederseh'!

Einige Arbeiten haben wir jetzt fertig, ich drei Körbe, und die will Josephine überkleben; sie und Marie haben auf Carton ganz kleine Blumen gestickt, die kommen auf den Boden des Körbchens, einer wird weiß mit Goldrändern, einer hellblau mit Silberstreifen und einer rosa mit Silber. Wilhelm hat eine Garnwinde gedrechselt und sechs kleine Döschen, Marie und Josephine haben sechs Nadelkissen fertig und vier Nadelbücher; wie das werden wird, weiß ich nicht recht, denn Tante kann doch nicht Alles kaufen. Nächstens veranstalten wir eine Ausstellung, und dann muß sie sich darüber erklären.

Otto.

Sechshunddreißigster Sonntag.

Otto will gern, daß ich nachholen soll, was er nicht gekonnt, und von jedem verflossenen Tage der Woche erzähle; das will ich denn auch, obgleich ich das eigentlich nicht gewohnt bin. Von der Woche, die nicht so beschrieben werden konnte, hätte Otto doch nicht viel erzählen können, denn viel Besonderes fiel nicht vor, nur daß wir am Sonntag Nachmittag auf unserem Wagen Aepfel zu der Frau Pastorin fahren durften; Mama schickte sie ihr. Die Stühle waren abgenommen, Otto saß neben mir, und wo sonst die Stühle sind, standen Körbe mit Aepfel, lauter prächtige, gelbe und rothe Aepfel. Die Frau Pastorin freute sich sehr, und unten im Wagen lagen auch noch ein Hase und Krammsvögel; sie konnte sich auch wohl freuen! Nun also:

Montag haben wir unsere Ausstellung gehabt, sehr hübsch! Mama hatte ihr Vorzimmer dazu hergegeben; in der Mitte stand ein runder Tisch, mit einem weißen Tuch bedeckt, und das hatten Marie und Josephine allerliebste ausgedacht; sie hatten nämlich einen dicken Kranz von Epheublättern um den äußeren Rand des Tisches gelegt, dann kam, dicht daran gelegt, einer von den hochrothen Blättern des wilden Weins, und endlich einer von ganz gelben oder gelb und grün punktirten Blättern; es sah ordentlich prächtig aus. In der Mitte stand meine Garnwinde, und alles Andere stand und lag um dieselbe herum. Als der Aufputz fertig war, sagte die kleine, gute Marie, die immer umhersprang und hüpfte, und uns Alle vor Freude küßte: „Nun hole ich einen Teller und stelle den auf den Nebentisch, vielleicht bezahlen die hohen Herrschaften ein kleines Eintrittsgeld, aber ich sage nichts.“ Das that sie denn auch, und dann lief sie mit Josephine hin, die Eltern, Tante Susanne, Herrn Flohr und den Inspektor herbei zu holen.

Alle fanden unsere Ausstellung wunderhübsch, und Mama sagte — nein, vorher muß ich noch erzählen, daß

Jeder etwas Geld auf den Teller legte, Papa recht großartig. Mama sagte also: „Ach, das gebe ich gar nicht zu, daß Tante Alles kauft, wir wollen jetzt gleich Auktion anstellen. Herr Inspektor, wollen Sie ausrufen?“ — Das wollte er gern, und es wurde ein kleines Brett geholt und ein Hammer, damit er zuschlagen könne, und nun fing es an. Wir jubelten so, daß Papa Ruhe gebieten mußte.

Ein Nadelfissen machte den Anfang; der Inspektor rief: „Ein Nadelfissen, sehr hübsch, gehäkelt oder gestrickt oder gestickt, denn das kann ich nicht unterscheiden, acht Groschen als Einfaß.“

„Halt! Halt!“ rief Mama, „das ist ja entsetzlich leichtsinnig; ein Groschen Einfaß.“

Der Inspektor wiederholte: „Ein Nadelfissen, ein Groschen Einfaß.“

„Zwei!“ rief Tante Suschen.

„Drei!“ Mama.

Der Inspektor sagte: „Drei Groschen sind geboten, drei Groschen, drei Groschen zum Ersten . . .“

„Und zwei Pfennige!“ rief Tante.

„Pfui!“ sagte Mama, „das ist doch zu kleinlich, ich gebe vier Groschen.“

„Vier Groschen!“ sagte der Inspektor.

„Und drei Pfennige!“ Tante.

Nun ward Mama ganz wild: „Nein, mit den abscheulichen Pfennigen! fünf Groschen! aber das ist erschrecklich viel Geld.“

„Fünf Groschen zum Ersten, fünf Groschen — —“

„Und drei Pfennige!“

„Fünf Groschen und drei Pfennige, fünf Groschen und drei Pfennige sind geboten, zum Ersten, zum — —“

„Sechs Groschen!“ rief Mama.

„Und einen Pfennig!“

„Kinder!“ rief Mama, „rollt mir schleunigst einen Lehnstuhl her, ich werde ganz schwach von den Pfennigen; aber Tante soll nicht ein Stück bekommen, wenn sie so bettelhaft bietet. Sieben Groschen!“

„Sieben Groschen, sieben Groschen sind geboten —“

„Und einen Pfennig!“

„Acht Groschen!“

„Und zwei Pfennige.“

Da trat Papa heran und sagte: „Ein Thaler ist geboten.“ — (O wie jubelten wir!)

„Und einen Pfennig!“

„Gut,“ sagte Papa, „jetzt ist es hoch genug, ich biete nicht mehr.“

Der Inspektor rief: „Ein Thaler und ein Pfennig sind geboten — Niemand mehr? — Ein Thaler und ein Pfennig — zum Ersten, ein Thaler und ein Pfennig — zum Zweiten und — zum Dritten!“ — Bums, fiel der Hammer nieder. O, so haben wir fast nie gelacht und gejubelt! Tante besah das kleine Kissen und sagte: „Das ist noch viel zu wohlfeil, ich hätte noch mehr Pfennige dafür gegeben.“ „Ja,“ sagte Papa, „aber vielleicht nicht mehr Thaler.“

Mama wehte sich Luft mit ihrem Schnupftuche zu und sagte: „Die Pfennige haben mich ganz erhist, damit komme mir nur nicht wieder, das halte ich nicht aus.“

Nun ward weiter verkauft, und so lustig! Mama bekam fast Alles, denn sobald Tante mit Pfennigen bot, sagte Mama: „Nun sollst Du es gar nicht haben, jetzt

gebe ich meinen letzten Groschen, damit Du es nicht bekommst.“

Papa kaufte einen Korb und zwei kleine Döschen, der Inspektor einen Korb und ein Nähmadelbuch. Als Alles zusammen gerechnet ward, hatten wir 13 Thaler und 8 Groschen. O, wie fleißig wollen wir sein, damit bald wieder Auktion sein kann. Als Mama fortging, sagte sie: „In einem so theuern Laden war ich noch niemals, ich habe mich ganz ruiniert, und werde gewiß im Winter das Theater gar nicht besuchen können.“ „Ja,“ sagte Tante, „das kommt davon, wenn man den kleinen, bescheidenen Leuten ihren Pfennigkauf nicht gönnt; ich habe nur zwei Thaler ausgegeben.“

Marie flog der Tante um den Hals und sagte: „Tante Susanne, Tante Susanne, Dir verdanken wir die große Freude, Du hast Dir das Alles ausgedacht.“

Tante Susanne küßte Marie und dann Otto und mich ebenfalls, und erwiderte: „Kommt jetzt auf meine Stube, dort wollen wir Alles berechnen, was Ihr ausgelegt habt für die angefertigten Arbeiten, denn das bekommt Ihr zurückbezahlt, damit Ihr wieder Auslagen bestreiten könnt.“

Wir holten unsere kleinen Anschreibebücher, Tante rechnete Alles mit uns durch, und Jeder bekam, was er ausgelegt; den Rest des Geldes schloß Tante in ihren Schreibtisch ein, nachdem sie den Betrag angeschrieben. „So,“ sagte sie, „nun will ich Euch noch sagen, daß wir einen Knaben ausgemittelt haben, dessen Versorgung ihr übernehmen könnt. Er heißt Christian, ist ein guter Junge, hat sieben Geschwister und sein Vater ist Tagelöhner hier im Dorfe. Ihr könnt damit anfangen, ihm einen einfachen, aber warmen Winteranzug zu schenken; die Hemden, die er hat, können seine Geschwister bekommen, Marie und Josephine können ihm andere nähen und auch Strümpfe für ihn stricken, dabei will ich auch helfen. Ihr Knaben könnt indessen schon wieder fortarbeiten, für einen zweiten Verkauf. Eine Rechentafel und einige Bücher muß er auch haben. Das Alles wollen wir ankaufen, sobald wir in die Stadt kommen.“

„Tante,“ rief Marie, „wie alt ist denn der Junge, und wie sieht er aus?“

„Er ist zehn Jahr alt und sieht aus wie ein frischer,

gutmüthiger Bauernknabe. Er kommt heute Nachmittag, ich habe ihn herbestellt.“

Christian kam auch, und wir mochten ihn gern leiden und waren höchst vergnügt darüber.

Donnerstag. An dem Tage legten wir noch die letzte Hand an unseren Garten, namentlich an den Brunnen. Das haben wir noch ganz anders eingerichtet; wir haben uns nämlich eine große Tonne gekauft, die ist eingegraben, und in diese fließt das Wasser. Ein paar Eimer haben wir uns auch angeschafft und sind jetzt so ziemlich mit Allem versehen. Ueberall, wo die frische Erdarbeit am Wall gesunken war, haben wir nachgeholfen; auf dem Wall ist eine Hecke von Weiß- und Rothdorn gepflanzt. Ich wüßte gar nicht, jemals einen hübscheren Garten gesehen zu haben. Im Winter müssen wir freilich noch sparen zu Gartenbänken, die haben wir nicht. Otto und ich überlegten recht bei der Arbeit, wo und wie wir noch besser sparen könnten.

„Geh' diesen Winter nur nicht zu oft zum Conditior,“ sagte ich.

„D bewahre!“ antwortete er, „ich bin ja kein sol-

ches Kind mehr; wir haben Beide zwei schlimme Ausgaben, ich den Schuster, weil ich beständig die Spitzen meiner Stiefel durchstoße, und Du Deine Tauben, weil Du stets meinst, jede neue Sorte haben zu müssen; das ist doch eigentlich recht überflüssig."

"Diesen Winter will ich gar keine neuen anschaffen, aber hebe Du nun auch die Füße etwas besser, und thue das Deinige auch." Das versprach er. —

Mittwoch. An dem Tage fuhren wir alle vier in unserem Eselwagen zu dem Herrn Pastor, um Abschied zu nehmen. Wir wurden sehr freundlich empfangen, und die Frau Pastorin saß eben mit ihren Kindern und ordnete die Haselnüsse für den Winter in kleine Kästchen; ein Fäßchen mit Wallnüssen stand auch dabei. Wir halfen mit aus-hülsen, und die Frau Pastorin war so freundlich und ließ Frühstück für uns bereiten, Eiermilch, Semmel mit Butter und mit Honig, und Birnen. Es schmeckte uns ganz wunderbar, und hernach halfen wir wieder.

"Sa," sagte die gute Frau Pastorin, "bei uns geht es fleißig her; wir haben schon viel Obst gebacken, aber morgen und übermorgen muß wieder geschält werden. Dann

später sind die Hülsenfrüchte auszuschothen und auszulesen, und noch später wird geschlachtet, da wird gehackt und geschabt, da werden Würste gestopft und später Lichte gezogen. Und endlich gegen Weihnachten, da kommen die Stollen, die Lebkuchen und Pfeffernüsse. Wißt Ihr noch? Meine Kuchen gefielen Euch immer.“

Wir nickten Alle und lächelten. „Ja,“ sagte sie, „da Ihr so freundlich dazu ausseht, werde ich wohl ein Kistchen mit solchen Herrlichkeiten an Euch absenden müssen. Ihr könnt in der Stadt ja viele schöne Kuchen kaufen, aber Kuchen, die Eure alte Freundin gebacken hat, habt Ihr dort doch nicht.“

Wir jubelten sehr und das machte der Pastorin Spaß. Nach zwei Stunden mußten wir leider fort; wir wären gern geblieben, und sie hätten uns gern behalten, aber es ging nicht, wir hatten zu lernen.

Donnerstag. Wir machten gemeinschaftlich einen Spaziergang in's Holz, um Abschied zu nehmen; dort aber hatte der Herbst schon tüchtig gehauset, fast alle Blätter waren von den Bäumen geschüttelt und lagen braun und gelb in den Wegen, die dadurch ganz unwegsam waren; Vögel sah

und hörte man wenig, aber hin und wieder hingen noch Krammstovogeldohnen. — Als wir nach Hause zurückkehrten, besuchten wir den Hühnerhof und dann später unsre Wippe. Josephine und Marie setzten sich auf das eine Ende, Otto stand in der Mitte, und ich setzte mich auf das andere Ende der Wippe. Das ging prächtig! Otto erhielt immer das Gleichgewicht. Mama meinte hernach, als wir es erzählten, das sei ein kaltes Vergnügen gewesen, aber uns frorgar nicht. —

Freitag gingen wir zu den Leuten, die wir mitunter aus unserer Sparbüchse unterstützten; zu Sochen und seiner Frau auch. Marie und Josephine hatten aus abgelegten Kleidern von Marie Schürzen genäht und Halstücher, und trugen jede ein kleines Bündel unter dem Arm, Otto und ich auch, von unsern abgelegten Kleidern, die Mama uns zu verschenken erlaubt. Für unsern Sohn wollen wir einkaufen, sobald wir in die Stadt kommen, der Dorfschneider hat ihm schon Maaß genommen. Ehe wir fortreisen, kommt er noch, uns Lebewohl zu sagen.

Sonnabend. Großer Päcktag! Wir mußten alle Schubfächer aufräumen und Alles sondern. Dann ging

es an's Packen; jeder bekam seinen eigenen Koffer für Kleider, Wäsche und Bücher; wir mußten Alles selber zusammen- und einlegen, unter Herrn Flohrs Leitung, denn Mama kann keine Unordnung leiden, und „Ihr müßt das Alles lernen,“ sagte sie immer. Aber jetzt muß ich schließen. Morgen reisen wir; Otto singt schon immer:

„Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus.“

Da, wenn er Herrn Flohr mitrechnet, sonst sind wir nur zwei. Und von reiten ist vollends nicht die Rede; nicht einmal in unserm lieben Eselwagen dürfen wir bis zur nächsten Station fahren. Da werden zwei große Wagen ganz voll gepackt, und wir müssen Stunden lang auf dem engsten Raum ganz still sitzen, wir, die wir nach Beendigung des Unterrichts stets die größte Freiheit hatten, und uns nach Herzenslust im Freien herumtummelten. Ach Gott! wenn nur die ersten 14 Tage vorüber wären. Nach und nach gewöhnt man sich auch wieder an's Stadtleben; das wissen wir schon aus Erfahrung.

Wilhelm.

Siebenunddreißigster Sonntag.

Jetzt sind wir hier in der Stadt; das war ein schwerer Abschied, als wir fort und hierher fuhren! aber doch ist es hier auch ganz lustig. In den letzten Tagen und als Mama einpackte, machte ich sie oft ungeduldig, denn ich guckte in alle Schiebfächer, die sie aufzog, und sagte dann: „O, Mama, was ist das?“ und „O, Mama, wie ist das hübsch!“ — Mama ward dann ganz ungeduldig und rief: „Stecke doch nicht Deine kleine Nase in Alles, und plage mich heut nicht.“ Ich bekam aber doch Manches dabei geschenkt: kleine Stückchen Band, und Flor und Seidenzeug, was ich noch sehr gut für meine Puppen und meine Arbeiten gebrauchen kann. Josephine freute sich jedesmal, wenn ich mit einem neuen Stücke ankam; manchmal hatte

ich eine ganze Schürze voll, aber davon mußten wir dann auch Vieles wegwerfen.

In den ersten Tagen war es hier nicht sehr angenehm, weil noch so viel weggepackt und eingeräumt werden mußte, und wo Josephine und ich uns blicken ließen, hieß es oft: „Bleibt auf Eurem Zimmer, und steht nicht im Wege.“ Wir machten uns dann auch davon, aber traurig. Am zweiten Nachmittag, als es eben schon dämmerig ward, hatte Tante Susanne Mitleid mit uns; sie kam mit den Brüdern an und sagte: „Ist es auch gemüthlich bei Euch, habt Ihr auch ein helles Feuer?“ — „Ja, Tante, ja!“ — „Nun dann will ich kommen und mein Prinzen- und Prinzessinnmärchen erzählen, da meine ehrlichen Thiere Euch nicht gut genug sind; aber nehmt Euch in acht, sie werden sich schon dafür rächen! Die Hunde werden Euch beißen, die Katzen kragen, die Hasen umrennen, die Pferde schlagen, die Kühe stoßen, die Bären auffressen, die —“

„Halt! halt! Tante,“ rief Otto, „nun ist's genug, wir sind ja schon todt!“

„Gut; nun kommt mein vornehmes Märchen und heißt:

Prinz Rokko und Prinzessin Sol.

Prinz Rokko und Prinzessin Sol waren Geschwister und liebten sich so innig und zärtlich, wie Geschwister sich stets lieben sollten, aber nicht immer thun. Sie lebten nur für einander; waren sie beisammen, so war Alles ihnen recht und angenehm, trennte man sie dagegen, so gab es keine Freude, welche sie aufzuheitern im Stande gewesen wäre. Dies war bereits Uebertreibung, welche nach und nach zunahm und in Unvernunft ausartete. Eine Fee hatte Gevatter bei ihnen gestanden, und als diese einst sich herabließ, ihre Pathen zu besuchen, erregte diese Einigkeit der Geschwister ihr die heftigste Langeweile.

„Nein,“ rief sie, „das ist der langweiligste Zustand, den ich kenne! Es ist recht gut, sich lieb zu haben, nur anders muß es sein, nur etwas beweglicher; nicht ohne einander leben zu können, ist zu abgeschmackt; ich werde ihnen beweisen, daß es sehr gut angeht, denn von jetzt an sollen sie während zweier Jahre nimmer mit einander zusammentreffen.“ Nachdem die Fee dies Selbstgespräch gehalten, machte sie allerlei Zeichen in der Luft, zerrupfte eine schöne

Rose und warf die eine Hälfte der Blätter nach der einen, die andere nach der anderen Seite, zog dann mit ihrem Stabe einen Strich dazwischen, und nahm bald darauf Abschied von ihren Pathen, die Hand in Hand neben ihrem Wolkenwagen standen und mehr mit einander als mit der mächtigen Fee beschäftigt waren, welche, ohne daß sie dies muthmaßten, den Stab des Unheils über sie geschwungen.

Als die Geschwister, nachdem die Fee, von schönen Flamingos davon gezogen, nur noch als rosenrothe Wolke am Horizonte schwebte, in ihren Palast zurückkehren wollten, war es, als wenn eine unsichtbare Wand sich zwischen sie schöbe. Willenlos ging der Prinz hier, die Prinzessin dort hin, um während zweier Jahre nimmer zusammen zu treffen. Es war ein stetes Suchen, aber kein Finden; mitunter gewahrten sie einander, wie man ferne Schatten über den Weg schweben sieht, den man betreten will, nimmer fand jedoch ihr Suchen ein Ziel. Dennoch ermüdeten sie nicht; dasselbe Ziel, Einer den Anderen vor Augen, dachten, lebten, athmeten sie nur für den Wunsch, sich zu finden. Keine nützliche Thätigkeit nahm sie in Anspruch, kein Fleiß, kein Bestreben Gutes zu wirken, keine Zerstreung, welcher Art dieselbe sein

mochte. So lebten sie fort, und verloren zwei Jahre ihres Lebens, weil sie suchten, was nicht zu erreichen war.

Als die Zeit verfloß, erschien die schöne rosenrothe Wolke abermals am Himmel, und die Fee stieg am Palaß ihrer Pathen aus. Abermals zerrupfte sie eine Rose, diesmal jedoch die Blätter nach einer Seite streuend, und augenblicklich erschienen ihre Pathen vor ihr, entzückt, hingegriffen von der Freude, sich wiederzusehen, und darüber ihre mächtige Beschützerin vergessend. Diese berührte den Boden mit ihrem Stabe, und auf der Stelle standen Prinz Rocco und Prinzessin Sol einander regungslos gegenüber.

Die Fee richtete sich in ihrer ganzen Höhe vor ihnen empor und sagte mit Würde: „Zwei Jahre Frist gestattete ich Euch, einsehen zu lernen, daß es andere Lebenszwecke giebt, als diejenigen, nur seinen Wünschen und einer verkehrten, einseitigen Richtung zu folgen. Vernünftige Zuneigung beglückt, Affenliebe macht verrückt, und der Wunsch, einzig für das nur zu leben, was uns als das Angenehmste erscheint, ist keines Menschen würdig. Daher“ — sie berührte die Geschwister mit ihrem Stabe, — „werdet in Wahrheit, was ihr der Gesinnung nach seid, beschränkte

Geschöpfe, die nur für den Tag leben und an keine Zukunft denken."

Der Stab der Fee verwandelte jene Beiden in ein Paar reizende, blaue Gesellschaftsvögel, welche, munter in den vergoldeten Käfig fliegend, der für sie bereit stand, sich dicht an einander schmiegt und von dem Augenblick an ihr Leben harmlos in einem goldenem Ringe hinschaukelten.

* * *

Als Tante auserzählt hatte, sagte ich: „Nun höre, Tante, das will ich Dir sagen, das Märchen kann ich nicht leiden, dafür mußt Du ein anderes noch erzählen.“

„Nun, siehst Du, kleine dumme Person,“ antwortete Tante Susanne, „meine Thiere kannst Du nicht leiden, und meine Menschen verstehst Du nicht, was willst Du denn aber? — Dies ist ein sehr niedliches Märchen, was ich mir eben ausgedacht.“

„Ja, Tante, wenn Du es Dir ausgedacht hast! Du mußt es gelesen haben, sonst kann es ja natürlich nicht hübsch sein. In dem Märchen müssen goldene Schlösser vorkommen, und Kleider ganz aus Diamanten, und wunder-

schöne Prinzen und Prinzessinnen, so schön, daß man ganz blind wird, wenn man sie nur ansieht.“

Tante Susanne lachte und erwiderte: „Nun, ich will ein Märchen noch erzählen, weil jenes so kurz war, gefällt Dir das dann auch nicht, so mußt Du Dich nach einer anderen Erzählerin umsehen. Dies Märchen heißt:

Palast und Hütte.

In einem Herbstabend saß eine arme Frau an ihrem Heerde und spann; neben ihr saßen ihr Sohn und ihre Tochter und schnitzten Kienspäne, und auf dem Feuer stand ein Topf mit Kartoffeln, welche zum Abendessen dienen sollten.

„Mutter,“ sagte das Mädchen, „ich wollte, Du kochtest einmal Hirsebrei; wir essen jeden Tag Kartoffeln. Sa, wenn Butter dazu käme oder Salz nur, das wäre etwas Anderes.“

„Martha,“ entgegnete die Mutter, „woher soll ich denn die Hirse nehmen? Unser kleiner Verdienst reicht dazu nicht aus; wenn ich den Zins für die Hütte hier bezahlt habe, wenn wir Alle gekleidet sind, dann danke ich Gott, wenn ich

für die letzte Zeit im Jahre nur Kartoffeln anschaffen kann. Ach, wir sind arme Leute! Ja, die Reichen, die haben es gut, die haben keine Sorgen und kleiden sich prächtig, gehen spazieren und essen Braten und Kuchen, und schlafen, bis die Sonne hoch am Himmel steht. — Das sind recht die Lieblinge des Himmels, wir dagegen sind arme, trübselige Wesen, um die sich keine Seele bekümmert.“

„Mutter,“ sagte der Knabe, zu ihr aufblickend, „wir sind doch gesund!“

„Ja, die liebe Gesundheit, das ist auch Alles; wenn wir auch noch krank dazu wären, was sollte dann werden, es ist so schlimm genug. Das sage ich immer, reich und vornehm, das möchte ich sein!“

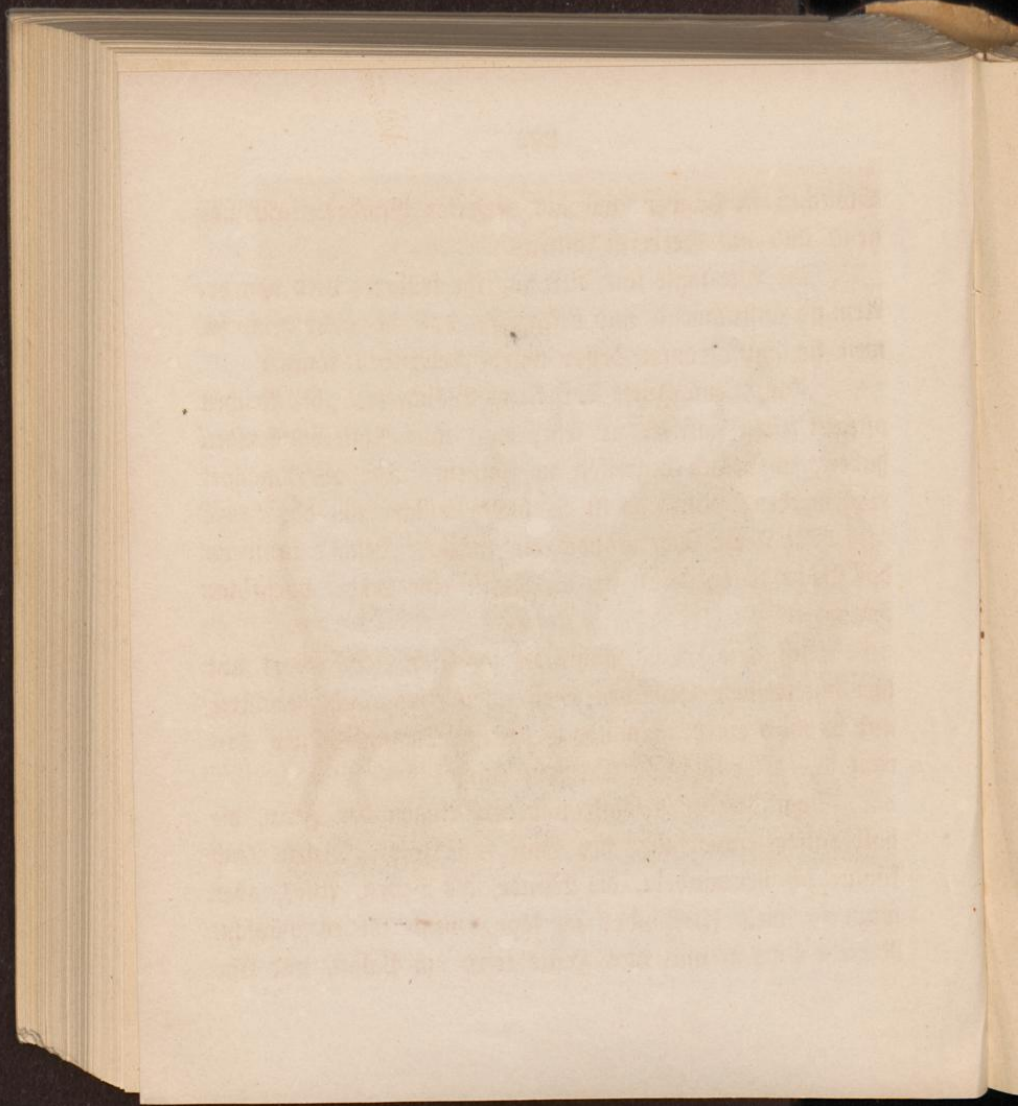
„Mutter, sagte der Knabe wieder, „wenn Du Dich dazu nur schicktest!“

„Narr, so wie ich hier sitze in meinen schlechten Kleidern nicht, wenn ich aber Geld hätte, schaffte ich mir Alles an, Kleider und Leute, Kutsche und Pferde. Da solltest Du einmal sehen!“

Bevor der Knabe antworten konnte, öffnete sich die Thür, und ein kleines, kleines Männchen trat ein, mit einem



Palast und Hütte.



Stöckchen in Händen, sich als verirrter Wanderer ankündigend und um Herberge bittend.

Die Alte sagte ihm diese zu, ihr früheres Lied von der Armuth anstimmend und beklagend, daß sie nicht reich sei, weil sie ihn alsdann besser würde bewirthen können.

„Hm,“ entgegnete der kleine Wanderer, „die Reichen pflegen selten gastfrei zu sein; man muß Noth empfunden haben, um Noth begreifen zu können. Ihr aber möchtet reich werden? Nun, da ist ja nichts leichter wie das?“ —

Die Frau lächelte doch ein wenig: „Leicht? ja wenn das leicht wäre, da wäre ich längst eine reiche, vornehme Frau.“

„Ich sage Euch, nichts ist so leicht. Ich darf nur hier mit meinem Stöckchen jenen alten Binsensstuhl berühren, und es wird ein prachtvoller Sessel mit Sammetpolster daraus. — Ihr lacht? Da seht einmal her!“

Das Wunder geschah vor den Augen der Frau, die halb entsetzt emporfuhr; der Gast fuhr fort: „Diesen Tisch könnte ich verwandeln, die Wände, die Betten, Alles, aber wozu so viele Umstände? ich sage, wenn ihr es wünscht, R r r r r r r, und diese Hütte wird ein Palast, und Ihr

sieht sofort prächtig gekleidet mit Euren Kindern und mir, Eurem Gaste, an einer wohlbesetzten Tafel."

"Lieber, goldener Herr," rief die Frau, „sagt sagt schnell einmal R r r r r r r!"

"Mutter, Mutter," rief der Knabe, „bitte um ein Bauerhaus, nur bitte um keinen Palast, was sollen wir darinnen?"

Die Mutter hieß ihn heftig und unwillig schweigen; Jener sprach seine Zauberformel, und wie er gesagt, befanden sich Alle urplötzlich in einem prächtigen Palast, an einer mit seltenen Speisen besetzten Tafel.

Mutter und Kinder schauten entzückt und verwundert umher; die Mutter und das kleine Mädchen empfanden eine scheue Freude, der Knabe einen scheuen Schmerz.

"Nun, da wären wir, Frau Gräfin," sagte der kleine Wanderer, „und ich dünkte, wir aßen jetzt zu Abend."

"Bin ich eine Gräfin?" fragte die Frau und lachte etwas albern.

"Allerdings. Befehlen sie doch, daß man die Suppe am Nebentisch auffülle."

"Was soll ich sagen?" fragte sie leise und ängstlich.

„Nun, was ich gesagt habe.“

„Ich befehle, daß man die Suppe am Nebentisch auf-
fülle.“

Das geschah; Bedienten brachten die Teller, und man schickte sich an zu essen, der Gast mit sicherer Nachlässigkeit, die übrigen zagend und ängstlich. Das kleine Mädchen verbrannte sich sogleich den Mund und spie erschrocken die Suppe auf den Teller zurück, der Knabe blies in den Löffel, daß der Inhalt umher spritzte, und die Mutter, welche das Alles doch ungeschickt fand, schluckte die Suppe, fast daran erstickend, hinunter, und aß natürlich ohne Wohlgefallen. So ging es in verschiedener Weise fort, bis das Essen beendet war.

Der Gast führte die Gräfin in ein anderes Zimmer.

Nein, ich kann nicht mehr schreiben, das muß Otto thun, die Finger schmerzen mich.

Marie.

Achtunddreißigster Sonntag.

Das thut Otto aber nicht; ich kann doch nicht stets Mariens Märchen auserzählen und mir dadurch meine Tagesordnung stören lassen. Wilhelm thut das vielleicht, denn für den kann es gleich sein.

Montag. Das war ein ernsthafter Tag, denn Herr Flohr stellte ein Examen mit uns an; das geschieht immer, wenn wir auf's Land hinaus ziehen, und wenn wir in die Stadt zurückkehren. Papa und Herr Flohr waren beide recht zufrieden, und als Alles vorüber war, und Wilhelm und ich allein, fielen wir uns um den Hals, so froh waren wir, und Marie kam herzu gesprungen, und hing sich auch an uns und jubelte. Wir waren wohl vergnügt, aber wir mochten an dem Tage doch nicht so umher toben,

wie sonst, und als ein armer Junge kam, dem schenkten wir zusammen einen Silbergroschen, weil es uns so gut gegangen war.

Dienstag. Wir gingen mit Tante Susanne in Kaufläden, und kauften ein für unseren Sohn. Ich durfte den Geldbeutel tragen, aber darin blieb zuletzt nicht viel. — Es war ein Wagen vom Gute hereingekommen, und der sollte den Einkauf mit zurücknehmen und an den Schneider abgeben. Von Neujahr an geht Christian für unsere Rechnung in die Schule. Tante Susanne näht jetzt Hemden für ihn, denn Mariens und Josephinens Hülfe ist nicht weit her, da sie jetzt so viel Weihnachtsgeschenke arbeiten.

Der Kaufmann, von dem wir Alles einkauften, dachte anfangs, es solle für mich sein; er war ganz verwundert, und sagte endlich: „Diese Sachen sollen doch nicht etwa für den jungen Herrn hier?“ — Tante Susanne lachte und antwortete: „Nein, aber für seinen Herrn Pflegetsohn.“ Das war zu spaßhaft, und wir lachten auch Alle. — Abends ließ Mama uns in's Schauspiel gehen, und wir sahen: „Zopf und Schwert.“ Das machte Wilhelm und mir Spaß, so das ganze Soldatenwesen und ganz besonders der König,

Stein, 52 Sonntage.

und wie er sich Stiefel und Rock ausziehen läßt. Marie hatte nicht Alles so verstanden, die hätte lieber ein anderes Stück gesehen.

Marie war zum ersten Mal im Theater, und das war sehr komisch. Als der Vorhang aufgezogen ward, sagte sie mir leise: „Ist das ein großer Tisch, worauf sie stehen?“ Sie konnte sich in Alles nicht recht finden, und die Anzüge der Königin und Prinzessin gefielen ihr noch am Besten.

Mittwoch. Wir hatten an dem Tage zuerst eine Turnstunde wieder, und zuletzt fochten wir mit dem Fechtmeister. Der war unzufrieden, daß wir Manches vergessen hatten, und versetzte uns tüchtige Püffe; ich konnte meine Arme kaum rühren, als es vorbei war. „Ja,“ sagte er, „durch Schaden muß man klug werden; wer fechten will, muß aufpassen lernen, denn da kann es leicht um Leben und Gesundheit gehen.“

Herr Flohr wollte sich auf dem Lande oft mit uns üben aber gewöhnlich hatten wir keine Lust; jetzt wollte ich, wir hätten es gethan, denn mit der Schlappe, die wir heute abbekamen, wird es wohl nicht überstanden sein, und obendrein lachten uns die übrigen Knaben tüchtig aus. Man muß sich

ja überwinden können, und das kann ich auch, aber einige Mal hätte ich weinen können, so weh that es.

Am Nachmittage machten wir einen großen Spaziergang mit Herrn Flohr, und sehr bald war es dunkel, und wir verirrtten uns im Holze. Herr Flohr sagte: Wenn ich sehen könnte, wollte ich bald die Richtung finden.“ Aber wir sahen uns kaum unter einander; Wilhelm sagte einmal: „Wenn hier nun Räuber wären!“ „Wenn,“ erwiderte Herr Flohr, „aber dafür brauchst Dir nicht bange zu sein.“

Als wir so fortgingen, hörten wir ein Knistern in den Büschen; wir standen und horchten, da war Alles still, wir gingen weiter und wieder knisterte es. Herr Flohr rief: „Ho! ho! ist Jemand in der Nähe?“ — Alles still; wir gingen weiter, abermals Geknistern. Herr Flohr rief nochmals: „Wir haben den richtigen Weg zur Stadt verloren, ist Niemand da, der uns zurecht zeigen kann?“ — Alles still anfangs, zuletzt drang es wie Weinen aus den Büschen. Nun sagte Herr Flohr mit seiner sanftesten Stimme: „Fürchtet Euch doch nicht, und kommt hervor, wir sind ehrliche Leute.“ Da weinte es lauter, und ein Kind, was sich beim Holz sammeln verspätet, kam aus dem Gebüsch hervorgekrochen.

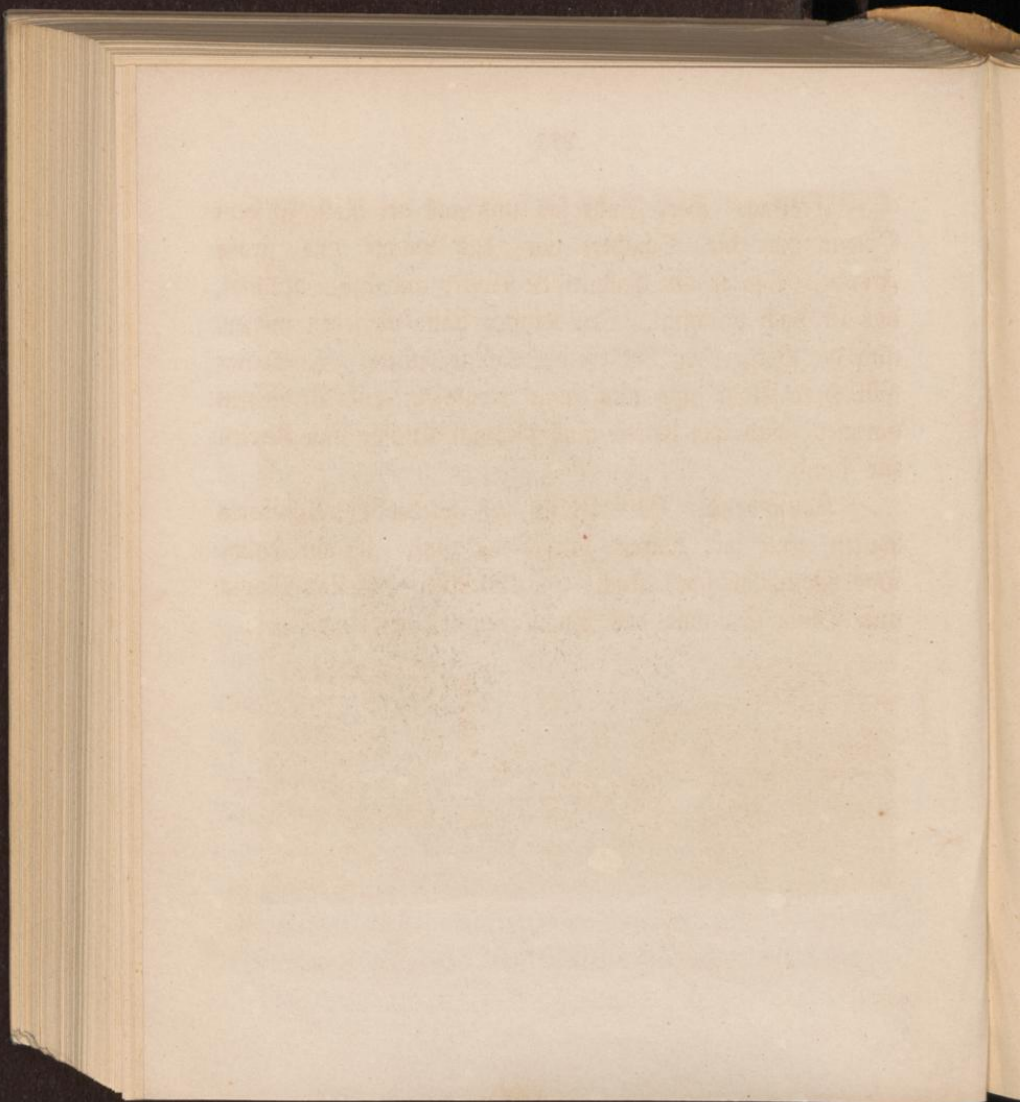
Es war ein Mädchen, und Herr Flohr fragte: „Kind, wo kommst Du so spät her?“ „Die Last Holz war mir zu schwer, ich konnte so rasch nicht gehen, da ward es finster.“ „Du hättest weniger Holz aufladen sollen.“ „Ja, da schlugen sie mich, wenn ich nach Hause komme.“ — Herr Flohr nahm ihr den Holzbündel ab und hing ihn sich über den Rücken, dann faßte er die Hand des Mädchens und ging mit ihr voran. Ich hörte, daß er lachte und zu sich sagte: „Das ist ein schönes Mittel, vorwärts zu kommen!“

Endlich, endlich fanden wir den Weg, und nun ging's vorwärts, so schnell das Mädchen konnte, die doch die Schwächste von uns war. In der Stadt wußte sie gleich Bescheid. Herr Flohr schenkte ihr noch Geld, da dankte sie und ging. Herr Flohr sagte: „Diesmal waren wir ein Werkzeug in Gottes Hand, das arme Kind aus Noth und Angst zu erlösen.“ Wir sprachen viel von unserem Abenteuer und was wir Alles dabei gedacht hatten. Mama hatte uns schon vermißt und sich beunruhigt. —

Donnerstag. Ganz gewöhnlicher Tag, von welchem sich nur sagen läßt, daß wir Mittags eine Apfeltorte hatten.



Ein Abenteuer.



Freitag. Herr Flohr las uns aus der Reise in dem Orient von Dr. Schubert vor; das machte uns große Freude. Wie er am Catharinen-Kloster am Sinai anlangt, das ist doch prächtig! Das Kloster hätte ich sehen mögen, und die Berge, wo Jethro die Schafe hütete. — Später will Herr Flohr uns auch von Serusalem und Bethlehern vorlesen, und wir hatten auch diesmal Kupfer und Karten zur Hand.

Sonnabend. Herr Flohr las wieder in Schuberts Reisen, und wir waren ganz Feuer und Flamme dabei. Das ist ein hübsches Buch! — Am Abend spielten Mama und Tante Susanne das Buchstabenspiel mit uns.

Otto.

Neununddreißigster Sonntag.

Die kleine, gute Marie bittet mich, das Märchen weiter zu erzählen, denn sie will gern in der nächsten Woche ihren Geburtstag beschreiben; da muß ich ihr ja wohl den Gefallen erzeigen.

„Nachdem das Essen beendet war, sah man recht, daß die gute Frau und ihre Kinder nicht für ihre neue Lage paßten; das kleine Mädchen wischte sich den Mund höchst unbefangen auf dem Ärmel ihres schönen Kleides ab, und der Knabe bediente sich dazu der Hand; die Mutter dagegen, welcher der kleine Herr den Arm gab, ging auf eine Weise neben ihm, als ob sie noch die Holzpantoffeln trüge, an welche sie gewöhnt war.

Der Kaffee, den die Bedienten jetzt umher reichten,

setzte die Gräfin, wie man sie nannte, in das größte Erstaunen. „Kaffee, nach dem Abendessen?“ fragte sie verwundert.

„Nicht doch, meine gute Gräfin,“ erwiderte der kleine Gast, „wir haben soeben Mittag gegessen.“

„Wann aber geht man denn hier zu Bette?“

„Wenn man sich sehr früh zur Ruhe begiebt, um eils Uhr, sonst nach Mitternacht. Jetzt aber muß ich mich Ihnen empfehlen; Geld werden Sie in jenem Schranke im Ueberfluß finden, Vorräthe, Bedienung, Wagen und Pferde, Alles ist vorhanden, Sie sind eine reiche, vornehme, glückliche Frau!“

Nachdem der kleine Herr gegangen und die Gräfin sich mit ihren Kindern allein befand, stieß sie einen schweren Seufzer nach dem andern aus. Ihr Sohn sagte endlich: „Mutter, weshalb seufzest Du doch? Der fremde Herr sagt ja, daß Du eine glückliche Frau bist, und in unserer Hütte bist Du so traurig doch selten gewesen.“

Abermals seufzte die Mutter. „Marcus,“ sagte sie, „das ist eine bedenkliche Sache. Hier fühle ich mich gar nicht glücklich, das kannst Du wohl denken; ich fürchte mich

vor den großen Herren, die meine Diener heißen; ich denke doch, daß sie über mich lachen, und das weiß ich auch, daß Du und Martha und ich, daß wir Alle nicht hierher passen.“

„So laß uns gehen, Mutter,“ sagte der Knabe, „wir haben ja unsere Hütte.“

„Unsere Hütte, liebes Kind, das ist es eben. In unsere alte, räucherige Hütte zurückkehren, — ach, das ist sehr schwer, wenn man eine Gräfin war und einen Palast und Geld in Menge hatte! Ja, dürften wir von dem Gelde hinwegnehmen!“

„Es gehört Dir ja, Mutter,“ sagte Martha, „und wir wollen alle Taschen tüchtig voll pfropfen; ich will forttragen, so viel ich nur kann.“

„Nein, mein Kind, das geht nicht; bin ich keine Gräfin mehr, gehört das Geld mir auch nicht. Seht, ich will Euch sagen, was ich denke: daß ich murrte, Andere beneidete und mit meiner Lage nicht zufrieden war, das war gewiß recht verkehrt, und aus Strafe habe ich jetzt Alles bekommen, was ich mir wünschte und meinen Mitmenschen nicht gönnte. Ja, eine Strafe ist es, denn ich fühle mich

nicht glücklich hier, und mag doch auch nicht zurück in unsere frühere ärmliche Lage. Was soll nun daraus werden?“ —

„Mutter,“ entgegnete der Knabe, „wenn ich wäre wie Du, da würde ich denken, Alles sei ein Traum gewesen, und mich freuen, in der alten Hütte wieder zu erwachen. Wir sind ja auch nicht so gar arm, wir haben die Hütte, den Garten mit zwei Aepfelbäumen, einen Nußbaum und Birnbaum, und ferner haben wir die Ziege, was wollen wir eigentlich mehr? — Mir deucht, wir waren sehr glücklich; was sagst Du, Martha?“

„Ich sage ja, Marcus,“ entgegnete das kleine Mädchen, „und ich schäme mich, etwas Anderes begehrt zu haben, als Kartoffeln. Das ist ja purer Uebermuth, und wenn ich meine Hände ansehe und meine Füße, da merke ich leicht, daß ich zu etwas Bornehmem nicht geboren bin. Du und ich, Marcus, wir sind für die Arbeit geboren, das ist gewiß!“

„Lieben Kinder,“ sprach die Mutter, „gar Mancher ist reich, und weiß es nicht, so ergeht es mir; ich bin sehr reich, denn ich habe Euch, und so will ich mir denn Alles aus dem Sinne schlagen, und demüthig um die Bergünstigung bitten, wieder eine arme Frau sein zu dürfen.“

Sie schloß beide Kinder in ihre Arme; da war es ihr, als ob eine Wolke sich vor ihr Antlitz lagerte, und als sie nach einer Weile die Augen aufschlug, fand sie sich in ihrer Hütte, vor dem Heerde wieder, in jedem Arme ein Kind haltend. — Bevor sie noch recht zum Besinnen gekommen, pochte es an die Thür, und eine arme Nachbarin trat ein, zutraulich um einige Kartoffeln bittend und ihre Noth mit bewegtem Herzen klagend.

So hat nie ein Reicher gegeben, mit dem Gefühl nicht, womit die Frau, die selber arm war, von ihrem kleinen Vorrathe mittheilte. Und solchen Dank, als sie bekam, bekommt der Reiche nie, der wird nur dem Armen zu Theil; denn das Geschick vertheilt seine Gaben gerecht, und das fromme, gläubige Herz empfängt reichen Antheil, selbst wenn es in niederer Hütte schlägt. Von der Stunde an wünschte die arme Frau sich keinen Reichthum mehr; der Himmel aber segnete ihre Dürftigkeit, und es fehlte ihr und ihren Kindern seit jenem Tage nimmer an Brod, nimmer an frischem Muth.“

*

*

*

Da ist nun das kleine Märchen; mir gefällt es sehr gut, und ich verstehe es auch, denn ich habe mir schon manchmal gewünscht, was doch am Ende nicht vernünftig war. Herr Flohr sagt, daß die Neigung der Menschen, sich mit Wünschen und deren augenblicklicher Erfüllung zu beschäftigen, schon von jeher allgemein verbreitet gewesen sei, und daher zu einer Menge von Erzählungen, Gedichten und Märchen Veranlassung gegeben habe. Er las uns auch ein Gedicht von Langbein vor, wo einem ganz armen Ehepaar von einem Erdgeiste drei Wünsche freigegeben wurden. Tage lang grübelten sie darüber nach, als die Frau sich unbedacht einen großen Reifrock wünschte. Darüber wurde der Mann so aufgebracht, daß er wünschte, der Rock möge der Frau fest am Halse sitzen, und endlich mußten sie den dritten Wunsch dazu verwenden, den Zauber wieder zu lösen, und so blieben sie so arm, wie sie gewesen waren. Das war recht komisch.

Wilhelm.

Vierzigster Sonntag.

Wilhelm hat mir zu Gefallen das Märchen ausgeschrieben; er ist immer so gut, und wenn man ihn freundlich bittet, da thut er gleich Alles. Otto ist auch mein lieber Bruder, aber immer thut er nicht, was man gern will. —

Ich wollte doch gern meinen Geburtstag beschreiben, der diesmal auf einen Sonntag fiel, aber ich hatte Otto gebeten, nichts davon zu schreiben, denn seiner, der einen Tag später ist, ward gleich mitgefeyert. Das war sehr hübsch!

Als wir am Morgen zu den Eltern gingen, guten Morgen zu sagen, da war nichts zu sehen. Kein Tisch mit Geschenken, wie wohl sonst, kein Kuchen, kein Kaffee;

recht beunruhigend! Otto sagt, meine Augen hätten immer voll Thränen gestanden, aber das denke ich doch, daß er sich das nur eingebildet hat. Wir bekamen herzliche Glückwünsche, und dann frühstückten wir ganz wie immer, nur daß ich wie jeden Sonntag auch ein Stück Zucker zu der Milch bekam. Hernach sagte ich einen hübschen Gesang her, und dann rüsteten wir uns, in die Kirche zu gehen. Mama mochte doch wohl merken, daß mir allerlei durch den Kopf ging, denn sie ermahnte mich recht liebevoll, ja andächtig zu sein, denn an besonderen Tagen habe man ja doch immer viel Gott vorzutragen zu gnädiger Er-
 hörung.

Ich war auch ganz aufmerksam, nur als wir hingingen, weinte ich doch ein ganz klein wenig im Stillen, denn mir war ganz weich ums Herz, ich weiß selber nicht weshalb. Vielleicht weil da kein Tisch war bei Mama.

Nach der Kirche sprach Mama sehr herzlich mit uns über die Predigt, und ob wir auch Alles verstanden hätten? und dann hieß sie uns unsere Sachen ablegen und zum zweiten Frühstück kommen. Als Mama das sagte, schlug uns recht das Herz, und Otto und ich fasten einander an,

und tanzten und sprangen umher, so daß Wilhelm und Josephine recht darüber lächen mußten.

Richtig! als wir zu Mama kamen, stand da ein Tisch mit Chocolate und Kuchen und ein zweiter mit allen Geschenken. Das war schlimm, daß Beides da war. Erst besahen wir Alles und dankten und freuten uns, und darauf tranken wir Chocolate, aber dabei mußten wir doch immer nach den Sachen hinschauen. Ich trinke so gern Chocolate, aber die Geschenke störten mich etwas. Josephine und Wilhelm bekamen auch jeder Etwas, Josephine eine Schürze und Wilhelm ein Messer, wie er sich lange gewünscht, mit allerlei Instrumenten, damit die Beiden auch nicht leer ausgingen, das freute uns eben sehr.

Mir machte ein kleines, ordentliches Spinnrad den meisten Spaß; ich soll spinnen lernen und dann säe ich im nächsten Frühjahr Flachs in meinem Garten, und den spinne ich und lasse Leinen weben, zu Hemden und Betttüchern für meine Puppen. Mama findet den Gedanken auch sehr vernünftig; als ich es an Otto sagte, wollte er sich todtlachen, erst wußte ich gar nicht weshalb. „Flachs willst Du säen! Flachs willst Du säen!“ rief er immer. Ich

verstand ihn gar nicht; endlich sagte Wilhelm: „Flachs kanst Du nicht säen, aber Leinsamen.“ Das war auch nicht der Mühe werth, darüben so zu lachen, er wußte ja doch sehr gut, was ich sagen wollte. —

Der Mittag war sehr hübsch, und wir lachten viel; Wilhelm hatte ein Gedicht auf uns machen wollen, und das fing an: „Heute, o festlicher Tag!“ — weiter war er aber gar nicht gekommen. Herr Flohr sagte mir:

„Ich wünsch' Dir Glück, ich wünsch' Dir Freude,
Ein frommes Herz, den Glauben rein,
Dann wirst in Freud' wie auch im Leide,
Du immerdar glücklich sein.“

Das schrieb ich mir gleich auf. Schade, daß Wilhelm nicht weiter kam, als bis zu dem festlichen Tage. — Wein bekamen wir auch, und Otto flüsterte mir zu: „Wir wollen auf unsere eigene Gesundheit anstoßen, daß es klinget!“ — Das thaten wir auch, und Mama rief: „Die Gläser, die Gläser, nicht so toll, nicht so heftig!“

Die liebste Mama rief aber doch zu spät, denn Otto's Glas war schon kaput, und er ward ganz roth; Papa lachte aber, und da lachte Mama auch.

Am Nachmittag kam noch der allerbeste Spaß, da kamen sechs Knaben und sechs Mädchen, unsere besten Freunde, o, und wir spielten wunderschön!

Mama hatte zwei große Körbe voll Sachen für uns hinstellen lassen, Federn, Blumen, Bänder, große bunte Tücher, alte Kleider und allerlei Schmuck und Fuß sonst noch. Damit führten wir Charaden auf. Herr Flohr theilte uns in zwei Parteien, und nun spielte erst die eine und dann die andere Partei. Die nicht spielten, mußten zusehen und rathen.

Die Truppe, denn Herr Flohr sagte immer aus Scherz Truppe, bei der ich war, führte zuerst das Wort „Handschuh“ auf, und das machten wir so: Eine Gesellschaft war auf dem Theater, denn so nannten wir den Platz, wo wir spielten, und nahm eben Abschied von dem Hausherrn, und der sagte: „Ich hoffe, daß Sie Alle mich recht bald wieder besuchen werden, und bitte Sie, mir die Hand darauf zu geben.“ Das thaten wir und das war „Hand“; ich fand das ein bißchen deutlich, aber die Uebrigen wollten es so. Nun kam „Schuh“. Ich lief als Aschenbrödel höchst gepuht über das Theater, und verlor

im Laufen einen Schuh, und gleich nach mir kam der Prinz und fand den Schuh und nahm ihn auf. Das war aus dem Märchen „Nischenbrödel.“ Nun kam „Handschuh“ als das Ganze, und Herr Flohr sagte, wir sollten das aus einer Ballade von Schiller „der Handschuh“ darstellen. Die Knaben mußten Pelze und schwarze Mäntel anziehen und Boa's umhängen, und wir liehen dazu einige noch von der anderen Partei, denn uns fehlte auch noch ein König; und welche die Pelze und Mäntel umgethan hatten, mußten auf allen Vieren umherkriechen und grunzen und knurren, und wilde Thiere vorstellen. Das machten sie sehr natürlich. —

Der König saß mit einer Krone von Goldpapier, und hatte ein rothes Tuch als Mantel umgehungen, und sein Hofstaat saß neben ihm. Eine Dame, die heißt Gräfin Kunigund, läßt ihren Handschuh fallen, mitten zwischen die Thiere, und sagt darauf zu einem Ritter: „Wenn Ihr mich lieb habt, holt meinen Handschuh.“ Der Ritter springt auch sogleich auf den Platz, wo die reisenden Thiere eben den Handschuh erfaßt haben, und kämpft mit ihnen und entreißt ihnen den Handschuh, dann aber wirft er ihn der

Stein, 52 Sonntage.

Dame ins Gesicht und sagt: „Den Dank, Dame, begehrt ich nicht!“

Ich war die Gräfin, und es that ordentlich weh, als der Handschuh mir ins Gesicht flog. — Die Zuschauer riefen das Wort doch.

Nun kommt die andere Partei.

Bei der ersten Sylbe hatte sich ein Knabe auf die Schultern des Andern gesetzt und hielt eine Stange in der Hand, und hoch empor über diese und über die Knaben waren Tücher und Mäntel gehängt. Das sollte „hoch“ bedeuten, wir riefen immer „groß.“

Bei der zweiten Sylbe ward ein Wanderer von drei Räubern angefallen, und vertheidigt sich. Das war „Muth,“ wir riefen anfangs „Gefecht.“

Bei der Aufführung des ganzen Wortes gingen alle Mitspielenden auf dem Theater spazieren, als ob es eine Promenade sei, und ein kleines Mädchen erschien als sehr gepuzte Dame, warf sich in den Rücken und den Kopf in die Höhe, und grüßte kaum, wenn man die Mütze vor ihr abzog und sich verbeugte. — Das war Hochmuth.

So spielten wir noch lange und waren sehr vergnügt; später stellten wir lebende Bilder dar. Eines: wie Tell den Apfel von dem Kopfe seines Sohnes schießen will und schon angelegt hat; ein anderes ward nach einem Kupferstich dargestellt: Ein alter Großvater, ein Invalide, der seinen Enkel exerciren läßt; Herr Flohr stellte den Großvater dar, und der kleinste unter den Knaben den Enkel. Aber wie sah Herr Flohr aus, recht als ob er achtzig Jahre alt sei. —

Er hatte sich mit geschwärztem Kork Falten im Gesicht gemacht und eine Perrücke von Flachs aufgesetzt. — Paul und Virginie ward auch dargestellt, und nach einem Kupferstich eine alte Frau, mit der Brille auf der Nase, einen Kater im Arm, welcher aus einem Buche liest, und neben ihr stehen zwei junge Mädchen, die zuhören, aber gar nicht aussehen, als ob sie recht aufmerksam wären. Die Großmama war ich; das machte mir den allermeisten Spaß, besonders die Brille, die festgebunden werden mußte, denn meine Nase war viel zu klein. Auf dem Sessel, in dem ich saß, waren drei Polster gelegt, damit ich größer ausfähe, und ich ward ganz angezogen wie eine alte Frau. Daß

man sich gar nicht rühren darf, wenn man ein Bild darstellt, das ist sehr schwer! —

Zwischen den Charaden und den Bildern bekamen wir Thee und Milch mit Butterbrod und Kuchen, und als das Spiel ganz vorbei war, eine Fruchttorte. Wir waren Alle sehr vergnügt. — Als wir auseinander gingen, sagten wir Alle: „Schade, daß es vorbei ist!“

In dieser Woche sind Josephine und ich sehr fleißig gewesen, denn in vierzehn Tagen ist Weihnachten, da müssen wir wohl! Josephine versteht allerlei, was ich nicht kann, und das zeigt sie mir, und dann arbeiten wir zusammen. Wir haben einen Papierdrücker gefertigt, ganz allerliebft. Dazu nimmt man große Büschel Rosinenstengel, stößt feinen, rothen Lack ganz fein, und gießt Spiritus darauf, dann taucht man die Stengel hinein, die ganz roth werden, und läßt sie trocknen; wenn sie ganz trocken sind, taucht man sie wieder ein und macht es später noch einmal so; dann sehen die Büschel, die man vorher ein wenig zusammenbinden muß, ganz aus wie hochrothe Korallen. Nun fertigt man von Pappe ein längliches Viereck mit Kanten an allen vier Seiten, und das wird mit Papier

überklebt und der Busch Korallen darauf festgeleimt; das sieht dann aus, denn wir nahmen weißes, gewässertes Glanzpapier, als ob ein Strauß Korallen auf einem weißen Stein läge. Ein Drücker ist das eigentlich nicht, denn es ist gar nicht schwer, aber es sieht aus wie ein Papierdrücker, und Josephine sagt, man kann auch eine Bleiform dazu nehmen, und die mit Papier überziehen, das kostete uns aber zu viel, deshalb thaten wir es nicht. —

Der Schullehrer hat einmal geschrieben; das Zeug hat Christian bekommen und es paßt sehr gut. Wilhelm und Otto dürfen in den Festtagen einmal aufs Land hinaus, dann wollen sie ihn besuchen und ihm auch Kleinigkeiten schenken, Schreibbücher, Kuchen und dergleichen.

Marie.

Einundvierzigster Sonntag.

Montag. Schon am Sonntag waren Wilhelm und ich sehr fleißig, denn Herr Flohr hat uns gerathen, statt anderer Weihnachtsgeschenke, die wir für Papa dreheln oder pappen könnten, lieber eine recht gute lateinische Ausarbeitung zu liefern, weil ihm das wohl das Angenehmste sein werde. Ich glaube es selber, denn Papa ist ganz verliebt in Latein und kann gar nicht begreifen, daß ich mir so wenig daraus mache. Er sagt stets, nichts gehe über den Genuß, einen lateinischen Dichter zu lesen, ich muß aber sagen, daß ich lieber einen deutschen lese, denn den verstehe ich ohne Mühe.

Montag waren wir also auch sehr fleißig in unseren Freistunden; nachdem ich eine Stunde geschrieben hatte,

sagte ich an Wilhelm: „denke Dir, wenn ich jetzt das Dintenfaß umstieße und die ganze Uebersetzung verdürbe!“ Wilhelm sah ganz ängstlich auf, und sagte: „Aber warum willst Du denn das? Nimm Dich doch in Acht und spaße nicht mit solchen Dingen.“ Ich spaßte aber gar nicht, und mußte immer wieder denken: wenn Du jetzt das Dintenfaß umwirfst, wird ein Strom von Dinte über den Tisch fließen und Deine und Wilhelms mühselige Arbeit verderben, und ihr könnt von neuem anfangen und werdet vielleicht nicht einmal fertig. Der Gedanke griff mich so an, daß ich die Feder hinlegen mußte; als ich es später an Herrn Flohr erzählte, erwiederte er: „Wilhelm leidet durch solche Vorstellungen nicht, weil er fleißiger ist und seine Gedanken nicht umherschweifen läßt.“

Dienstag. Wilhelm und ich verfertigen einen kleinen Tisch zum Weihnachtsgeschenk für Mama. Papa hat uns das angegeben und bezahlt die Kosten, wir schenken nur die Arbeit. Schon seit ziemlich lange haben wir viermal die Woche zu einem Tischler gehen und dort jedesmal eine Stunde arbeiten müssen. Papa wünscht so sehr, daß wir Vieles angreifen lernen. Es wird ein ganz einfacher, vier-

eckiger Tisch, mit ganz einfachen Beinen und einer Schieb-
lade. Wilhelm wollte gern hübsche Tischbeine dazu dreheln,
aber die Zeit ist zu kurz, es ging gar nicht. Papa sagt:
„Das ist ein sehr gutes, solides Geschenk, welches Mama
erfreuen wird.“

Tante Susanne bekommt von mir einen Arbeitskasten
von Pappe, ganz wunderhübsch, mit blaßrothem Silberpapier
überklebt, und mit silbernen Leisten. Wilhelm schenkt ihr
Kästchen zu Zahnpulver, zu Seife und Mandelklee. Marie
und Josephine erhalten von uns zusammen jede einen Ar-
beitskorb.

Mittwoch. An dem Tage ging es schon besser mit
dem Fechten, ich bekam nur einen Hieb, und über die
Hand, aber so, daß sie blau ward. Als ich den Schmerz
fühlte, ward ich ganz wild und drang tüchtig auf den
Fechtmeister ein; aber er rief immer: „Sachte! sachte! nicht
so heftig! Je mehr man abbekommt, je kaltblütiger muß
man sein.“ — Ja, er hatte gut reden, ich hatte aber weit
mehr Kräfte, als ich ärgerlich ward.

Marie und Josephine haben auch Turnstunden, aber
in unserer Wohnung; sie lernen gehen, laufen, springen und

über die schmale Kante eines Brettes gehen; später sollen sie auch exerciren, damit sie recht lernen, sich gerade halten. Josephine versteht den Lehrer niemals und sagt fort während: „Mais, Marie, qu'est-ce qu'il dit? qu'est-ce qu'il dit?“ Marie und sie verstehen sich aber schon ganz gut, und es klingt niedlich, wenn sie mit einander reden.

Donnerstag. Wieder Latein geschrieben, aber diesmal so, daß Herr Flohr ganz mit meinem Fleiße zufrieden war und mich lobte. Nach dem Essen ging er mit uns spazieren; es war etwas Schnee gefallen und wir warfen uns mit Schneebällen, und lachten und tummelten uns tüchtig. Zum Glück kamen unsere beiden besten Freunde, Friedrich und Gustav, zufällig auch dazu, und nun jubelten wir förmlich. Menne war uns nachgelaufen und sprang wie toll und laut bellend zwischen uns herum; anfangs lachten wir sehr darüber, als er aber immer lauter bellte, ward ich ungeduldig und versetzte ihm einen Schlag. Friedrich sagte aber sogleich: „Nun sieh, wie ungerecht Du bist! Du schreist Deine Freude aus, und Menne, der kleine, gute Menne, soll sie nicht einmal ausbellen!“ Menne hatte

anfangs über den Schlag gequikst, aber einige Augenblicke später sprang und rannte und bellte er wieder, als ob nichts vorgefallen sei. Wir lachten bis zum Umfallen über ihn.

Freitag. Es war schon Alles so feierlich und so heimlich; in einige Stuben durften wir gar nicht hinein, als wir darüber jubelten, sagte Mama: „Denkt doch nicht, daß Ihr viel bekommen werdet, darnach sind die Zeiten gar nicht.“ Das ist curios, wenn so etwas gesagt wird, weiß ich ja, daß es nicht Ernst damit ist, und doch macht es mich jedesmal kleinmüthig. Ich weiß doch nie recht, was ich davon denken soll, und Marie und Wilhelm geht es eben so. Marie bekommt immer gleich Thränen in den Augen, und dazu lacht sie; das sieht zwar possirlich aus, aber ich möchte dann eigentlich auch weinen. Wilhelm ist immer am gelassensten und tröstet uns. Ich habe das nicht gewollt, aber etwas habe ich gesehen, nämlich einen Schlitten! Hurrah! das wird ein Spaß werden!

Sonnabend. Wieder ein Tag vorwärts, und heute (Sonntag), wo ich schreibe, sind nur noch drei Tage zu überstehen. Mit unseren Arbeiten sind wir ziemlich fertig;

Sonnabend haben wir Mamas Tisch polirt, der glänzt wie ein Spiegel. Der Spiritus, womit wir polirten, roch recht abscheulich, und ich klagte mehrmals darüber; da sagte der Tischler endlich: „Ja, an solche Dinge muß man sich gewöhnen, wenn man ein Handwerker ist, und das sind Sie ja jetzt.“ Ich sah wohl, daß er Recht hatte, und lachte und klagte nicht mehr. Der Tisch macht uns ungeheure Freude, den haben wir doch selber gemacht, und Mama wird sich auch freuen.

Otto.

Zweiundvierzigster Sonntag.

Diesmal habe ich so viel zu schreiben, daß ich gar nicht weiß, wie ich zu Ende kommen soll. Am vorigen Sonntag, eben als Otto sein Tagebuch geschrieben hatte, fragte Mama: ob es uns Freude machen würde, den Kindern auf dem Gute, das heißt den Kindern des Sägers, des Gärtners und anderen armen Kindern, welche in der Nähe des Hofes wohnen, einen Weihnachten zu geben? Wir waren ganz stumm vor freudiger Ueberraschung.

„Gut,“ sagte Mama, „da Euch das so sehr freut, wollen Tante Susanne und ich Geld mit dazu hergeben, das Uebrige gebt Ihr aus Euren Spartöpfen. Morgen kaufen wir dann ein, nähen schnell noch einige Schürzen und Tücher, und kaufen dann ferner noch: Bücher zum

Unterricht, Federn, Bleistifte, Malkasten, buntes Papier, einige Arbeitskästchen, einige wohlfeile Puppen, etwas Spielzeug; und am Dienstag: Stollen, Pfeffernüsse, Semmel und solche schöne Dinge. Der Haushälterin schreibe ich, daß sie einen großen Tannenbaum einpflanzen läßt und in ihrer Stube zu der Zeit bereit hat, wo Ihr anlangen werdet. Tante und Herr Flohr fahren dann am Mittwoch bei guter Zeit mit Euch hinaus, Ihr pußt den Baum aufs beste, vertheilt Eure Geschenke, eßt dort um ein Uhr zu Mittag und seid wieder zurück, bevor es dunkelt. Euren Herrn Sohn könnt Ihr dann auch zu Euch bescheiden. Ist das nicht ein ganz allerliebster Plan?"

Sar keine Worte hatten wir, Mama zu danken, aber wir drückten und küßten sie so tüchtig, daß sie sagte: „Sa, wenn Ihr mich umbringt, da wird wohl nichts daraus werden.“

Alles geschah so, wie Mama gesagt hatte, und am Mittwoch Morgen um acht Uhr saßen wir im Wagen und ganz seelenfroh. — Es war ein schöner, heller Wintertag, und die Sonne leuchtete über dem Schnee, als ob lauter kleine Diamanten dazwischen gestreut wären. Wir fuhren

an Tannen vorüber, die ganz bepuderte Zweige hatten, aber doch ganz allerliebft aussahen, und Marie klatfchte dann in ihre Hände, und rief: „Tannen! Tannen! o, ich fehe den Baum schon! ich rieche ihn schon, den prächtigen Baum!“ — Wir mußten sehr darüber lachen, und Tante Susanne sagte recht bedenklich: „Ja, wenn Du nur einen Baum zu riechen bekommst!“ Aber diesmal ließ Marie sich nicht irre machen und rief: „Ja, ja, ich bekomme einen Baum, Mama freut sich viel zu sehr, daß das liebe Jesuskind geboren ist.“

Als wir auf dem Gute ankamen, standen die Kinder schon alle im Hause bereit und erwarteten uns. Wir verträsteten sie, so gut wir konnten, und eilten in die Stube der Haushälterin; die hatte schönes warmes Bier für uns bereit und schöne Brezeln, die sie selber gebacken; das hielt nun freilich etwas auf.

Als Alles aufgekramt war, sah es sehr hübsch aus; nun holten wir die Kinder. Anfangs waren sie etwas stumm, hernach aber sehr vergnügt. Einige blieben blöde, andere waren ganz dreift. Ein kleines Mädchen von sechs Jahren band gleich ihr Tuch um und ihre Schürze vor,

und lachte vor Vergnügen. Christian war auch sehr vergnügt und gefiel uns auch sehr gut. Als er einmal seine Nase auf dem Armel seiner Jacke abwischte, sagte Marie: „Christian, nimm doch Dein Schnupstuch.“ Er ward ganz roth und antwortete: „Ich habe keins.“

Marie stieß Otto und mich mit dem Ellenbogen an und flüsterte: „Die müssen wir ihm noch kaufen, er muß doch Schnupftücher haben, und sagen mußte ich es ihm auch, da er unser Sohn ist.“

Am Abend mußten wir die Kinder mit ihren Herrlichkeiten allein lassen und noch zu dem Herrn Pastor fahren. Dort brachten wir allerhand hin von Mama: Zuckerwerk und Spielzeug für die Kinder, Tassen und ein Theebrett für die Frau Pastorin, und für den Pastor ein schönes Buch und eine schwarze Sammetweste. Sie waren dort Alle auch sehr vergnügt, und die Frau Pastorin gab uns einen Geldbeutel mit für Mama, den sie gehäkelt, und die Kinder auch allerlei Geschenke, Strumpfbänder, Bricken und Nadelkissen. Sie wollten uns dort bewirthen, aber wir konnten nichts annehmen, weil wir um ein Uhr essen sollten.

Als wir nach dem Hofe zurück kamen, besuchten wir

noch schnell den Hühnerhof, die Kälber und Hunde, und dann ging's zu Tische. Es schmeckte uns wunderschön, Hühnersuppe und hernach das Huhn mit Sauce und mit Kartoffeln, und Pflaumenkuchen mit Pflaumenmus. Der Haushälterin und den Leuten im Hause hatten wir auch allerlei mitgebracht: Stollen, Honigkuchen, Bänder, Tücher und dergleichen.

Nach dem Essen trieben wir ungeheuer, daß angespannt werden möchte, und der Rückweg kam uns so lang, so lang vor, recht als etwas, das kein Ende nimmt. Die Sterne funkelten schon, als wir anlangten. Mama ließ sagen, wir möchten uns auspacken, ehe wir zu ihr kämen; in einem Nu waren wir damit fertig, und nun, wie die wilde Jagd ins Zimmer gestürzt, wo die Eltern beisammen waren. — Wir wurden sehr freundlich empfangen, aber zu sehen war Nichts! — Mama sagte: „Es wird besser für Tante Susanne sein, wenn sie Thee trinkt vor der Bescheerung.“ „O, Mama, Tante ist ganz warm.“ „Nein, das wünsche ich doch. Marie, hole Du den Theekasten aus dem Cabinet, Wilhelm kann ein Licht nehmen und leuchten; Otto und Josephine, holt Ihr mir dort meinen Arbeitskorb und die

Bücher, welche auf dem Tische liegen.“ Wir gingen ganz arglos, aber als wir in's Cabinet eintraten — oh! Aber das kann Marie beschreiben.

Die lieben, guten Eltern, wie haben sie uns wieder erfreut! In jeder Gabe sprach sich ihre herzliche Liebe aus. Und wir sollten nicht Alles aufbieten, uns ihnen stets dankbar zu erweisen? Heute konnten wir freilich nur mit wenigen Worten danken; aber das ganze Jahr hindurch wollen wir darnach streben, uns durch Gehorsam und Fleiß ihre Zufriedenheit zu erwerben. Das habe ich mir mit Otto fest vorgenommen, darauf haben wir uns die Hand gegeben, und damit wir immer daran erinnert werden, habe ich unsern Vorsatz auch hier niedergeschrieben.

Wilhelm.

Dreihundvierzigster Sonntag.

Wilhelm will, daß ich schreiben soll, wie es war, als wir in Mama's Cabinet eingingen. Wilhelm ging mit dem Lichte voran, aber sein Licht, das hätte er gern sparen können, denn in dem Cabinet, da glimmerte und flimmerte Alles; lauter, lauter kleine Wachskerzen, so hell, so hell! Uns sanken vor Erstaunen die Hände nieder, so hübsch hatte Mama uns noch nie überrascht. Erst konnten wir kein Wort sagen, aber hernach jubelten wir, und die lieben Eltern standen in der Thür und lächelten, und jetzt kamen Tante Susanne und Herr Flohr hinzu und fanden auch jeder ihr Tischchen. Ach, das war doch zu hübsch!

Für mich war eine ganz allerliebste Ueberraschung da; ich hatte noch niemals Weintrauben geessen und mir immer

gewünscht, sie einmal zu schmecken, und nun stand auf meinem Tische eine kleine Schüssel mit Zuckerwerk, und rings um den Rand lagen ordentliche, natürliche Weintrauben; Mama sagt, spanische. Ich rief immer: „Und Weintrauben! und Weintrauben!“ und wußte gar nicht, daß ich es that, bis Alle lachten, da merkte ich es. — O, das war ein himmlischer Abend!

Eine sehr hübsche Sache haben wir bekommen, einen Schlitten, den unsere Esel ziehen sollen, die deshalb in die Stadt gebracht sind. Das wird ein Spaß werden! Josephine war auch sehr vergnügt; sie bekam allerliebste Sachen und sagte, sie habe noch niemals einen so schönen Abend erlebt. Mama sagte, sie wolle erlauben, daß die Bescheerung während der Festtage in ihrem Cabinet stehen bleiben dürfe, denn sonst hätten wir ja Alles wegpacken müssen, und es sah so allerliebft beisammen und aufgeputzt aus, und wir gingen immer umher und besahen Einer des Andern Sachen. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, habe ich mich anfangs am meisten über die Weintrauben und die Zuckersachen gefreut, es sah Alles zu hübsch aus! Ich aß aber nur zwei Bonbons, das war doch nicht zu viel.

Am Morgen des ersten Festtages gingen wir in die Kirche,

und Mama hatte auch am Abend zuvor noch so viel mit uns gesprochen, ehe wir zu Bette gingen, und uns aus der Bibel vorgelesen, und wir waren ganz gerührt und doch auch so froh.

An dem Tage spielten wir noch nicht viel; wir besahen nur immer und dachten uns allerlei aus und tauschten Zuckersachen mit einander um. Ich hatte einen kleinen Affen, den sie Alle haben wollten; Otto wollte mir einen Zuckrapfel dafür geben, Josephine Zuckerblumen und Wilhelm einen Hund von Zucker; am Ende schenkte ich ihn Josephinen.

Otto sagte, wir machten es wie die Phönizier, die früher Handel getrieben hätten ohne Geld, und nur getauscht, Sache gegen Sache. Als er das sagte, bekamen wir erst rechte Neigung dazu, und nun verkleideten wir uns und stellten Einwohner aus Tyrus und Sidon vor. Tante Susanne spielte auch mit; sie nahm ein großes rothes Tuch als Mantel um, und das ward auf den Schultern mit großen goldenen Nadeln festgesteckt, und um die Stirn hatte sie ein goldenes Band, das sah sehr hübsch aus! Tante hatte auch Zuckersachen bekommen, und also konnte sie ganz ordentlich Handel mit treiben. Am Ende ward es aber doch so, daß sie keinen Vortheil davon hatte, die liebe Tante,

denn als das Spiel aufhörte, hatten wir fast alle ihre hübschen Sachen und sie fast nichts mehr.

Am zweiten Festtag, nach der Kirche, durften wir mit den Eseln im Schlitten fahren; es war viel Schnee gefallen und herrliche Bahn. Der Kutscher fuhr den Schlitten bis vor die Stadt, und dort stiegen wir ein; anfangs fuhr Herr Flohr und später Wilhelm; es ging ganz prächtig; die Esel hatten Schellen an, die wunderhübsch läuteten, und liefen so, daß man hätte denken können, es mache ihnen selber Spaß. Alle Leute sagten, es sei kalt, wir fühlten nichts davon; es war auch ganz laue Luft, und die Sonne schien so schön wie im Sommer; so warm aber doch wohl nicht. Eine Menge Jungen hatten den Schlitten bis vor die Stadt begleitet und freuten sich über das Fuhrwerk und über die Esel; sie drängten sich so dicht heran, daß Heinrich mitunter Platz machen mußte mit seiner Peitsche; dann flogen sie auseinander, waren aber gleich wieder da. Als wir einstiegen, schriegen sie so laut Hurrah, daß ich ganz betäubt ward. Einige liefen noch lange hinterher und schriegen fortwährend und riefen: „O, o, junger Herr, soll ich mal hinten aufsteigen?“ — Das störte mich eigentlich, denn ich

Konnte mir so gut denken, daß sie Lust dazu hatten, und hätte es ihnen so gern gegönnt.

Als wir nach Hause kamen, sagten wir an Tante Susanne, wir hätten auf dem Wege ein warmes Frühstück gehabt. Tante sah ganz erstaunt aus und sagte: „Das ist ganz zuverlässig ein Märchen.“ „Nein, Tante, eine wahre Geschichte.“ „Gewiß?“ „Ganz gewiß.“ — Tante Susanne rieth und rieth, und am Ende mußten es wir doch sagen; Josephine und ich hatten ganz heiße, gebratene Äpfel in unserem Muff mitgenommen, und die verzehrten wir auf der Fahrt, das war doch ein warmes Frühstück. Tante Susanne konnte auch nicht viel dagegen sagen, aber sie rief: „Ach, Ihr kleinen Affen!“

Am Sonnabend lasen wir in den neuen Büchern, die wir bekommen haben, Josephine und ich. Sie hat nur französische bekommen, ich aber auch deutsche und einige englische, von denen ich aber noch nicht viel verstehe; ich buchstabire nur einzelne Worte heraus, aber das macht mir viel Vergnügen.

Marie.

Vierundvierzigster Sonntag.

Marie ist ein bißchen leichtsinnig und hat gar nicht erzählt, wie wir unsern Weihnachten gaben; das muß ich jetzt nachholen. Bevor wir am Morgen fortfuhren, hatten wir alles zurecht gekramt; als wir nun unsere Geschenke empfangen, baten wir Herrn Flohr leise, er möge den Tisch mit unseren Gaben in das Wohnzimmer tragen lassen. Das that er und stellte zwei Lampen auf den Tisch, so daß sich alles sehr hübsch ausnahm. Als die lieben Eltern nun in das Zimmer zurückkehrten, da wurden sie überrascht, und Tante Susanne auch, und sie waren sehr froh. Papa lobte unsere Handschrift, aber die Ausarbeitungen nahm er mit auf sein Zimmer. Herrn Flohr brachten wir unsere Geschenke auf einem Präsentirtbrett. Wir hatten alle

zusammengelegt, und schenkten ihm eine hübsche Tasse und einen kleinen Rahmguß. Er gab uns jedem ein hübsches Buch, und in jedes Buch hat er einen Denkspruch geschrieben und seinen Namen.

Montag. Als wir zum Essen kamen, sagte Papa uns, daß er unsere Ausarbeitungen gelesen und sehr damit zufrieden sei. Das war eine Freude! Wir sagten nicht viel, aber ich kniff Wilhelms Finger so zusammen, daß ich eigentlich glaube, es schmerzte ihn; er sagte aber nichts und nickte mir nur zu. Wir wußten wohl, was wir dachten, und hatten uns tüchtig angestrengt; nun kam der Lohn. Ich war so verwirrt vor Freude, daß ich die Gabel in den Suppenteller legte statt des Löffels.

Dienstag. Wilhelm und ich arbeiteten sehr fleißig, weil jetzt wieder Festtage kommen. Diese Zeit ist eine prächtige Zeit! überhaupt der Winter! ich weiß nie, weshalb Einige den nicht leiden können; nur daß man in der Stadt sein muß, das ist schlimm, obgleich es hier auch sehr hübsch ist. Am Nachmittage gingen wir aus, Wilhelm und ich, Neujahrswünsche zu kaufen. Wir haben schon lange gespart, damit wir das könnten. Für Mama fanden wir

einen allerliebsten Wunsch. Auf dem Bilde war ein Ofen dargestellt und darunter stand:

„Ein Freund, so treu und auch so warm,
Und doch der liebste nicht;
Zieh nur am Fädchen sonder Harm,
Und schau dem ins Gesicht.“

An dem Ofen war ein ganz kleines Fädchen angebracht, und wenn man dasselbe anzog, schob man den Ofen zurück, und ein kleiner Spiegel trat hervor. Darin sah die liebste Mama dann ihr eigen Gesicht. Eigentlich hätte es nicht Freund, sondern Freundin heißen sollen, weil Mama eine Dame ist, aber so genau kann man nicht Alles nehmen.

Mittwoch. Am Dienstag kauften wir nur den einen Wunsch, aber am Mittwoch noch einen für Tante Susanne. Papa giebt nichts um solche Dinge, dem wünschen wir mündlich Glück. Der für Tante war sehr hübsch; das Bild stellte eine Hand dar, welche Rosen austreuet, und darunter stand:

„Rosen, Rosen streu' ich Dir,
Als der Jugend Bild,

Doch dagegen wünsch' ich mir,
Was dadurch verhüllt."

Nämlich die Hand mit den Rosen ließ sich in die Höhe heben, und dann stand ein Berggiftmeinnicht darunter. An dem Tage war es schon ganz lebendig auf der Straße; Glückwünsche waren kaum mehr zu bekommen, und arme Kinder und alte Frauen liefen umher mit Körben und gratulirten im Voraus, und sammelten Gaben für das Fest. Manche waren so dünn bekleidet, und es fror sie so erbärmlich! Wilhelm und ich schenkten alles Geld weg, was wir noch in den Taschen hatten. Viel war es natürlich nicht.

Abends wollten wir gern bis Mitternacht aufbleiben, und baten Papa, es zu erlauben; er sah uns sehr ernsthaft an und sagte: „Das sind Freuden, die für spätere Jahre passen; jetzt seid ihr Kinder und geht um neun Uhr zu Bette.“ Damit war es also nichts. Ich glaube, Mama hätte es uns gern gegönnt, und als der Stollen ankam, schnitt sie für jeden ein recht besonders dickes Stück ab, so als ob sie sagen wollte: „Nimm das zur Entschädigung.“ Wir waren auch ganz vergnügt, und Abends

kam noch allerlei Musik, und Viele sangen wunderliche Dinge, die Kinder doch fast alle Lieder zum Preise Gottes. Drei Männer kamen auch an die Thür und sangen ein Lied, aber leider konnte ich es nicht behalten; so fing es an:

„Wir wünschen der Herrschaft ein'n goldenen Tisch,
An allen vier Ecken ein'n goldenen Fisch.“

So ging es noch lange fort, und mit ganz hübscher Melodie. Um Mitternacht, als ich schon lange geschlafen, ward ich durch Musik geweckt. Wilhelm, der auch wachte, rief mir zu:

„Das sind die Herren Studenten
Mit ihren Instrumenten.“

Dem so fängt ein Lied an, welches Herr Flohr oft singt. Die Studenten waren es auch, und sie sangen diesmal ein ganzes altes Lied durch die Straßen, nämlich: „Freuet Euch des Lebens!“

Donnerstag. Glück gewünscht durch's ganze Haus, bis in die Küche. Mama freute sich sehr über unseren Wunsch; sie küßte uns und sagte: „Ja wohl bin ich Eure liebste Freundin, meine herzlieben Jungen!“

Tante Susanne lachte ganz schelmisch, als sie das Bergisweinnicht entdeckte, und sagte: „O wie rührend!“ — Im Schlitten gefahren, und Abends mit sechs anderen Kindern, die wir hatten einladen dürfen, Poch um Zuckersachen gespielt, die wir selber hergaben. Tante schenkte uns ihre dazu.

Freitag. Noch immer Ferien bis zum Montag. Wilhelm und ich beschäftigten uns aber doch, arbeiteten aus und lernten Vocabeln. Später tüchtig umhergetollt.

Sonnabend. Auch ein sehr braver Tag; gearbeitet, im Schlitten gefahren, mit Schneebällen geworfen und einen Schneemann geformt.

Otto.

Fünfundvierzigster Sonntag.

In der vorigen Woche ist etwas sehr Trauriges geschehen. Als ich am Dienstag in den Stall ging, um nach den Eseln zu sehen, fragte der Kutscher: „Wissen Sie schon, Wilhelmchen, daß ein Unglück geschehen ist?“ Ich war ganz erschrocken und sagte, nein; da erzählte er mir, daß ein Arbeitsmann, der auch mitunter für Papa gearbeitet, im Walde Holz gefällt habe, und von einem Baum, der auf ihn gestürzt, erschlagen worden sei. Er sagte ferner, daß der Mann eine Frau hinterlassen und vier Kinder.

Beim Frühstück erzählte ich das den Eltern, die es noch nicht wußten, und wir waren alle traurig darüber. Mama wiederholte immer: „O die arme Frau! die armen, armen Kinder!“ — Sie schickte auch den Kutscher hin,

damit er sähe, wie es der Frau ginge, und ob auf irgend eine Weise zu helfen sei. Mama ist immer so gut.

Spät am Abend sagte Mama: „Ich habe mich nach Allem erkundigt; die Nachbarn sagen, die arme Wittve sei eine fleißige Frau, die im Sommer sich mit ihren Kindern schon durchhelfen und gewiß lieber arbeiten, als Almosen nehmen werde, jetzt aber, im Winter, bedürfe sie der Unterstützung, und namentlich fehle es dort im Hause an Feuerung und Kartoffeln. Papa hat mir eine kleine Summe gegeben zu diesem Zweck, Tante Susanne und ich legen auch zu, wollen meine Kinder auch dazu mit beitragen?“ Wir sagten einstimmig ja, Josephine auch, denn sie bekommt eben so gut Monatsgeld als wir. „Gut,“ sagte Mama, „jeder kann mir seinen Beitrag morgen bringen.“

Am folgenden Morgen brachte ich zwei Groschen an Mama, denn ich fand, daß ich nicht mehr geben konnte, weil ich so viele Ausgaben erst gehabt. Mama sagte kein Wort, aber ich glaube doch, daß sie in ihrem Herzen dachte, daß ich sehr wenig gäbe. Wie viel die Uebrigen gaben, weiß ich nicht, weil die Eltern es lieber sehen, wenn bei solchem Anlaß jeder, ohne Verabredung, im Stillen giebt,

was er kann und will. Während des Tages dachte ich oft daran, was die Andern wohl gegeben haben möchten; hernach vergaß ich es.

Am Freitag kamen unsere beiden liebsten Freunde, Friedrich und Gustav, zu uns, und erzählten, das Hunde- und Affentheater, welches in der Stadt angekommen, solle ganz wundervoll sein, und ihre Eltern hätten erlaubt, daß sie hin dürften an dem Abend, und ob wir nicht auch dürften? — Wir hatten natürlich die allergrößte Lust, und baten Mama, daß sie ein gutes Wort für uns einlegen möge, damit wir hinkämen, und weil so viel für uns ausgegeben sei in der letzten Zeit, wollten wir gern selber für uns bezahlen. Mama gab ihre Einwilligung und sagte nur, wir möchten uns selber an Papa wenden; das thaten wir und erhielten die Erlaubniß.

Ich ging zu Mama zurück, um zu sagen, daß wir hin dürften, und zog meinen Geldbeutel heraus, um sechs Groschen abzuzählen, denn so viel kostete der Eintritt. Als ich das Geld gezählt hatte, sah ich Mama zufällig an, und die sah mich an mit ihren lieben Augen, so nachdenkend und eigentlich traurig, daß ich anfangs nicht wußte, weshalb?

Plötzlich fielen mir die zwei Groschen ein, da verstand ich Mama's Blick.

Ich ging zu ihr, und sie schloß mich in ihre Arme; meine Thränen fielen auf ihr Gesicht und Mama sagte: „Für vier Kinder, für vier arme Kinder, die keinen Vater mehr haben, hatte mein Sohn, mein lieber, guter Sohn, nur zwei Groschen!“ — „Nimm das Geld, Mama,“ sagte ich traurig, „ich will gern zu Hause bleiben.“

„Nein,“ antwortete Mama, „Du sollst jetzt gehen; dies Geld, obwohl aus Neue gegeben, möchte ich jetzt nicht, da es Dir eigentlich abgepreßt würde. Rechne ein andermal nicht so karg, wo es gilt, Leiden mildern, aber, und o, das schreibe Dir tief in Dein Herz, gieb auch niemals, um in den Augen Anderer für großmüthiger zu gelten, als Du aus innerer Neigung bist. Das ist eine traurige Heuchelei. Und nun geh und sei vergnügt heut Abend; ich weiß, Du wirst diese Stunde und meinen Rath nicht vergessen.“

Mama schloß mich noch einmal in ihre Arme, und ich weinte und schlug die Arme um ihren Hals. „Sei mir nicht böse,“ bat ich. „Nein, nein,“ sagte Mama, „Du bist mein gutes Kind, und ich habe Dich von ganzer Seele lieb.“

Abends, als ich eben gehen wollte, ging ich zu Mama und sagte ihr: „Ach, ich habe jetzt gar keine Lust mehr, die Comödie zu sehen.“ Sie lächelte und erwiderte: „Der Spaß wird schon kommen, wenn Du dort bist.“ So war es auch; anfangs war ich noch in mich gekehrt, und dachte an die arme Frau, an die Kinder und an Alles, als aber die Hunde und die Affen so allerliebste spielten, lachte ich, zuerst, weil die Andern lachten, dann aber amüßte ich mich auch ganz prächtig. Immer mußte ich dazwischen auch wieder an Mama denken, und an Alles, was sie mir gesagt, und als wir nach Hause gingen, und alle Leute umher sagten, daß es so sehr kalt sei, da dachte ich wieder: „Zwei Groschen!“ und das Herz that mir weh.

Ich habe das niedergeschrieben, weil ich es gewiß nie vergessen will. Zu meinem Vergnügen hatte ich gleich so viel übrig und rechnete gar nicht! — Wir haben einen Schneemann gemacht, der uns viel Vergnügen verursacht, ungeheuer groß, mit Augen und Augenbrauen von Kohlen. Er sieht ordentlich grimmig aus.

Wilhelm.

Sechsendvierzigster Sonntag.

Wilhelm und Otto hatten die Hunde- und Affen-Comödie schon gesehen, aber in der verflossenen Woche haben die lieben Eltern uns Alle mit einander noch einmal hingehen lassen. Das war eine recht große Freude, und ich mochte die lieben Thiere viel lieber sehen, als die Menschen-comödie, denn hier konnte man doch recht lachen. Es waren sehr viel Zuschauer dort, besonders Kinder, und man hörte immer laut lachen und jubeln. —

Zuerst ward ein Jahrmarkt dargestellt von Affen und Hunden durcheinander. Die kleinen, guten Thiere gingen alle aufrecht, und hatten Herren- und Damenkleider an, recht nach der Mode; und eine Dame, die ein Hund war, trug ordentlich einen Sonnenschirm, und hielt ihn über ihren Kopf.

Affen waren da, die auch Damen vorstellten, und dann waren Käufer und Verkäufer da, und ein Hund mit einem Leierkasten und ein Affe mit einer Lanterne magique. Unser Kutscher Heinrich sagte hernach immer: „mit einer Latern amaita.“ Das macht, er versteht kein Französisch.

Der Herr, dem die Thiere gehörten, ging immer mit einer kleinen Reitpeitsche zwischen ihnen umher, aber schlug sie nicht; er nannte sie aber bei Namen, und die Damen: Madame Pampadour und Mademoiselle d'Argentcourt, und solche Namen mehr, und die Herren Affen und Hunde: Monsieur Kossignol, und Monsieur Perroquet, und Signor Buffo.

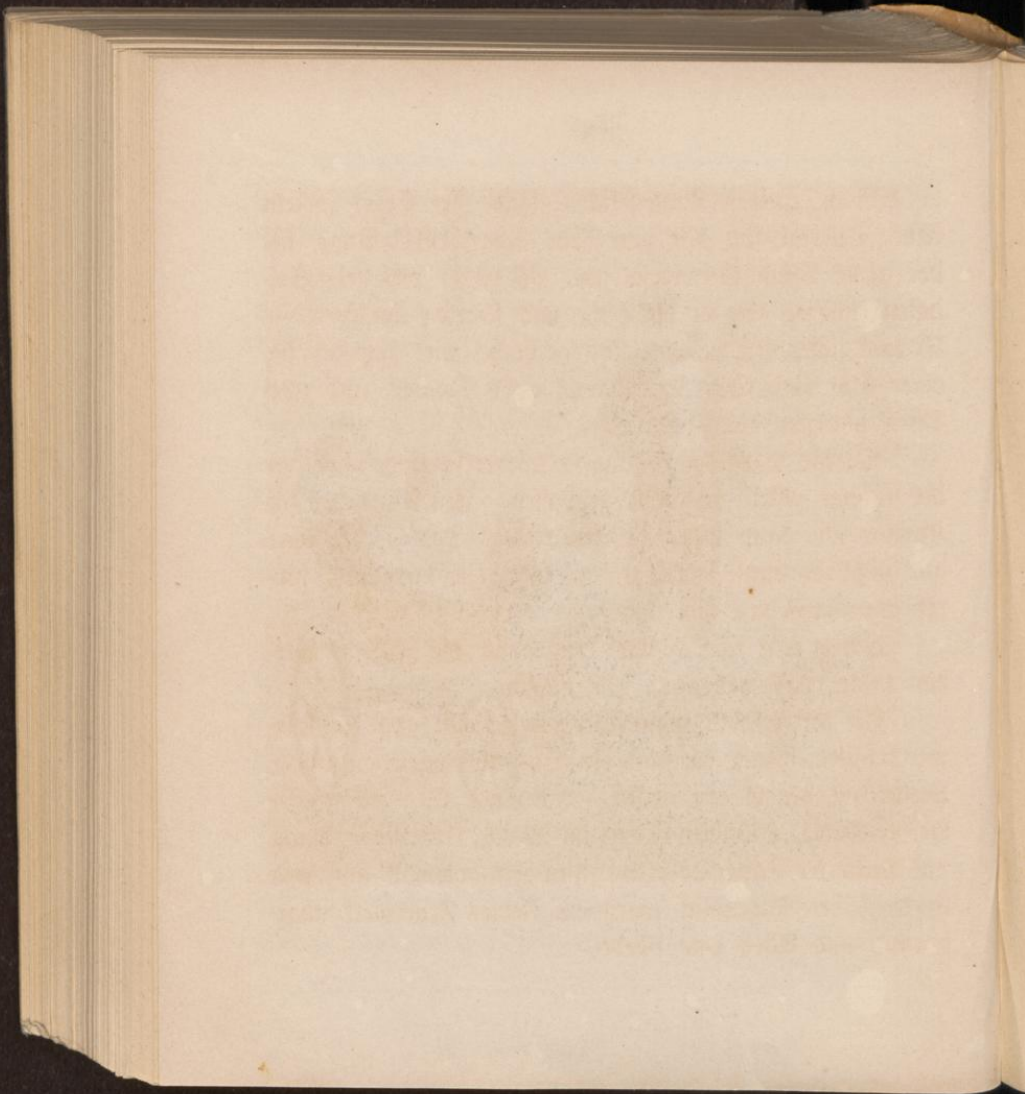
Als der Jahrmart zu Ende war, kam eine Equipage auf's Theater, aber das war erst recht ein Spaß! Zwei weiße Pudel zogen den Wagen, ein Affe war Kutscher und fuhr, und ein anderer stand hinten auf als Diener; im Wagen saßen zwei Damen mit Federhüten und ein Herr, aber alle, alle betrunken. Der Kutscher schwankte auf seinem Boß hin und her, der Bediente konnte sich kaum am Wagen festhalten, und die Herrschaft schlief und fiel über einander. Am Ende stürzte der Diener hinten vom Wagen

der Kutscher fiel vom Boock, und die Pudelpferde rannten im vollen Galopp mit der Equipage vom Theater, und alle Kinder jubelten hinterher. — Ich klatschte in meine Hände vor Vergnügen. Josephine hatte immer die Affen so gern, lieber als die Hunde, und sagte mir leise: „Oh le petit singe! voyez le petit singe! oh comme il est gentil!“ Eigentlich fürchte ich mich vor den Affen, denn sie können solche Gesichter schneiden und die Zähne zeigen, und beißen lassen mag ich mich gar nicht.

Nun kam wieder etwas Anderes, eigentlich etwas Trauriges. Alle Affen und Hunde erschienen in Uniform, ordentlich als Soldaten, und Einer ward als Gefangener eingebracht, denn er war desertirt. Nun stellten sich viele kleine Offiziere in einen Kreis, um einen Tisch, und der Herr der Thiere sagte, das sei ein Kriegsgericht. Der arme Gefangene ward vor den Tisch geführt, und war der Einzige, der keinen Hut auf und keinen Degen an hatte. Die Offiziere steckten alle die Köpfe zusammen und schüttelten sie und sahen ihn an, als ob sie sagen wollten: „Dir wird es schlecht ergehen!“ Und er drehte den Kopf von einer Seite zur andern, und hob die Pfoten plötzlich in die Höhe.



Affen-Theater.



Nach einigen Augenblicken sagte der Herr: „Mein lieber Defertör, du bist zum Tode verurtheilt!“ Bauz, fiel der arme kleine Gefangene um, als ob er todt sei; Soldaten richteten ihn in die Höhe und führten ihn fort. — Darauf schleppten sie eine Kanone herbei und richteten sie, einer fuhr eine kleine Schiebkarre auf's Theater, und zwei Affen schlugen die Trommel.

Darauf ward der Gefangene wieder hereingeführt, vor die Kanone gestellt und todt geschossen. Ein Affe schoss die Kanone ab; dann luden sie den kleinen Todten, der aber gar nicht im Ernst todt war, auf die Schiebkarre und fuhren im Saus mit ihm davon.

Zulezt war eine Festung dargestellt, die gestürmt werden sollte; das war auch sehr hübsch.

An die Festung waren Leitern gestellt, und die stürmen wollten, stiegen daran in die Höhe, aber purzelten immer wieder auf den Boden zurück. Am Ende stieg ein großer weißer Pudel, mit einer Fahne im Maul, eine Leiter hinan und steckte die Fahne oben auf dem Festungswall auf, und in demselben Augenblick ward ein kleines Feuerwerk abgebrannt, und Alles war vorbei.

Tante Susanne war auch mit uns gewesen, und als wir nach Hause gingen, gingen wir uns Alle an sie und fragten: „War das nicht allerliebste? Hast Du Dich nicht auch amüßirt?“ — „Wie eine Fee!“ sagte sie und lachte. „Ja, Tante,“ antwortete ich, „weißt Du wohl, da Du doch von einer Fee sprichst, daß Du uns sehr lange kein Märchen erzählt hast? Wenn die Feen sich so gut vergnügen, so erzähle uns doch, bitte, einmal davon.“ „Ja, ja!“ sagte Tante, und nun hüpfen wir Alle um sie herum, bis zu unserer Wohnung.

Josephine und ich arbeiten jetzt wieder für Christian; Abends stricken wir Strümpfe für ihn von grauer Wolle, das ist eine recht schmutzige Arbeit, und eine Stunde am Tage stehlen wir zusammen, hier eine Viertelstunde und da eine Viertelstunde, zu hübschen Arbeiten für eine neue Auction.

Marie.

Siebenundvierzigster Sonntag.

Montag. In einer Nacht war Thauwetter eingetreten und unser Schneemann hatte ein wenig gelitten; wir reparirten ihn, und ich machte ihm einen Schnurrbart, und dann preßten wir Schnee zusammen, in Form einer Keule, und gaben sie ihm in die Hand. So sieht er aus wie ein alter Riesenwächter.

Neben dem Hause, worin wir wohnen, befindet sich ein Garten mit einem Teich, und Heinrich hat uns zu Gefallen viele Eisschollen losgehauen und ans Land geschafft, davon wollen wir einen Eispalast bauen. Die Mauern bekommen wir wohl, das ist leicht; wir legen Scholle auf Scholle, so hoch das Haus werden soll, und das friert dann zusammen und bekommt Festigkeit, aber das Dach! wie es damit werden soll, weiß ich nicht. Balken von Eis wissen

wir nicht zu bekommen; Wilhelm sagt, wir müssen Holzstangen quer überlegen, und das geht auch natürlich, aber dann ist es kein Eispalast. Die Russen nehmen gar kein Holz, wenn sie von Eis etwas aufbauen.

Dienstag. Wir waren mit unsern Eisbauten beschäftigt, aber das Dach blieb die Schwierigkeit. Am Ende fragten wir Herrn Flohr um Rath, und der meinte, wir müßten uns beruhigen, wenn nicht Alles ganz russisch ausfiel, da wir hier bei uns auch keinen russischen Winter hätten.

Er rieth uns, die Dachunterlage von Busch zu machen und das eigentliche Dach von Schnee. Wenn wir das zu Stande gebracht haben, wollen wir auch Schneehütten bauen. Marie und Josephine waren sehr unglücklich über den Eispalast. Anfangs sahen sie zu und freuten sich daran, da sie aber nicht mit helfen konnten, langweilten sie sich doch bald, und Hände und Füße froren ihnen auch, und sie eriefen ganz kläglich: „Laßt doch Euren alten garstigen Palast, und fahrt uns lieber im Schiebschlitten.“ Ja, aber einen Palast läßt man doch nicht sogleich im Stich; am Ende erbarmte Herr Flohr sich, und schob sie im Schlitten, da waren sie seelenvergnügt.

Mittwoch. Abermals Arbeiten am Eispalast. Wir dachten, er werde klar und durchsichtig werden wie Krystall, aber das ist doch nicht der Fall; die Eischollen sind hin und wieder etwas schmutzig und undurchsichtig; das ist recht Schade. Wenn man so hindurchsehen könnte, wie durch Glas, das müßte hübsch sein! Marie und Josephine besuchten uns wieder, und diesmal hatten sie einen anderen Zeitvertreib; sie stellten ihren kleinen Schlitten auf eine kleine Anhöhe im Garten, setzten sich darauf und rutschten so hinab. Das störte uns ein bischen, denn sie lachten so viel dabei, daß wir gern mitgespielt hätten.

Donnerstag. Der Eispalast war fertig bis auf das Dach, und eben als wir hin wollten, Busch herbeizuholen, der im Garten lag, kam ein starker Regen, und wir mußten laufen, wieder nach Hause zu kommen. Wilhelm fiel zweimal, weil es sehr glatt war, ich einmal. Da wir nun nicht bauen konnten, spielten wir Federball. Bälle und Raketen haben wir zu Weihnachten bekommen. Wir haben uns schon mehrmals geübt; anfangs ging es kümmerlich; eins, zwei, drei, vier, höchstens, dann lag der Ball auf dem Boden. Jetzt werfen wir schon funfzig, freilich nicht oft, aber doch

viel besser als früher. Gewöhnlich zwölf, oder zwanzig und dreißig. Wilhelm wirft viel besser als ich, Herr Flohr sagt, weil er ruhiger ist, aber ich fange besser, denn ich bin wie der Blitz überall in der Luft mit meinen Armen und fange fast immer.

Freitag. War ein Herr hier zum Essen, der eben aus Rußland kam, und vieles von dort erzählte, und auch, daß man dort große Defen habe, die aber gar nicht jeden Tag geheizt würden, sondern man packe sie ganz voll Holz, und das brenne dann langsam aus und verbreite hinreichend Wärme für wenigstens zwei Tage. Mama erzählte von unserem Eispalast, der jetzt ein Wasserpalast ist, und er lachte und meinte, das sei sehr schade, denn er habe uns vielleicht guten Rath geben können, da er viele Eisbauten auf der Newa gesehen.

Für Mama hatte er rothe und blaue goldgestickte Schuhe mitgebracht, und Marie sagte: „O Mama, wenn Du die anziehst, siehst Du doch gewiß aus wie der türkische Kaiser!“ Für Papa brachte er eine türkische Pfeife mit, mit langem Rohr und Bernsteinspitze, und türkischen Tabak. Wir Kinder bekamen kleine türkische Goldmünzen, ganz allerliebft,

aber weil er doch aus Rußland kam, hätte ich lieber etwas Rußsches gehabt.

In der Türkei ist Herr Delmar früher gewesen, und Mama bekam auch Rosenöl und einen Turban, hellgrün mit Gold durchwirkt, sehr hübsch.

Sonnabend. Kam ein Wagen vom Gute herein, und der Schullehrer schrieb an Herrn Flohr, daß er ganz zufrieden sei mit Christian; er wäre fleißig und folgsam und hielt seine Kleider auch sehr rein. Es kamen allerlei Thiere vom Gut mit herein, ein Rehbock, den der Jäger geschossen, zwei Enten und ein Puterhahn. Wir sehen immer zu, wenn abgepackt wird; das macht uns so viel Spaß. Weil es Thauwetter ist, hatte der Gärtner auch Blumentöpfe für Mama geschickt, Hyazinthen, Maiblumen, Tulpen, Tazetten und Iris. Mama freute sich sehr darüber, und stellte Alles auf ihren Blumentisch. In einen Korb mit Eiern hatte der Knecht mit dem Fuße getreten, und das war übel abgelaufen; über zwanzig waren caput.

Otto.

Achtundvierzigster Sonntag.

Mama hat die arme Frau besucht, deren Mann von dem Baum erschlagen ist, und als sie von dort kam, erzählte sie uns, wie sie Alles ärmlich, aber höchst rein und ordentlich in dem Hause vorgefunden habe. Das habe ich mir fest vorgenommen, ich will während eines Monats keinen Schilling ausgeben zu meinem Vergnügen, und was ich dadurch erspare, will ich an Mama bringen, die wird mich dann schon verstehen.

Vorigen Sonntag kam ich schon in Verlegenheit; Marie hat, wir möchten jeder einen Groschen hergeben, Zuckerwerk dafür zu kaufen, welches dann am Abend zum Gewinn beim Pochspiel dienen sollte, denn dasjenige, welches wir Weihnachten bekommen, haben wir theils aufge-

gessen, theils verschenkt. Als ich nun nein sagte, bat sie ganz kläglich: „Lieber Herzens-Will, sei doch nicht so geizig, das ist ja ein solch hübscher Spaß, und Du kannst ja auch gewinnen heut Abend.“ Als ich gar nicht wollte, ging sie betrübt fort, denn sie ist gar nicht daran gewöhnt, daß ich nein sage, aber diesmal mußte ich doch, so leid sie mir auch that.

Tante Susanne hat uns endlich einmal wieder ein Märchen erzählt, und das heißt „Schönröschen“; ich will es herschreiben, so gut ich mich dessen erinnere.

Es war einmal ein vornehmes Fräulein, welches den Namen Rosa trug; da dies schöne Mädchen jedoch noch sehr jung und zart war, nannte man es Röschen, oder schönes Röschen, und allmählich ward aus dieser Bezeichnung „Schönröschen,“ und man nannte sie gar nicht anders.

Auf einem hohen Berge lag zu jener Zeit ein prächtiges Schloß, welches man mitunter glänzend erleuchtet sah; Schönröschen wußte, daß es ein Feenschloß sei; als dasselbe aber einst wieder hell erleuchtet erschien, fragte sie neugierig: „Wozu ist es denn dort so hell? was treiben sie nur?“ — Da bekam sie zur Antwort: „Die Feen belusti-

gen sich.“ „Ach, das möchte ich einmal sehen!“ Manche theilten diesen Wunsch, und so machte eine Gesellschaft junger Leute sich auf den Weg, jenen Berg zu erklimmen, und in jenes Schloß hinein zu gucken, falls dies möglich sei.

Das war aber sehr möglich, denn nachdem der Berg erstiegen war, sah man das Schloß frei daliegen, auf einem schönen Rasengrunde, die hell erleuchteten Fenster bis tief auf den Boden reichend, weshalb es leicht ward, Alles, was im Innern vorging, ganz zu übersehen. Bevor die Zuschauer sich zu den Fenstern hinan drängten, vermochten sie nicht, ohne tiefe Bewunderung die Zauberwerke um sich her anzustaunen.

Der Mond warf sein helles Licht auf den sammetgrünen Rasen und auf die Thautropfen desselben, aber jene Tropfen waren Juwelen, Büsche mit Schneebeeren standen umher, aber jene Beeren waren Perlen; Rosen leuchteten aus den grünen Sträuchern hervor, aber sie waren von Rubinen.

„O wie prächtig! o wie zauberisch schön!“ riefen Alle, und nur Schönröschen, welche ihre feine Nase in den steinkalten Kelch einer Rose versenkte, sagte ruhig: „Ja, schön,

aber kalt.“ Als sie diese Worte über die Lippen gebracht, war es ihr, als flüsterte es durch die Büsche, geräuschlos wie das Blatt, welches vom Baume fällt:

„Leise! leise! o nicht so laut,
Feen sind mit der Rache vertraut.“

Schönröschen stuzte, aber sie war jung und ein wenig übermüthig, da fürchtet man sich nicht so leicht.

Nun drängte das muntere Häufchen bis zu den Fenstern vor. Welche Pracht! Worte reichen nicht aus, sie zu beschreiben. Musikanten spielten auf goldenen Instrumenten, und Feen tanzten in Gewändern von farbigen Edelsteinen, mit Diamanten gestickt und besetzt, und nur Eine trug ein Kleid von echten Perlen und einen Rosenkranz, von hellrosa und dunkeln Rubinen gefornit, im lichtbraunen Haar. „O!“ ließen die jungen Leute sich abermals vernehmen, „o, Schönröschen, diese junge, reizende Fee gleicht Dir!“

Schönröschen warf das Köpfschen empor und sagte: „Mir? ich möchte mich wohl in einem solchen Anpuß sehen, um zu wissen, ob jene mir alsdann noch gleichen würde; jezt, wie ich hier stehe, in meinem einfachen weißen Gewande, nehme ich es mit ihr auf; aber gebt mir

ihre Kleider, ihren Schmuck, und Ihr werdet mich nicht wiedererkennen.“

Plötzlich fühlte die junge, stolze Schöne sich wie von Flügeln emporgetragen, und stand im weißen Perlenkleide, den Rubinentkranz im Haar, der schönen, jungen Fee gegen über, schön wie diese, jung wie diese, und doch keine Fee. Jene reichte Schönröschen die Hand, schwebend tanzte sie mit ihr fort, welche zögernd, schwerfällig wie eine Sterbliche, nicht zu folgen vermochte. „Folge! folge!“ rief eine Stimme; sie folgte, aber nicht mit feenhafter Grazie; „schwebe! schwebe!“ rief die Stimme wieder; Schönröschen hob sich auf den Fußspitzen, sie that, was sie vermochte, aber schweben konnte sie nicht, das können nur Feen und Elfen. Ihr ward unheimlich zu Sinne: „D,“ dachte sie, „wenn meine jungen Freunde mich sehen, was werden sie von mir denken! o, wäre ich fort von hier, mit Feen ist nicht gut tanzen.“

Kaum hatte Schönröschen so gedacht, als sie sich auch wieder in ihren eigenen Kleidern in der Mitte ihrer Gespielinnen befand, welche sie staunend betrachteten und flüsternd sagten: „Wie glücklich, daß wir Dich wieder haben!

O Schönroschen, wie ganz anders sahst Du neben den Feen aus, gar nicht so hübsch wie hier draußen."

Schönroschen, welche innerlich noch zitterte und bebte, erwiderte dennoch schnippisch: „O, die Feen wissen schon dafür zu sorgen, daß bei ihren Tänzen das hellste Licht auf ihre Gestalten fällt; mich hielten sie im Schatten.“

Als Schönroschen diese unbescheidenen Worte gesprochen, war es ihr, als höre sie ein Vögelschen ängstlich im Gebüsch flattern und piepen, das klang ihr wie Warnung; da aber ein junges Mädchen ferner sagte: „Ach, und Dein Tanz; wie schwerfällig nahm er sich aus gegen denjenigen der Feen, welche kaum den Boden berührten; es war, als habest Du Blei an den Füßen,“ raffte sie ihren ganzen Muth zusammen und entgegnete stolz: „Gebt mir Feenschuhe, und dann seht mich tanzen! Die Feen wenden Künste an, die uns armen Mädchen nicht zu Gebote stehen! hätten wir ihre Mittel, würden wir schöner und gewandter erscheinen, als sie.“ Dies letzte Wort hallte noch in der Luft, als plötzlich, von Lichtglanz umflossen, eine Fee dicht vor der erschrockenen Gesellschaft stand, die, mit ihrem Stabe Schönroschen berührend, mit mächtiger

Stimme sagte: „Verstumme! werde zur Statue, welche nicht Nahrung noch Ruhe bedarf, aber behalte das Gefühl Deiner Lage.“

Und augenblicklich erstarrten Schönröschens liebliche Glieder zu Marmor, ihre Füße wurzelten am Boden, und durch die bis dahin so rosigten Lippen drang ein Vorlegetisch von Diamanten, welches die Fee mit einem kleinen goldenen Schlüssel verschloß, und diesen emporhaltend, sagte: „Bleibe verzaubert, bis das größte Opfer Dich erlöst.“

Schrecken, Furcht, Entsetzen trieb die junge Gesellschaft von himmen; Schönröschchen hätte aufschreien mögen, sie zu halten, und vermochte es nicht, sie stand starr, verlassen in der Nacht, auf welche ein eben so trauriger Morgen folgen sollte.

Als der Tag zu grauen begann, erschien Schönröschens Schwester Irmgard und eilte schluchzend auf die schöne Statue zu, welche starr und unbeweglich von Rosen umblüht dastand. Lange, lange weinte das Mädchen zu den Füßen des geliebten Marmorbildes und flüsterte: „O, ich will alle Geschichten von Verzauberungen

und Erlösungen lesen und Dich befreien, wenn ein Mensch das vermag.“

Nachdem Irmgard gegangen, trat ein junger Mann aus dem Dickicht hervor; er hatte Schönröschen schon lange geliebt, und trat jetzt hinzu, einen Schirm in Händen, den er über das Marmorbild ausspannte und dabei rief: „Könnte ich Dich schirmen gegen den Brand der Sonne und gegen den Thau der Nacht!“ Und als er so gesprochen, erstarrten seine Glieder und er stand unbeweglich, den Schirm über Schönröschens schönem Haupte haltend.

Lange Tage stand er so und sah täglich Irmgard wiederkehren und zu den Füßen der Schwester weinen, wobei sie klagend ausrief: „Noch nicht! noch nicht! Alle Versuche waren vergebens; o werde ich Dich jemals entzaubern können?“ Der junge Mann aber, der immer unbeweglich stand, stets den Schirm in Händen, der Schönröschens reizendes Antlitz vor Thau und Sonnenbrand bewahrte, seufzte oftmals im Stillen; einst jedoch dachte er mit Entschlossenheit: „Wozu nützt mein Opfer? Was kann einer Statue die Sonne schaden, oder der Nachttthau? O mächtigste der

Feen! führe mich gnädig von hier fort, und nimmermehr werde ich wiederkehren.“

Nachdem er so gedacht, sank die Hand, welche den Schirm gehalten, langsam herab, sein Fuß hob sich vom Boden, seine Glieder regten sich, er war frei und glücklich, und eifertig, wie ein Glücklicher, eilte er von dannen, nicht einmal den Kopf zu der armen Verlassenen zurückwendend. Manche kamen noch, die schöne Statue zu erlösen, doch Keinem gelang dies; sie kamen und gingen, wie Regen und Sturm kommen und gehen, und die Vögel im Rosengebüsch zirpten ihnen wehklagend nach. Nur Irmgard wechselte nicht; sie kam Tag vor Tag, und vergoß heiße Thränen zu den Füßen des Steinbildes.

Jahre waren vergangen, da erschien Irmgard schneeweiß gekleidet und warf sich nieder, wie sie zu thun gewohnt war, und sagte mit Thränen: „Nun weiß ich nichts mehr! Alles vergebens! O, Du mächtigste aller Feen, erlöse meine Schwester, nimm mich zum Opfer. Mich laß erstarren, mich laß zum Steinbild werden an ihrer Stelle!“

Da sprang das Demantschloß von Schönröschens Lippen, Leben und Bewegung kehrten ihr zurück, aber in eben

dem Grade erstarrte die Schwester; von den Füßen hinauf drang der Zauber, drang bis ans Herz, da stockte er, und eine zarte Stimme rief aus dem Rosengebüsch: „Dies Herz erkaltet nicht!“ Da trat die Fee urplötzlich hervor und rief, ihre Hand ausstreckend: „So werde zur Blume!“ Irmgard rief mit der letzten menschlichen Anstrengung Schön-röschen zu: „Vergiß mein nicht!“ „Werde zur Blume!“ rief die Fee nochmals, „und werde genannt wie Deine letzten Worte auf Erden; wo Deine Thränen flossen, soll ein Bach murmelnd dahin fließen, und am seinem Rande sollst Du blühen, Du und Dein Geschlecht, so lange die Welt steht, und ewig sei Dein Name: Vergißmeinnicht.“

Ihr alle wißt, daß Irmgard nicht entzaubert worden, Ihr alle sahet sie am Bache stehen, blau und treu, und rieft mit freudiger Erregung: „Vergiß mein nicht!“

Wilhelm.

Neunundvierzigster Sonntag.

Wilhelm hat das kleine hübsche Märchen geschrieben, was uns Tante Susanne erzählte; ich hätte das auch gern gethan, aber eigentlich war es für mich ein wenig zu lang; so schnell kann ich noch nicht schreiben, wie die Brüder. Das mag ich nur nicht daran leiden, daß man gar nicht erfährt, was aus Schönroschen geworden ist; sie mußte doch sehr traurig sein, obgleich sie erlöst ward.

Als ich Tante Susanne fragte: „Was ist denn aus Schönroschen geworden?“ antwortete sie: „Nun, natürlich eine Rose.“ „Aber Tante, das war sie ja schon.“ „D, nein, das war sie nicht, sie hieß nur so, und da die Feen gewahrten, wie sehr sie ihres früheren Uebermuths sich schämte, wie bescheiden und jungfräulich demüthig sie ward, verwan-

delten sie das schöne Mädchen in eine Blume, deren Schönheit lieblich verhüllt ist, in eine Moosrose."

Das denkt Tante sich so aus, aber ich hätte lieber das rechte Ende gewußt, denn das war vielleicht ganz anders.

Josephine und ich können jetzt schon ziemlich gut spinnen, und sind in unseren Freistunden sehr fleißig dabei; wenn wir unseren Sohn nicht hätten, könnten wir noch viel mehr zusammen spinnen, aber die kleinen Arbeiten, die wir zum Verkauf verfertigen, nehmen so viel Zeit weg. Jetzt häkeln wir kleine Bricken über Bindfaden, sehr niedlich. Ich häkele zwei, in lila und grün, und Josephine zwei, in rosa und braun. Zwei Paar Manschetten haben wir jede auch gestickt. Mama sagt, wir müssen, so viel wir können, solche Arbeiten verfertigen, die mehr Mühe wie Geld kosten, denn dann wird unser Gewinn größer.

Anfangs wollten wir von dem Garn, welches wir spinnen, Hemdenleinen für die Puppen weben lassen, aber dazu wird es wohl nicht fein genug, wir werden wohl Betttücher davon nehmen müssen. Mama will ein Stück Leinen weben lassen, und der Weber soll, was wir spinnen,

an einem Ende mit anweben; wenn es dann gebleicht ist, schneiden wir unser Stück Leinen ab und nähen die Betttücher. Das ist ein Spaß, wenn wir künftigen Sommer Leinen auf der Bleiche haben. Hübscher wäre es freilich, wenn wir ein Stück Leinen für uns allein hätten, aber das kommt auch wohl noch.

Wir bedürfen noch sehr viel für unseren Haushalt, Hemden für unsere Puppenkinder, Handtücher und Gedecke. Das Leinenzeug für das Haus, welches Papa für uns bauen läßt im Frühling, will Mama uns schenken. Josephine freut sich so sehr auf das Haus, und als wir leztthin mit Mama spazieren gingen, trat sie mit uns bei einem Klempner ein und bestellte eine kleine Puddingsform, einen Blechrand, eine Kuchenform, eine kleine Beessteakspanne, alles zu unserem Haushalt. Der Tischler soll einen Schrank verfertigen zum Aufbewahren von Colonialwaaren und eingemachten Früchten. Denn Einkochen sollen wir auch lernen, und darauf freuen wir uns unendlich. Eine Waagschale kaufte Mama ebenfalls; uns fehlt aber nun noch sehr Vieles, Töpfe und Schüsseln, Teller und Pfannen.

Tante Susanne hat uns sechs kleine Tellerchen ge-

schenkt, zum Aufstellen in unserer künftigen Küche. Zwei ganz bunte, zwei rothe und zwei blaue. Die werden sich sehr hübsch ausnehmen. Lezt hin mußten wir ein Verzeichniß entwerfen von allem Hausgeräthe, welches wir bedürfen; wir bedachten uns sehr lange, denn das hatte Mama begehrt, und als wir unser Verzeichniß abgaben, fragte sie: „Habt Ihr nichts vergessen?“ „Nein, Mama.“ „So sehe ich folglich, daß Ihr die Kohlen mit den Fingern aus der Asche holen wollt.“ Feuerzange und Schaufel, daran hatten wir gar nicht gedacht. Zuletzt fiel mir noch etwas ein, und ich sagte: „Ja, Mama, das ist aber noch nicht Alles, wir müssen auch ein Kochbuch haben, denn wir können doch Deines nicht immer leihen.“ Mama lachte, und sagte nicht ja, nicht nein.

Der schöne Schneemann, den die Brüder verfertigt, und ihr Eispalast sind ganz zusammengeschmolzen, aber seit gestern hat es wieder gefroren, und Josephine und ich haben uns eine Rutschbahn im Hof zurecht gemacht, darauf gleiten wir wie die Vögel so schnell. Anfangs fielen wir einigemal, und ich begreife nicht, wie die kleinen Straßenkinder auf ihren Holzpantöffelchen gleiten können; aber das

geht ganz prächtig flink, und obendrein halten sie dabei ihre Händchen unter den Schürzchen, und fallen doch nicht.

Wenn wieder Schneebahn wird, wollen die Brüder ihre Freunde im Schlitten fahren, und Josephine und ich gönnen es denen zwar gern, aber wir möchten auch gern mit. Vielleicht kommt auch gar kein Schnee wieder, und das wäre recht Schade. Die Esel haben jezt gute Tage im Stall, und werden gewiß so träge, daß sie hernach gar nicht laufen mögen. Wir haben ihnen Rosetten von blauem Bande gemacht, und Stirnbänder genäht, zu ihrem Geschirr, das sieht sehr hübsch aus.

Heute Abend ist Gesellschaft hier, und es wird Eis und Kuchen geben; wir sind aber lange zu Bette, wenn das Eis kommt, das ist recht Schade! aber Kuchen will Mama für uns aufheben lassen.

Marie.

Funfzigster Sonntag.

Der Schnee, von dem die kleine gute Marie träumte, ist nicht gekommen, aber wir sind

Montag auf dem Eise noch gewesen. Es hielt vollkommen, und die Fläche war eben und blank wie ein Spiegel; lange aber wird die Freude nicht mehr dauern. Nun, dann kommt Anderes, und wenn das Eis schmilzt und die Lerche kommt, und später der Storch, dann! o, wir freuen uns jetzt schon auf's Land und auf unseren allerliebsten Garten. Ehe wir dann hinausgehen, nehmen wir noch von hier allerlei Gebüsch und Blumen mit, die wir hier bei dem Kunstgärtner kaufen wollen. Wilhelm hat schon ein Verzeichniß von Allem aufgesetzt, was uns noch fehlt.

Dienstag waren wir abermals auf dem Eise; Herr Flohr sagt, Schlittschuhlaufen macht gewandt, und uns macht es das größte Vergnügen. Er läuft auch mit und kann allerlei Buchstaben im Laufen in das Eis schneiden, wunderhübsch! — Abends spielen wir jetzt oft ein Spiel, welches sehr lustig ist und auch lehrreich; Einer hat ein reines Tuch, welches er dem Andern zuwirft, indem er die erste Sylbe eines Wortes sagt, und der das Tuch bekommt, muß rasch eine Sylbe zusehen, so daß ein ganzes Wort daraus entsteht; so geht das Tuch fort, von einem zum andern; giebt man einer und derselben Person immer dieselbe Sylbe, so entsteht am Ende Verlegenheit daraus, und wer sich besinnt oder nach einer Endung sucht, muß ein Pfand geben. Mir riefen sie immer „Zel“ zu, ich sagte zuerst „le“ und „te“ und ferner „lerfeld“ und „gewebe,“ aber zuletzt ward ich doch confus und mußte Pfänder geben. Eines mußte ich dadurch auslösen, daß ich eine Ballade herfagte; ich wählte den Taucher von Schiller. Tante Susanne hing mir dazu ein Tuch als Mantel um, ich mußte meine Hände auf den Rücken halten, und sie steckte die ihrigen zwischen meinen Armen durch, und gesticulirte

zu meinem Vortrage, anfangs so, daß alle Zuhörer unaufhörlich lachten, aber am Ende sagte Mama: „Nein, damit verdirbst Du den Geschmack der Kinder, zeige ihnen lieber, wie sie es ordentlich machen müssen.“

So wie Tante ordentlich und ernsthaft gesticulirte, bekam ich auch mehr Lust, gut zu declamiren, und am Ende riefen Alle: „Bravo, bravo!“ und klatschten. Tante Susanne rief: „Darauf bilde Dir nur nichts ein, Junge, denn das verdankst Du alles mir.“ Ich lachte und erwiederte: „Alles doch wohl nicht, Tante.“ Sie drohte mir und sagte: „Gut, nächstens werde ich Dich stecken lassen, und da werden sie Dich auspeifen.“

Mittwoch. Herr Flohr besuchte einen Freund, der eine Sammlung ausgestopfter Vögel besitzt, und nahm uns mit. Es war noch früh am Tage, als wir kamen, und der Herr frühstückte eben; ich stellte mich an den Tisch, und sah Etwas sich auf dem Theebret regen, und war ganz erstaunt, als ich sah, daß es eine Schlange war. Das Thier hat der Naturforscher selber eingefangen, und bewahrt es gewöhnlich in einem großen Glase. Er hatte anfangs zwei, welchen er Freiheit gab, in seinen Zimmern

umher zu laufen, wie und wo sie wollten; eine der Schlangen aber entschlüpfte durch's offene Fenster, und seitdem hütet er die andere besser. Ich fürchte mich nicht vor Schlangen, aber das weiß ich wohl, mein Butterbrod würde mir nicht schmecken, wenn eine Schlange dicht vor mir läge.

Die Vögel sind allerliebste aufgestellt und machten uns große Freude; mir gefielen die Wasservögel am besten. Ein Austerfresser war dabei, weiß und schwarz, mit hochrothem Schnabel, der lang und spitz ist, und womit er die Auster öffnet. Das eigentliche Gewürm verursachte mir nicht viel Freude, daran hatte Wilhelm mehr Spaß. Wir erhielten die Erlaubniß, am nächsten Sonntag wieder kommen zu dürfen, um alles gründlicher ansehen zu können.

Donnerstag. Herr Flohr ging die Naturgeschichte der Vögel mit uns durch, die wir am Tage zuvor gesehen. Sein Freund hat einen Theil der in Europa einheimischen Vögel selber geschossen. Er war auch mit einer Gesellschaft Engländer, welche ihre eigene Nacht hatten, in Norwegen, und schoß dort viele Vögel, jedoch nicht andere, als er gebrauchen und ausstopfen konnte; die Engländer aber

schossen vor der Hand alles todt, was ihnen an Vögeln und kleinen Thieren vorkam, so daß es ein ordentliches Morden war, und jenen ganz empörte, da es völlig nutzlos war, und die Thiere weggeworfen wurden. Er selber hat dort viele kleine Wiesel geschossen und sich von den kleinen Fellen einen Pelz bereiten lassen. Herr Flohr sagt: „Das ist eine warme Erinnerung an Norwegen.“

Freitag. Herr Flohr ging mit uns in einen Bilderladen, wo zugleich auch Papier und Siegellack verkauft wird. Wir kauften Papier und besahen hernach die Kupferstiche und Bilder, und Herr Flohr erklärte uns Vieles, und da er selber zeichnet und malt, konnte er uns auf vieles Schöne aufmerksam machen. Die Bilder von Generalen und die Schlachtstücke gefielen mir am besten; Wilhelm hatte am meisten Freude an den Landschaften. Es waren auch sonst hübsche Sachen noch dort, ausgeschlagene Blätter, von denen nur das innere Gewebe zurückgeblieben, und auf welche Heiligenbilder geklebt sind, oder Vögel, ordentlich mit Federn, und kleine, hübsche Kränze von Rosen und Bergisäminicht. Davon kaufte ich einen für Marie; Wilhelm konnte sich den Spaß nicht machen,

weil er jetzt sparen will. Ich sagte, wir könnten den Kranz ja zusammen an Marie schenken, aber das wollte er nicht.

Sonnabend. Wilhelm und ich haben Sonnabends immer ganz besonders viel zu thun, weil Herr Flohr dann eine allgemeine Uebersicht über Alles hält, was in der Woche vorgekommen ist. Abends sind wir dann immer froh, Alles überstanden zu haben. Wir liefen noch ein paarmal durch die Straßen, um Bewegung zu haben, und spielten später Poch um Pfeffernüsse, die Tante Susanne hergab.

Otto.

Einundfunzigster Sonntag.

In dieser Woche ist nicht viel Besonderes vorgefallen. Wir haben fleißig gelernt und unsere Aufgaben ausgearbeitet, den Mittag einige Stunden im Freien zugebracht, wenn das Wetter es nur irgend erlaubte, und des Abends mitunter ein Gesellschaftsspiel gespielt. Ich hätte also über meine Woche gar nichts zu berichten, wenn uns nicht ein kleines Abenteuer zugestoßen wäre.

Eines Tages nämlich, wo es stark geschneiet hatte, wurde ich mit Otto gegen Abend von der Mutter fortgeschickt, um eine Bestellung auszurichten. Die Straßen waren ganz leer. Da hörten wir plötzlich ein heftiges Weinen und sahen, wie ein ganz großer Junge einen viel kleineren immer neckte und ihm ganze Hände voll Schnee in's Gesicht

Stein, 52 Sonntage.

23

warf, so daß er die Augen nicht mehr aufmachen konnte. Ich sagte dem großen Bengel, er solle mit dem dummen Spaß aufhören. Da lachte er mich aus und begrüßte auch mich mit einer Hand voll Schnee, daß mir beinahe die Müze vom Kopfe fiel. Aber nun nicht faul, hatten Otto und ich im Umsehen Jeder ein halbes Duzend tüchtiger Schneebälle fertig, und bombardirten wacker auf unsern Feind los. Der merkte denn auch bald, daß mit uns nicht zu spaßen sei, und machte sich rasch davon. Der kleine Junge war unterdessen nach Hause gegangen.

Als wir diese Geschichte zu Hause erzählten, lachte Tante Susanne: „wir wären ein paar kräftige, tapfere Kerlchen, und sie würde uns in Zukunft nur Cäsar und Alexander nennen.“ Das wollen wir aber gar nicht haben, denn im Grunde war es mit unserer Tapferkeit nicht weit her, da wir doch Zwei gegen Einen waren.

Die Tante meinte aber, wer sich des unrecht Unterdrückten annehme, dem gebühre unter allen Umständen Lob und Ehre.

Wilhelm.

Zweiundfunzigster Sonntag.

In der vorigen Woche war Mama's Geburtstag, aber der darf nie gefeiert werden, weil an dem Tage, vor zehn Jahren, die liebe Großmama ganz unerwartet starb. Seitdem hat Mama uns gebeten, den Tag mit keiner Festlichkeit und keinen Geschenken zu begehen, sondern ihn zu betrachten wie jeden andern Tag. Glück wünschen wir ihr doch, und das nimmt sie immer sehr freundlich und liebevoll auf. Mama sagt: „Zu Geschenken und kleinen Späßen gehört ein fröhliches Herz, und das habe ich an dem Tage nicht, obwohl stets ein dankbares gegen Gott und Menschen.“

Mama mag überhaupt nicht, wenn viel aus ihr gemacht wird, und sorgt lieber für Andere als für sich, daher kommt es wohl auch.

Mit meinen Ersparnissen geht es ziemlich gut; ich habe schon Manches zurückgelegt, und bin schon oft in Versuchung gewesen, Geld auszugeben, wo ich sparen konnte, bis jetzt aber habe ich glücklich widerstanden. Von Christian laufen fast immer gute Nachrichten ein, und wenn der Schullehrer einmal schreibt, daß er nicht fleißig und folgsam gewesen, verdrießt uns das immer so, daß ich mir jetzt recht gut vorstellen kann, wie betrübt Eltern sein müssen, deren Kinder nicht lernen und folgen wollen.

An Mama's Geburtstag hatte Tante Susanne uns zum zweiten Frühstück auf ihr Zimmer geladen, und wir bekamen Schokolade, die Tante selber auf einem großen Kohlenbecken kochte; das amüßte uns ganz prächtig! Mama kam auch, und Tante sagte: „Nun, das siehst Du wohl, daß hier kein Fest gefeiert wird, denn es geht Alles ganz einfach zu, und die Wirthin kocht selber.“ Wir waren ganz lustig, und Tante Susanne hatte ganz wunderhübsch für Alles gesorgt, und als wir fortgingen, sagte sie: „Kommt nur in der Dämmerung wieder, da sollt Ihr gebratene Äpfel haben und ein Märchen.“ O wie froh waren wir!

Wir erzählten das Alles gleich Herrn Flohr, und der

ließ uns etwas früher aus der Stunde gehen, und nun galoppirten wir auf Tantens Zimmer. Da war es prächtig warm, und die Äpfel rochen recht wundervoll, so recht gebraten. Wir freuten uns natürlich darüber, aber doch mehr auf das Märchen, und Tante Susanne erzählte so:

Mein Märchen heißt: Ein Wort; und es gab einmal eine Fee, welche, gleich allen Feen, Freude daran fand, Sterbliche zu verwandeln, und diesen Zauberbann dann künstlich lösen zu lassen.

Einmal hatten zwölf junge Mädchen ihren Unwillen erregt, und sie entführte diese durch die Lüfte in ihr Zauber-schloß; sie verwandelte sie nicht, sondern ließ ihnen ihre Gestalt, aber umgab sich mit ihnen, wie eine Fürstin sich von ihrem Hofstaat umgeben läßt, nur mit den Unterschied, daß die Fürstin ihren Hofstaat selten sieht, die Fee aber jene jungen Personen beständig sah, auch wenn diese keine Ahnung davon hatten.

In einem großen Saal des Zauberpalastes saßen oder standen diese zwölf jungen Schönheiten, mit Allem beschäftigt, was sie in ihren häuslichen Kreisen ungern getrieben. Eine nähte, eine andere las, jene schrieb, diese rechnete, eine

bereitete Alles zum Mittagessen vor, als ob sie für eine bürgerliche Haushaltung zu sorgen habe, die andere sah Wäsche nach, die folgende wusch und färbte Bänder. Kurz, jede trieb etwas Anderes, aber das, was sie trieb, wechselte nie, und darin lag allerdings eine harte Strafe, in welche einige sich dulddend, andere trübsünnig, noch andere mit Ungeduld fügten.

Öftmals um Gnade angefleht, sagte die Fee einst: „Nun wohl, Euch soll Erhörung werden, aber Ihr selber sollt sie Euch geben; aus Eurer Mitte soll das Wort hervorgehen, welches sie Euch gewährt. Nun rathet!“

Nachdem die Fee sich entfernt, sanken die jungen Mädchen sich für einen Augenblick in die Arme, jede umfaßte die ihr Zunächststehende und rief: „Rathe! o rathe, rathe!“ Eine unsichtbare Macht aber trennte sie sogleich wieder, und trieb sie an ihr Geschäft zurück.

Von da an, welche Plage! Jede sann und dachte und grübelte, bin ich es? ist es Jene? welch ein Wort kann es sein? O, wer es ersänne!

Monde vergingen, lauter und lauter wurden die Klagen und Seufzer, denn Keine fand das Wort; nur eine

der Mädchen seufzte und klagte nicht, sie dachte nach. Jeden Tag kam die Fee, übersah die Versammlung mit ihren Strahlengaugen und fragte: „Gefunden?“ Stets aber antwortete ihr eine verneinende Bewegung der zwölf jungen Köpfe.

Eines Tages aber, als sie wieder fragend erschien, trat jene stille Schöne vor, faßte die Hand dreier Gefährtinnen und kniete mit denselben zu den Füßen der Fee, indem sie mit sanfter Stimme sagte: „Ich glaube, die Zauberformel gefunden zu haben; meine Gefährtinnen heißen Elvira, Natalie, Doralice, ich selber aber Emilie. Aus den Anfangsbuchstaben dieser Namen geht das Wort der Entzauberung hervor, denn es heißt:

„ENDE.“

In demselben Verlage erschienen ferner:

Tagebuch dreier Kinder.

Fortsetzung der 52 Sonntage

von

A. Stein.

(Marg. Wulff).

Preis M. 2,75.

Mariens Tagebuch.

Fortsetzung

der

52 Sonntage und des Tagebuchs dreier Kinder

von

A. Stein.

(Marg. Wulff).

Preis M. 2,50.

Lebensbuch

von

A. Stein.

(Marg. Wulff.)

Eleg. geb. mit Bildern von W. Friedrich. Preis M. 6,75.

Druck von W. Formetter in Berlin, C., Neue Grünstr. 30.

Geographische Atlas

Verlag von J. Neumann, Neudamm

1858

Geographische Atlas

1858

Verlag von J. Neumann, Neudamm

1858

Geographische Atlas

1858



STADT. BUCHBINDEREI
DÜSSELDORF

10. Aug. 1955



